

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

130540



Deutsche Vorzeit

Einführung in die
germanische Altertumskunde

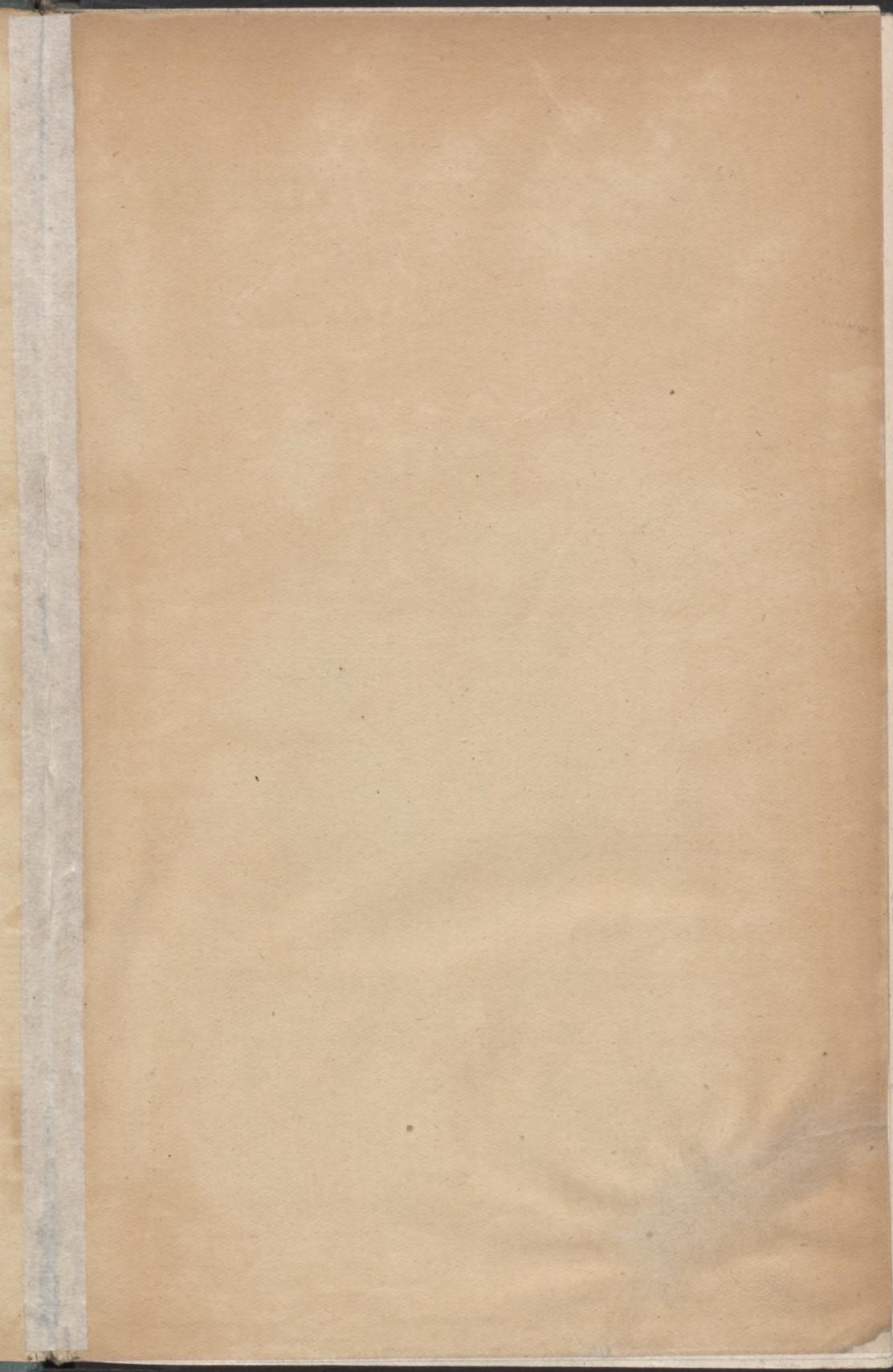
von

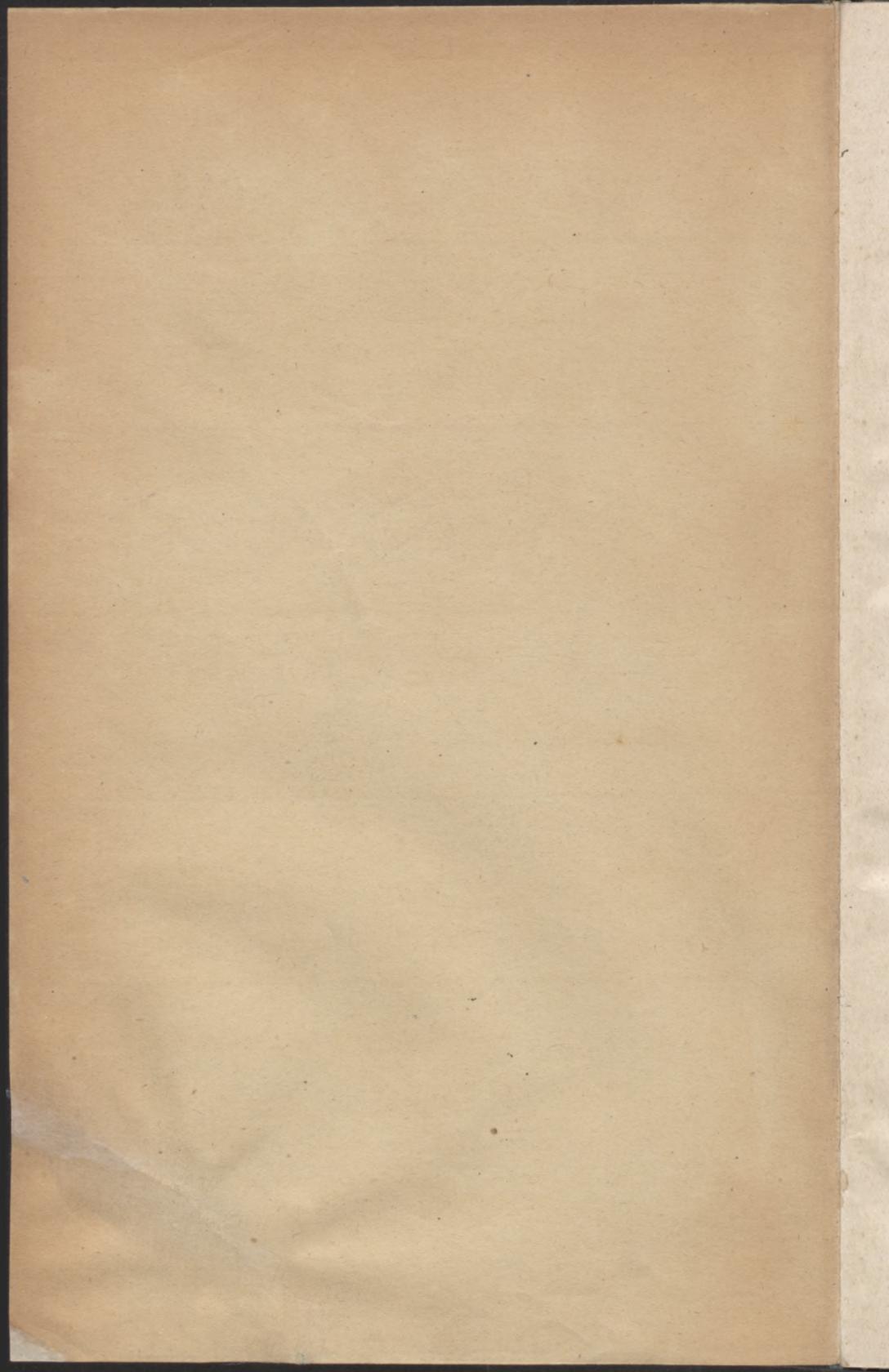
Dr. Ludwig Wilfer

Wilfer: Deutsche Vorzeit

Gf
13

gf 13





1923. 46.

Deutsche Vorzeit

Einführung in die
germanische Altertumskunde



Von Dr. Ludwig Wilser

Mit vielen zeitlichen Abbildungen, Völkertafel, Stammtafeln

Zweite Auflage 1918

Verlag von Peter Hobbing in Steglitz

~~G 2/4~~
1

130540

I



Verband oberöschl.
Volksbüchereien S. V.
Gleiwitz, Am Adler 1.

~~4999.257~~

Inhalt.

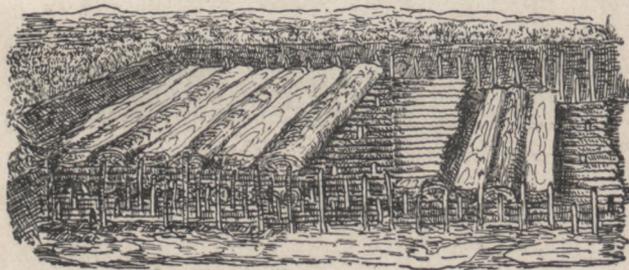
Vorwort zur ersten und zweiten Auflage	Seite V
--	------------

Erstes Buch: Land und Volk

1. Germanenheimat	3
2. Himmel und Boden	7
3. Fruchtbarkeit	15
4. Tierwelt	29
5. Menschenart	40
6. Sprachverwandtschaft	49
7. Stämme und Mundarten	54
8. Nachbarvölker	62
9. Wanderungen	73
10. Neue Reiche	93

Zweites Buch: Kunst und Sitte

1. Ackerbau und Viehzucht	106
2. Haus und Hof	123
3. Waffen und Gewand	138
4. Schiffahrt und Handel	156
5. Zeit und Zahl	165
6. Schrift	181
7. Heilkunst und Recht	193
8. Sang und Sage	206
9. Götterglaube	217
10. Betehrung	226
Blattweiser	239
Bilderverzeichniß	246



Aufgedeckter Bohlweg in einem westpreussischen Moor.



Junger Germane im Hausmantel mit Waffen und Feldzeichen
Kopf und Füße wahrscheinlich später ergänzt
(Vatikanisches Museum, Rom).



Vorwort

Nicht ohne Bedenken, einmal der Schwierigkeit des Unternehmens wegen und dann auch aus Besorgnis, meine Kräfte könnten nicht mehr ausreichen, folge ich der ehrenden Aufforderung des Herrn Verlegers, einen kurzgefaßten, gemeinverständlichen, von jeder Voreingenommenheit freien, ganz auf dem Boden der Tatsachen stehenden und die neuesten Forschungsergebnisse verwertenden Grundriß der deutschen Altertumskunde zu entwerfen. Auf der anderen Seite hat aber gerade die Größe der Aufgabe und die Hoffnung, meinem schwer geprüften, in fast übermenschlicher Anstrengung um sein Dasein ringenden Volke ein nutzbringendes Vermächtnis hinterlassen zu können, so viel Verlockendes, daß ich das Wagnis bestehen und alle mir verbleibende Schaffenskraft an dessen Durchführung setzen will.

Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann!

Die Nacht tritt ein, wo niemand wirken kann.

Weit entfernt, das bisher auf diesem Gebiet Erstrebt und Erreichte geringzuschätzen, kann ich doch nicht verhehlen, daß alle diese Vorarbeiten nur „brauchbaren Stoff“ geliefert haben, daß zu einem wahren Verständnis unserer Vorgeschichte und damit auch der Geschichte auf besser gesicherter Grundlage ein völlig neuer Bau errichtet werden muß. Die Zeiten, in denen angesehenen Gelehrte die alten Deutschen für „eichelfressende Halbmenschen“ erklärten, sind ja vorüber, aber immer noch werden sie von den meisten für rohe, notdürftig mit ungegerbten Fellen bekleidete und in ärmlichen Hütten hausende Wilde gehalten, die alle und jede Gesittung der Berührung mit Rom und den bildenden Einflüssen der alten Kulturwelt um das Mittelmeer verdanken. Wohl waren — das ließ sich schlechterdings nicht leugnen — im Norden unseres Weltteils schöngeschliffene Steinwerkzeuge, kunstvoll geschmiedete Waffen und Schmucksachen aus blinkendem Erz, wohlgerundete, oft mit Geschmack verzierte Tongefäße ausgegraben worden,

aber die verhängnisvolle, zum Glaubenssatz gewordene Irrlehre von der Einwanderung aus dem fernen Osten verhinderte die Nutzbar-
machung solcher Funde für das germanische Altertum.

Wenn auch vor mehr als zwei Jahrhunderten schon ein nordischer Forscher, Rudbeck, die Kühnheit hatte, dem vielgebrauchten, aber mißverstandenen Spruch „ex oriente lux“ die Worte „lux in tenebris cimmeriis (Licht im kimmerischen Dunkel)“ entgegenzustellen, so war doch die etwa 100 Jahre später zu hohem Ansehen gelangende und mit dem Anschein strengster Wissenschaftlichkeit arbeitende vergleichende Sprachforschung derartigen „Phantasmen“, wie man sie nannte, wenig günstig und gab vielmehr den alten rechtgläubigen Anschauungen neue Nahrung: von Asien, der „Wiege des Menschengeschlechts“, dem Lande des „Paradieses“, mußten mit den vollkommensten Sprachen auch alle Anstöße zu höherer Gesittung ausgegangen sein. Jahrzehntelang behauptete diese Auffassung fast unbestritten das Feld, und einzelne Querköpfe, die ab und zu ihre Stimme dagegen zu erheben wagten, wurden kaum einer ernstlichen Widerlegung gewürdigt. Erst als sich auch die Naturwissenschaft mit der Frage zu befassen begann und nach allgemein gültigen Grundsätzen das Ausstrahlungsgebiet der hellfarbigen, langköpfigen Menschenart, des Homo europaeus nach Linné, im Norden unseres Weltteils feststellte, kam auch dieser für die Urheimat der Indogermanen, unter denen doch jene Merkmale besonders häufig vertreten waren, wieder in Betracht. Ich selbst verkünde und begründe seit 35 Jahren die Lehre, daß in Südschweden, der „Werkstatt der Völker“, auch der indogermanische Sprachstamm wurzelt, daß von dort alle arischen Wanderungen, zuletzt die germanischen Heerfahrten, ausgegangen sind. Langsam, unter heftigstem, stichhaltiger Gegengründe aber entbehrendem Widerspruch hat sich inzwischen ein Umschwung der öffentlichen Meinung vollzogen, und heute sind es nur wenige Rückständige, die noch etwas von der einst alleinherrschenden Ansicht zu retten suchen.

Der Gewinn für die Altertumskunde, insbesondere die deutsche, war offensichtlich: manches unlösbar scheinende Rätsel beantwortete sich fast von selbst, und überall trat der früher so schmerzlich vermißte Zusammenhang klar zu tage. Wie sich die Helden der Völkerwanderung durch Schädelgestalt und Knochenbau als unmittelbare Nachkommen der in den nordischen Hünengräbern bestatteten Recken zu erkennen gaben, so enthüllte sich auch ein lückenlos aufsteigender Entwicklungsgang der Gesittung und Kunstfertigkeit vom Steinbeil bis zur ge-

fürchteten Frankenart, vom Kupferdolch bis zum zweischneidigen Langschwert aus federndem Stahl.

Von solchen Grundanschauungen, die freilich noch keineswegs Gemeingut der Gelehrten sind, ausgehend, habe ich im Lauf der Jahre die deutsche Vorzeit aufzuhellen und unserm Volke vertraut zu machen gesucht. Dem gleichen Zweck soll auch das vorliegende Büchlein, wohl mein letztes, dienen. Wie unsere Vorväter in den ersten Jahrhunderten ihrer wechselvollen Geschichte beschaffen waren, was sie besaßen und verstanden, geglaubt und gewußt, wie sie gelebt und gebaut, gewirkt und gestritten haben, davon möchte es in leichtverständlicher Darstellung ein anschauliches Bild geben. Auf die eigentlich vorgeschichtlichen, also vor dem Kimbernzug liegenden Zeiten soll nur gelegentlich, wo es der Zusammenhang erfordert, ein Rückblick geworfen werden. Daß aber ein Volk, das beim Eintritt in das Licht der Geschichte die ganze Stein- und Bronzezeit, sowie einen beträchtlichen Teil des Eisenalters hinter sich hatte, plötzlich wieder in Stumpfsinn und Wildheit zurückgesunken sein sollte, ist im höchsten Maße unwahrscheinlich. Die siegreich vordringenden Heerscharen waren zugleich wandernde Völker und brachten ihre ganze Habe, all ihre Kenntnisse und Fertigkeiten in die neuen, meist unter einem milderen Himmel liegenden Wohnsitze mit, standen aber noch lange mit den in der alten Heimat Verbliebenen in Verbindung und übten eine nachhaltige, fortschrittfördernde Rückwirkung auf dieselben aus. Solche, durch den Handelsverkehr unterstützte „Kulturströme“ dürfen selbstverständlich nicht außer acht gelassen werden, stehen aber an Bedeutung weit hinter den Völkerwanderungen zurück.

Schon aus diesen kurzen Andeutungen geht hervor, daß der Leser auf den folgenden Blättern manches finden wird, was ihm, weil den landläufigen Darstellungen widersprechend, auf den ersten Blick überraschend, ja befremdlich erscheinen mag. Da ich der leichteren Verbreitung und Lesbarkeit wegen dies Bändchen nicht mit gelehrtem Beiwerk beschweren möchte, muß ich um Vertrauen bitten und bezüglich der sachlichen Begründung auf frühere Veröffentlichungen verweisen, so „Europäische Völkerkunde“ (Berlin 1911), „Rassen und Völker“ (Leipzig 1912), „Tacitus' Germanien“ (Stegliß 1915, 4. Aufl. 1918) vor allem aber das mit allen nötigen Hinweisen versehene zweibändige Werk „Die Germanen“ (Leipzig 1913—14). Wer die germanische Altertumskunde wissenschaftlich betreibt, wird selbstverständlich auch die

Schriften zahlreicher anderer Forscher zu Rate ziehen und durch Vergleichen ihrer und meiner Gründe die Wahrheit, unser aller gemeinsames Hochziel, suchen müssen.

Heidelberg, im Herbst 1916.

Ludwig Wilfer.

Zur zweiten Auflage.

Über die Aufnahme, die die erste, infolge der Kriegsumstände erst Ostern 1917 erschienene Auflage im deutschen Volke gefunden hat, kann ich mich wahrhaftig nicht beklagen. Zahlreiche Besprechungen und Zuschriften aus dem Leserkreise, darunter auch, was mich immer ganz besonders freut, manche aus dem Felde, lassen erkennen, daß dies Buch wirklich eine Lücke ausgefüllt hat und einem vielfach empfundenen Bedürfnis entgegen kommt. Für Anregungen, Vorschläge, Berichtigungen bin ich mehreren dieser Schreiber dankbar und habe ihre Hinweise bei der Neubearbeitung bestmöglich zu verwerten gesucht, so daß die zweite Auflage mit Recht als „verbesserte“ bezeichnet werden kann. Einen von verschiedener Seite geäußerten Tadel muß ich als berechtigt anerkennen, daß ich nämlich meinem Grundsatz, „dies Bändchen nicht mit gelehrtem Weiwerk zu beschweren“, in einer Hinsicht untreu geworden sei und zu viele Worterklärungen gebracht habe. Dem entsprechend habe ich einiges davon, besonders Zweifelhafte, gestrichen; ganz verzichten konnte ich aber auf diese sprachlichen Ausführungen nicht, weil gerade auf diesem Gebiete viel gesündigt und durch mißverständliche Auslegung der Verwandtschaftsverhältnisse den alten Vorurteilen Vorschub geleistet worden war.

Noch ist der Weltbrand nicht gelöscht, noch der gewaltige Völkerringkampf nicht beendet, doch zeigt sich schon jetzt, daß Deutschland auch von einer ungeheuren Übermacht nicht zu besiegen und die von Kennern seiner großartigen Vergangenheit und seines tüchtigen, unverwüßlichen Volkstums gehegte Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang begründet ist.

Heidelberg, im Sommer 1918.

Ludwig Wilfer.



Erstes Buch
Land und Volk

Lux in tenebris cimmericis

Rudbeck



Nordische Germanen
in ihrer nach bronzzeitlichen Fundstücken wiederhergestellten Tracht.
(Museum Kopenhagen).



Aus der Lüneburger Heide (Naturschutzgebiet).



1. Germanenheimat.

Lassen wir die deutsche Geschichte nicht, wie es meistens geschieht, mit dem Kimbernzug, sondern schon etwas früher, mit der ersten urkundlichen Erwähnung germanischer Völkerschaften beginnen, so haben in dem Zeitraum von nahezu dritthalb Jahrtausenden die Ansichten über unseres Stammvolkes Herkunft und Heimat zwar vielfach gewechselt, sind aber schließlich im vollen Lichte neuzeitlicher Wissenschaft doch wieder auf die ersten, aus dem Dunkel der Vorgeschichte auftauchenden, vom Nebelschleier der Sage umwehten Anfänge zurückgekommen.

Jene älteste Urkunde, die ich im Sinn habe, ist die leider verloren gegangene Reisebeschreibung des Seefahrers Pytheas, von deren für die Völkertunde unschätzbarem Wert einzelne, aus dem Zusammenhang gerissene und in anderen Werken zerstreute Bruchstücke eine Vorstellung geben. Der genannte Mann war ein Grieche aus der blühenden Handelsstadt Massilia (Marseille) am Mittelmeer, der um die Mitte des 4. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung, zunächst wahrscheinlich mit rein kaufmännischen Zwecken und Mitteln, gewiß aber auch von Wissensdurst getrieben, eine Rundfahrt nach dem Norden unseres Weltteils, zum äußersten Rande des damals bekannten Erdkreises unternahm, von wo ja, wie schon hundert Jahre vorher der „Vater der Geschichte“, Herodot, berichtet hatte, zwei der kostbarsten Handelststoffe des Altertums, Zinn und Bernstein, herkommen sollten. Wenn auch nicht der erste auf dieser gefahrvollen Bahn, denn schon im 5. Jahrhundert hatte ihm der Karthager Himilko den Weg gewiesen, kam er doch sehr viel weiter als sein Vorgänger, als jemals ein den südlichen Gewässern entstammendes Fahrzeug. Es scheint mir darum angezeigt, in aller Kürze hier den meist nicht richtig verstandenen Verlauf seiner Meerfahrt zu schildern.

Bis an die nordwestliche Spitze von Gallien und durchs Ärmelmeer nach dem „heiligen“ Irland konnte er den Spuren des punischen Schiffsführers folgen; von hier aber drang er selbständig, doch sicherlich

von ortskundigen Volsen geleitet, weiter nach Norden vor, zunächst durch die irische Meerenge zu den Hebriden und dann, die Orkaden (Orkney) und Skandien (Shetlands) berührend, an den unwirklichen Bergen (Faröern) aber vermutlich nur vorübersegelnd, bis zur „äußersten Thule“ (Island), wo er gerade während der längsten, etwa 21 Stunden dauernden Tage landete und die Sonne nur für kurze Zeit ins Meer tauchen, „zur Ruhe gehen“ sah. Daß sie noch weiter nördlich überhaupt nicht mehr untergehe und den ganzen Sommer über am Himmel bleibe, erfuhr er von seinen Begleitern. Nach einem kurzen Abstecher ins nördliche Eismeer (das „geronnene“, Cronium mare) wandte er sich ostwärts und steuerte durch die „Tote See“ (Morimarusa) nach der norwegischen Küste, die er beim Vorgebirge Rubenas (verschrieben Rubeas), dem heutigen Rebnäsö, erreichte und längs der Schären (Oeonae, oear) in südlicher Richtung bis zur „Gotenbucht“ (Godanus sinus), heute Skager Rak, verfolgte. An der Westküste von Jütland und Holstein vorbei führte ihn dann der Rückweg wieder ins Armelmeer und zu dem als Stapelplatz für den Binnhandel berühmten Eiland Vectis (Wight). Auf dieser Reise hat Pytheas die Goten, Kimbern und Teutonen, die nachmals in der Geschichte eine so große Rolle gespielt haben, nicht nur von Hörensagen kennen gelernt, sondern jedenfalls, bei dem damals häufigen Anlegen der Schiffe, auch wiederholt deren Land betreten und mit ihnen, durch Vermittelung keltischer Dolmetscher, verhandelt und gehandelt. Die Goten, wenigstens deren westlichste Stämme, wohnten damals noch im südlichen Norwegen und in den benachbarten Teilen von Schweden, die Kimbern auf der nach ihnen benannten Halbinsel und die Teutonen, die von der Ostsee den wertvollen Bernstein herüberbrachten, auf den dänischen Eilanden.

Auf anderem Wege muß übrigens, wie die homerischen Gedichte bezeugen, schon viel früher unsichere, doch über die nördlichen Wohnsitze keinen Zweifel lassende Kunde von diesen Völkern nach dem Süden gedrungen sein. So lesen wir im ersten Gesang der Odyssee:

Allda liegt das Gebiet und die Stadt kimmerischer Männer,
 Völlig von Wolken und Dunkel umhüllt, denn es schauet ja niemals
 Auf sie herab lichtpendend der Gott mit den Strahlen der Sonne
 Nicht wenn er steigt empor in dem Sternengewimmel der Wölbung,
 Nicht wenn vom Himmel er wieder herunter zur Erde sich wendet;
 Immer umgibt eine greuliche Nacht die erbärmlichen Menschen.

Die finsternen Winternächte werden aber zur Sommerszeit durch die langen, hellen Tage wieder gutgemacht, und auch von diesen weiß der Dichter, im zehnten Gesang, zu erzählen:

dort wo dem Hirten
Ruft eintreibend ein anderer und jener beim Ausruf ihn höret,
Und wo ein Mann ohne Schlaf zwiefältigen Lohn sich verdiente,
Einmal als Hirte der Rinder und dann als Hüter des Kleinviehs,
Denn nah kommt zu der Weide des Tags wie der Nacht sich der Auszug.
Übermenschliche Kraft und Größe sollte den Nordlandsbewohnern
eigen sein:

Tausende schritten gewaltig am Ufer lang, hierher und dorthin,
Riesen fürwahr, nicht Menschen vergleichbar, und warfen
Hoch von den Felsen herab unermessliche Mengen von Steinen,
Daß graunvolles Getöse aus unseren Schiffen emporstieg,
Sterbender Männer Geschrei und das Krachen zerschmetterter Balken.

Auf welches Volk sich diese Sagen bezogen, kann nicht zweifelhaft sein, da ja „die Hellenen die Kimbern Kimmerier nannten“. Als dann, ungefähr zwei Jahrhunderte nach ihrer Entdeckung durch Pytheas, hauptsächlich wegen Übervölkerung und Nahrungsmangel, aber auch aus Kriegslust und Wandertrieb, vielleicht sogar, wie einige Schriftsteller andeuten, durch gewaltige, landverschlingende Sturmfluten noch mehr in ihrem Wohngebiete beschränkt und eines Teils ihrer Äcker und Weiden beraubt, die Kimbern und ihre Nachbarn, die Teutonen und Ambronen, zur Auswanderung sich entschlossen, mit Weib und Kind, mit Herden und Hörigen sich aufmachten und einer „Wetterwolke“ gleich über Gallien und Italien hereinbrachen, da waren die einsichtigeren Zeitgenossen über den Ursprung dieser Völkerflut nicht im Unklaren. Ehe diese kriegerischen Scharen ausgezogen waren, um „ein Land zu suchen, das ihre ungeheure Menschenmenge ernähren könnte“, hatten sie, wie Plutarch in seinem „Marius“ schreibt, am Rande des Erdkreises, am „äußeren Weltmeer“ ein unter den Nordsternen gelegenes „düsteres, walddreiches, den Sonnenstrahlen wenig zugängliches“ Gebiet innegehabt. Wieder 200 Jahre später, zur Zeit von Tacitus, war dort, in ihrer alten Heimat, nur ein geringer Teil zurückgeblieben, nun „ein kleines Völkchen, aber von unvergänglichem Ruhm“.

Die heutige Wissenschaft, in erster Reihe die Naturforschung, gibt dem römischen Geschichtschreiber unbedingt recht, wenn er diese und

die übrigen unter dem Gesamtnamen „Germanen“ zusammengefaßten Stämme für „Urbewohner“ erklärt, die „nur ganz wenig durch Handelsverkehr und Gastfreundschaft mit anderen Völkern vermischt“ gewesen seien. Es bleibt nur die Frage, ob sie in ihrem ganzen damaligen, vom Dalef bis zur Donau, von der Maas bis zur Weichsel, vom 62. bis zum 48. Breiten-, vom 4. bis zum 18. Längengrad reichenden Wohngebiete als richtige „Eingeborene“ zu betrachten sind oder nur in einem enger begrenzten Teile desselben, der dann die eigentliche Urheimat darstellen würde. Eine einfache geschichtliche Betrachtung zeigt, daß nur das letztere der Fall sein kann, denn manche germanische Völkerschaften, so die Chattischen Bataver am Niederrhein, die Tugrer auf dem linken Ufer, die Markomannen in Böhmen, saßen auf schwertgewonnenem, in heißem Kampfe gallischen Vorbesitzern abgerungenem Boden. Noch zu Pytheas' Zeit schied die Elbe die Kelten von den Skythen, und wir haben nicht den geringsten Grund zu der Annahme, daß die Spitze des germanischen Schlachtfelds in erheblichem Maße schon über die kimbriische Halbinsel hinaus nach Süden vorgedrungen war. Läßt es sich dagegen rechtfertigen, die kimbriischen und teutonischen Stammlande, also das heutige Dänemark und die Elbherzogtümer, mit zur ersten Germanenheimat zu rechnen? Auch darauf ist nach reiflicher Überlegung und aus einwandfreien sachlichen Gründen mit „nein“ zu antworten: gerade diese Länder haben in den ersten Jahrhunderten unserer Geschichte den vorrückenden Heerscharen als Durchgangstore und Brücken gedient und fortwährend ihre Bewohner gewechselt. Auf die Kimbern und ihre Verbündeten folgten gotische Wandalen, dann schwäbische Langobarden, Semnonen und kleinere Völkerschaften, endlich Sachsen und Dänen.

Verfolgt man die Wanderwege der germanischen Einzelvölker mit Hilfe ihrer die ältesten Überlieferungen enthaltenden Stammesagen nach rückwärts, so gelangt man fast bei allen auf die meerumschlungene Skandinaavia (Erweiterung des noch heute bestehenden Namens Skania, Schonen) selbst oder doch in deren unmittelbare Nachbarschaft. Der Abschnitt „Wanderungen“ wird Gelegenheit geben, alles dies weiter zu verfolgen und eingehend zu begründen.

Auß beste stimmen dazu die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Volksuntersuchungen. Nur die Südhälfte der skandinavischen Halbinsel kann als Entstehungsland und Ausstrahlungsgebiet der langköpfigen, weißhäutigen, blauäugigen und lichterhaarigen Menschenart (Homo

europæus) gelten, die in den Germanen der Wanderzeit fast allein vertreten war und deren Merkmale umso seltener werden, je weiter wir uns von ihrem Verbreitungsmittelpunkt entfernen, wo sich noch heute ihr edles Blut in der größten Reinheit und Lebenskraft erhalten hat. Gründe geschichtlicher, sprachlicher oder altertumskundlicher Art, die dagegen sprächen oder mit dieser Annahme unvereinbar wären, gibt es eben so wenig. Auch die strengsten Anforderungen an Vorsicht und Sachlichkeit geben somit der Wissenschaft das Recht, sie für wahr zu halten und weitere Schlußfolgerungen daraus zu ziehen. Es ist bemerkenswert und keineswegs Zufall, daß das alte Germanien in dem Umfang, den es zu Anfang unserer Zeitrechnung, nach dem ersten größeren Vorstoß erreicht hatte, noch heute fast ganz von Völkern dieses Stammes bewohnt ist und in seiner südlichen Hälfte den Kern des neuen Deutschen Reiches bildet.

Wie die Urheimat eines einzelnen Germanenstammes diesen Namen nicht verdiente, wenn sie nicht zugleich die aller übrigen wäre, so können auch die unseren Vorfahren sprachlich und leiblich mehr oder weniger nah verwandten Völker, die sogenannten „Indogermanen“ oder „Arier“ im weiteren Sinne, keinen anderen Ursprung haben. Streng genommen dürfen nur die in skandinavischem Boden gefundenen vorgeschichtlichen Altertümer unserem eigenen Volkstum zugeschrieben werden, da aber auf jeder Entwicklungsstufe Auswanderungen stattgefunden und die jeweilige Gesittung verbreitet haben, müssen auch in anderen von stammbewandten Wanderscharen überfluteten Ländern ähnliche, Vergleichen zulassende und Rückschlüsse möglich machende Dinge zu finden sein. Auf diesen, oft bestrittenen, aber nie widerlegten Grundanschauungen ist die ganze Darstellung der folgenden Abschnitte aufgebaut.

2. Himmel und Boden.

Berlegen wir den gemäßigten Erdgürtel unserer Halbkugel in zwei gleichbreite Streifen, so fällt die Germanenheimat des ersten Jahrhunderts in den nördlichen derselben und reicht nahe an den Polarkreis heran. Infolge der Verteilung von Wasser und Land und der dadurch bedingten Richtung der Luft- und Meeresströmungen sind aber die Witterungsverhältnisse, besonders auf der westlichen Seite, viel

günstiger, als man nach dieser Lage vermuten sollte, und die Linien gleicher Durchschnittswärme, die sogenannten „Isothermen“, gehen hier viel weiter nach Norden hinauf als in der Neuen Welt oder in der Mitte und im Osten der Alten. Jene mit zehn Wärmegraden hat ihren Gipfel in Irland, senkt sich dann wieder etwas und durchzieht das heutige Süddeutschland; die mit fünf Grad Jahreswärme dagegen überschreitet an der Westküste von Norwegen sogar den Polarkreis, fällt aber gegen das Land zu rasch ab und läuft über Christiania und Stockholm nach Moskau herunter. Der Zwischenraum ist besonders groß im westlichen Europa, und die hier liegenden Länder haben darum eine verhältnismäßig hohe mittlere Wärme und keine allzu schroffen Gegensätze zwischen Sommer und Winter, wozu noch die langen Tage kommen, in Süddeutschland bis zu 16, im nördlichen Schweden bis zu 20 Stunden dauernd, die mit ihrem anhaltenden Sonnenschein die Kürze der guten Jahreszeit und die Länge und Strenge des Winterfrostes einigermaßen ausgleichen.

Die Ursache für diesen wesentlichen Unterschied ist im „Golfstrom“ zu suchen, der das zwischen Wendekreis und Gleicher stark erwärmte Wasser des Atlantischen Meeres nach Norden und längs des Westrandes von Europa bis nach Spitzbergen hinaufführt. Durch die in der Wärme sehr lebhafteste Verdunstung werden die Luftschichten über diesen Strömungen mit Wasserdampf gesättigt, der dann, von den Seewinden ostwärts getragen, auf dem Land in Gestalt reichlicher Niederschläge wieder ausfällt, während die über die Steppengebiete Asiens streichenden Ostwinde trockene und, je nach der Jahreszeit, heiße oder kalte Luftwellen mitbringen. Der fortwährende Widerstreit dieser sich begegnenden Einflüsse macht das Wetter in Mitteleuropa, und Tacitus hat darum vollkommen recht, wenn er schreibt, Germanien sei „feuchter, wo es gegen Gallien, windiger, wo es gegen Norikum und Pannonien (Ungarn) schaut;“ im Westen herrscht eben, wie die gelehrten Wetterkundigen sagen, ein mehr „ozeanisches“, im Osten ein „kontinentales Klima“. Wenn aber der römische Geschichtschreiber das Land unserer Väter mit seinen „wüsten Landschaften und seinem rauhen Himmel“ für jeden, der es nicht als Heimat liebe, „traurig zum Anschauen und Leben“ nennt, so hat er es doch zu sehr mit den Augen des Südländers angesehen und ist ihm darum nicht ganz gerecht geworden. Ob man eine Gegend schön und lieblich oder wild und abstoßend findet, hängt ganz von dem vielfach wechselnden Geschmack ab; bald zog man

forgsam angebaute Fluren, bald die unberührte, jungfräuliche Wildnis vor. Mit den höchsten Tönen der Begeisterung preist Plinius am Schlusse seiner „Naturgeschichte“ sein eigenes, allerdings in jeder Hinsicht reich gesegnetes Vaterland. „Auf der ganzen Erde also und wohin sich des Himmels Wölbung neigt, ist Italien die Beherrscherin und zweite Mutter der Welt, von allen Ländern das schönste und behauptet mit Recht in allen Dingen den Vorrang, durch Männer, Weiber, Anführer, Krieger, Arbeiter, Herrlichkeit der Künste und Berühmtheit der Geister, durch seine Lage und die Gesundheit und Milde des Wetters, durch leichte Erreichbarkeit für alle Völker, lädenreiche Küsten, günstige Winde, Überfluß an Wasser, gesundmachende Wälder, gute Abstufung der Gebirge, Unschädlichkeit wilder Tiere, Fruchtbarkeit des Bodens und Fülle des Futters. Alles, was im Leben nicht entbehrt werden kann, findet man nirgends besser, Getreide, Wein, Öl, Wolle, Lein, Gewandstoffe, Vieh . . . Auch an Bergwerken mit Gold, Silber, Erz und Eisen stand Italien, so lange sie ausgebeutet werden konnten, keinem anderen Lande nach“. Daneben läßt er noch Indien gelten, dem in manchen Erzeugnissen, wie Feldfrüchten, Wein, Pferden, Erzen, auch Gallien gleichkäme. Dieses Land war aber vom südlichen Germanien nicht viel verschieden, und wir dürfen auch nicht vergessen, wie sehr der Mensch durch Anbau, Ent- oder Bewässerung, mäßige Rodung oder gänzliche Abholzung der Wälder und dergleichen die Bitterung und Fruchtbarkeit eines Landes beeinflussen kann. So ist ohne Frage das heutige Deutschland dem durch unvernünftige Entwaldung geschädigten Italien in mancher Hinsicht ebenbürtig geworden, vielleicht sogar überlegen.

Zimmerhin mag nach dem Anblick des lachenden, einem großen Garten gleichenden Italien das damalige „von Wäldern starrende oder durch Sümpfe entstellte“ Germanien auf den Besucher einen düsteren, trübseligen Eindruck gemacht haben. Obschon gewiß nicht ohne wogende Kornfelder und grünende Wiesen, war es doch in einem viel größeren Umfang als heute von einem durch keinerlei Forstbetrieb gelichteten Urwald bedeckt. Am Rande desselben wurde wohl das nötige Bau- und Brennholz geschlagen, im Innern aber wuchsen die mächtigen Stämme ungehemmt himmelan, bis sie, vom Alter ausgehöhlt und durch den Sturm entwurzelt, über einander stürzten und vermodernd den jungfräulichen Boden für den neuen, aus Stodkautschlägen oder gefallen Fruchten aufsprossenden Nachwuchs düngten. Von diesem



Im Watt bei Ehl versunkener Wald.

oft ein undurchdringliches Dickicht bildenden Walde, wie er an der Meeresküste bis an die seine Wurzeln bespülenden Wogen herantrat, gibt Plinius eine anschauliche, wenn auch vielleicht etwas stark aufgetragene Schilderung.

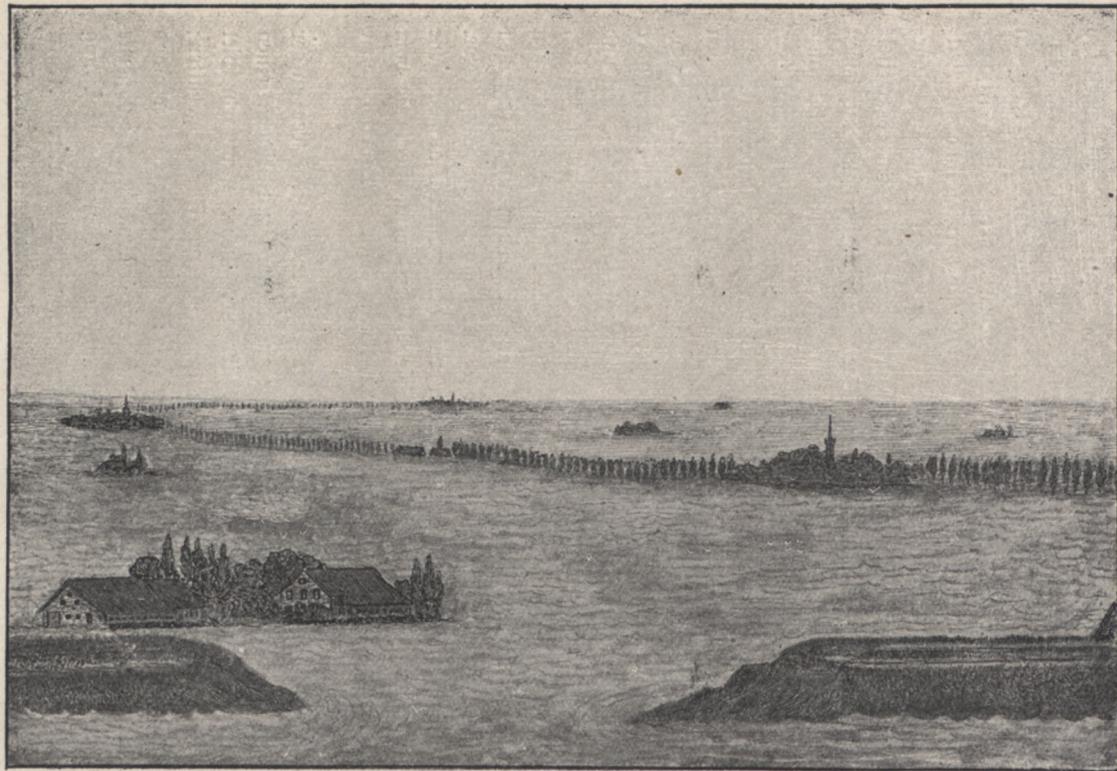
„Ein anderes Wunder bilden die Wälder; sie erfüllen das ganze übrige Germanien und vermehren die Kälte noch durch ihren Schatten. Die höchsten finden sich jedoch bei den erwähnten Chauken, hauptsächlich um zwei Seen (wohl breite Flußmündungen). Die Ufer selbst sind mit üppig wachsenden Eichen bestanden, die, von den Fluten unterwühlt oder vom Sturmwind fortgerissen, durch den Umfang ihres Wurzelwerks ausge dehnte Inseln mitführen. So im Gleichgewicht gehalten und mit dem Takelwerk ihrer ungeheuren Äste dahin segelnd, sind sie oft unseren Flotten zum Schrecken geworden, wenn sie wie mit Absicht gegen den Bug der ankernden Schiffe antrieben und diese in Ermangelung anderer Hilfsmittel eine Seeschlacht gegen Bäume liefern mußten. In demselben nordischen Küstenstrich übertreffen die mächtigen, seit Jahrhunderten unberührten und an Alter fast dem der Welt gleichkommenden Eichen des arkynischen Waldes durch ihre anscheinende Unsterblichkeit jedes Wunder. Um Anderes, weniger Glaubwürdiges zu übergehen, so steht doch fest, daß sich durch den Gegendruck der verschlungenen Wurzeln richtige Hügel erheben oder, wenn das Erdreich nicht nachfolgt, im Wettstreit die Bögen bis zu den Ästen emporsteigen und so weite Tore bilden, daß ganze Reiterabteilungen durchziehen können.“

Ähnliches mag in einzelnen Fällen vorgekommen und durch die Erzählungen der Soldaten und Kaufleute noch etwas übertrieben worden sein. Angesichts der noch heute in unseren Wäldern stehenden tausendjährigen Riesen dürfen wir aber im alten Germanien einen üppigen Baumwuchs mit Sicherheit voraussetzen, und dieser erklärt sich durch die starke Bodenfeuchtigkeit in Folge des größeren Wasserreichthums der Flüsse, die im Hochgebirge durch die damals — zwei Jahrtausende machen in dieser Hinsicht schon etwas aus — noch viel ausge dehnteren Gletscher, im Mittelgebirge durch eine dichte, vom Hochwald geschützte Moosbede ausgeiebiger als heute gespeist wurden. In den Tälern verlegte das durch Hochwasser in großen Mengen mitgeführte Geröll häufig die Flußläufe, so daß sich das aufgestaute Wasser ein neues Bett suchen mußte und dabei zahlreiche Stromschlingen bildete. Diese wurden dann, wenn von der Hauptströmung wieder

verlassen, nach und nach zu versumpfenden, mit Schilf und Rinsen bestandenen, zahlreichen Fischen und Wasservögeln reiche Nahrung bietenden Altwässern. Die vielen, noch von der Eiszeit herstammenden Seen trockneten zum Teil aus und wurden zu unwegsamen, Verkehr wie Anbau hindernden Mooren. So erscheint die von Tacitus gebrauchte Bezeichnung „durch Sümpfe entstellt“ erklärlich und berechtigt. Im Laufe der Zeit vollzog sich die langsame Austrocknung des Landes teils von selbst, teils künstlich durch Waldrodungen und Flußberichtigungen oder dadurch, daß man Seen einen Abfluß verschaffte und Moore durch Abzugsgräben entwässerte. Manchmal ging man darin sogar etwas zu weit, da mit der Verkürzung des Flußbettes das Grundwasser sank und dadurch in den benachbarten Wäldern viele alte Bäume, ganz besonders Eichen, gipfeldürr wurden und schließlich abstarben.

In einem richtigen Urwald können ja nur einzelne Jäger ihr Dasein fristen, für eine an seinem Rande ansässige ackerbauende Bevölkerung aber bildet er eine unerschöpfliche Vorratskammer an Holz und Streu, an Früchten, Wurzeln und Kräutern, nicht zuletzt auch durch das in ihm lebende, Fleisch und Felle liefernde Wild. Daß übrigens schon zur Römerzeit große Strecken Germaniens angebaut waren, geht nicht nur aus den Berichten der Geschichtschreiber, sondern auch aus den großen, nach den schwersten Verlusten sich immer wieder rasch ergänzenden Volksheeren und der starken Auswanderung hervor.

Ob das Wetter damals wesentlich vom heutigen verschieden war, läßt sich mit Sicherheit nicht mehr feststellen, doch wird es wohl, bei der entschieden größeren Luft- und Bodenfeuchtigkeit, wolkiger und regnerischer oder schneereicher gewesen sein. In den römischen Kriegsberichten lesen wir sowohl von heftigen Regengüssen und Hagelschlägen, wie nach der Schlacht bei Idistavissus („blühendste Wiese“), als auch, obschon seltener, von heißen Sommern mit niedrigem Wasserstand der Flüsse, wie bei dem Feldzuge des Germanicus gegen die Chatten. In den östlichen Teilen gab es sicher auch trockene, windige Steppen und Heiden. Die Mitte bestand aus flachem Tiefland, im Norden erhoben sich hohe, im Süden wenigstens mittelhohe Gebirge, da hier die schneebedeckten Alpen noch nicht erreicht waren. Neben zahlreichen Bächen und Flüssen durchzogen mächtige, meist schiffbare Ströme das Land, dessen nördliche Küsten von zwei Meeren bespült wurden, der Nordsee, damals „Germanisches Meer“ genannt, einer Ausbuchtung



Infolge Deichdurchbruchs überschwemmte Nordseemarsch.
Nach einer Handzeichnung.

des Weltmeeres, und der rings vom Festland umschlossenen Ostsee, dem „Schwäbischen Meer“. Mit seinem Reichtum an Fischen, Muscheln und Krebsen liefert das Meer nicht nur eine Fülle leichtverdaulicher und kräftiger Nahrung, sondern auch das für die Gesundheit so wichtige Salz, befördert außerdem den Geschick und Fertigkeit erzeugenden Schiffbau und weckt den Wagemut der Anwohner. Mit lebhaften Farben schildert Plinius das rauhe Leben einer solchen Fischerbevölkerung: „In ungeheurem Schwall wälzt sich dort, zweimal im Zeitraum von Tag und Nacht, das Meer heran, ergießt sich ins Ungeheure und überflutet ein ewig streitiges Gebiet, von dem es zweifelhaft ist, ob es zum Lande oder zur See gehört. Hier haust auf hohen Hügeln oder von Menschenhand nach Maß der höchsten Flut aufgeschütteten Werften mit daraufgesetzten Häusern ein armseliges Völkchen, Seefahrern ähnlich, wenn das Wasser alles ringsum bedeckt, Schiffbrüchigen, wenn es zurückgetreten ist, und macht auf die mit den Bogen zurückweichenden Fische in der Umgebung der Hütten Jagd. Vieh zu halten und sich wie ihre Nachbarn von Milch zu nähren oder auch nur dem Wild nachzustellen, ist ihnen nicht möglich, da weit und breit kein Strauch wächst. Aus Schilf und Binsen flechten sie Stricke, um Netze zum Fischen zu erhalten. Den mit den Händen ausgegrabenen Torf trocknen sie mehr im Winde als an der Sonne und erwärmen mit Erde ihre Speisen und ihre vor Frost starrenden Eingeweide. Zum Trinken dient das in Gruben vor den Häusern aufgefangene Regenwasser. Und doch sprechen diese Völker, wenn sie heute vom römischen Volke besiegt würden, von Knechtschaft. Wahrlich, viele verschont das Schicksal zur Strafe“.

Deutlich ist in diesem anschaulichen Bilde das Wattenmeer an der damals chautischen, jetzt friisischen Küste zu erkennen mit seinen kleinen Inseln oder „Halligen“, deren Bewohner noch heute nicht sehr viel anders leben. Einiges ist freilich in allzu düsteren Farben gehalten: so werden z. B. Seehunde und Seevögel reiche Gelegenheit zur Jagd geboten haben. Von dem mühseligen Dasein dieser ärmlichen, die äußerste Vorhut gegen das Meer bildenden Strandbewohner auf die Gesittung und Lebenshaltung des ganzen Volkes schließen zu wollen, wäre verkehrt.

Alles in allem: Germanien war kein Schlaraffenland, das seine Früchte mühelos dem Trägen in den Schoß schüttete, wohl aber die Heimat eines an schwere Arbeit gewöhnten, kerngesunden, wetterharten, freiheitliebenden und kriegstüchtigen Volksstammes.

3. Fruchtbarkeit.

Von dem „gütigen Wald“ spricht ein römischer Dichter, der im 6. Jahrhundert unter den Franken lebende Venantius, in seinem Lobliedchen auf das „hölzerne Haus“, und mit vollem Recht, denn die damaligen Wälder enthielten in der That alles zum Hausbau Notwendige, von der Bodenschwelle bis zur Dachschindel, in größter Fülle und Auswahl. Bei der großen, etwa vierzehn Breitereise umfassenden Ausdehnung Germaniens zur Römerzeit ist es selbstverständlich, daß die Holzarten im Norden, wo Tannen und Birken vorherrschten, nicht ganz dieselben waren wie im Süden mit seinen Eichen, Buchen und Linden, doch kamen auch hier die höheren und schlechteren Lagen den nördlichen Gebieten näher. Auch von dem heutigen Waldbilde muß das alte recht verschieden gewesen sein: die Bestände waren jedenfalls viel mehr gemischt, wie es eben der Zufall oder die Bodenbeschaffenheit mit sich brachte. Was einen hübscheren, abwechslungsreicheren Anblick bietet, ist keine Frage, aber auch für die Gewinnung von Nußholz war der frühere Zustand bequemer, da die Anwohner nicht lange zu suchen brauchten. Ein dichtes Unterholz war schon durch den Nachwuchs gegeben, wurde aber noch durch allerlei Buschwerk und Gesträuch vermehrt und durch dessen Blüten und Früchte mit leuchtenden Farben geschmückt. Die durch den blumenreichen Wiesengrund sich schlängelnden Bäche waren sicher, wie noch heute, mit wasserliebenden Baumarten, wie Erlen, Espen und Weiden, bestanden. In unseren Ortsnamen hat sich vielfach die Erinnerung an den zur Zeit der Gründung vorhandenen Wald und die in der betreffenden Gegend besonders in die Augen fallenden Bäume, Laub- oder Nadelholz, erhalten, so in Eichholz, Buchloe (von ahd. loh, lat. lucus, Hain), Tanneck, Forchheim, Birkenfeld, Nußloch, Affoltern (von ahd. aphol, Apfel, und got. triu, Baum), Birnau (ahd. bira, Birne), Schlehndorf (ahd. slea), Haselberg, Weidenhof, Erlenbach u. a.

Für den Haus- und Schiffbau waren besonders geeignet Eichen, Fichten und Föhren (Kiefern), für Waffen, Lanzenstäbe und Bogen die Esche und die Eibe, für Artstiele, Bootskrippen und Gerätschaften Krummholz aller Art, für Gefäße, Schüsseln und Schreibtäfelchen die Buche, (daher unser „Buch“), für Schnitzereien die Linde, die Birbelkiefer (Arbe), der wilde Birnbaum, für Flechtwerk Weide und Hasel, für Besen die Birke, für Leuchtpäne und Fackeln die harzreichen

Wurzelsstöcke (Kienholz) der Kiefern. Durch lange, von den Eltern auf die Kinder übertragene Erfahrung belehrt, wußte man jede Holzart in der zweckmäßigsten und vorteilhaftesten Weise zu verwenden. Während im Süden die Stämme rascher in die Höhe wuchsen und an Dicke zunahmen, wurde im Norden bei langsamerem Wachstum das Holz umso fester und kernhafter. Aus dem harzigen Nadelholz wurde das für viele Dinge nützliche Pech (ahd. *peh*, afr. *pik* mit lat. *pix* urverwandt) gewonnen. „Das flüssige Pech“, schreibt Plinius „zum Dichten der Schiffe und für viele andere Zwecke geeignet, wird in Europa aus der Kienföhre (*taeda*, *Pinus picea* oder *cembra*) gesotten. Das Holz derselben wird zerkleinert und in allseitig von Feuer umgebenen Öfen erhitzt. Der erste Schweiß läuft wie Wasser in einer Rinne ab . . . , die folgende, schon dickere Flüssigkeit gibt das eigentliche Pech, wird nochmals in eiserne Kessel geworfen und mit Essig eingekocht . . . Alle diese Pecharten werden aus der Pechfichte hergestellt, indem man das Harz durch glühende Steine in Wannen von festem Eichenholz oder in Ermangelung von solchen in Scheiterhaufen, wie beim Kohlenbrennen, zum Schmelzen bringt . . . Unter diesen Bäumen haben einige die Tanne (*sappium*, ein gallisches Wort, franz. *sapin*) als besondere Art aufgestellt, weil, wie wir schon bei Gelegenheit der Baumfrüchte gesagt haben, mit ihnen stammverwandt, und nennen die unteren Teile desselben Baumes Kienholz (*taeda*), da er doch nichts anderes ist als eine durch die Wildheit des Standortes im Wachstum zurückgebliebene Fichte (gemeint sind Legföhren und Zirbels), der Tannenstamm (*sapinus*) aber nur das Holz der gefällten Bäume dieser Art, wie wir zeigen werden“. Noch einer, heute fast vergessenen Nutzung des Waldes müssen wir gedenken, der damals, als die Steinkohle noch unbekannt war, die für manche Gewerbe besonders die Waffen- und Goldschmiede, unentbehrliche Holzkohle lieferte. Der kunstvoll aufgebaute, rauchende Meiler (ihn meint jedenfalls der genannte Schriftsteller mit seinem „Scheiterhaufen“, *struis congeries*) mit den ruhigen, ihn geschäftig umgebenden Gesellen — man mußte genau auf den Luftzug achten —, den ich in meiner Jugend noch oft im Schwarzwald gesehen, ist jetzt fast ganz aus dem Waldbilde verschwunden, ebenso aus dem Volksleben die Gestalt des seines treuherzigen Glaubens wegen berüchtigten Köhlers. Die noch jetzt vielfach gebrauchten Holzkohlen werden im Großbetrieb hergestellt, wobei auch die Nebenerzeugnisse, Teer und Holzessig, nicht verloren gehen.

Auch für Nahrungsmittel verschiedenster Art war der Wald eine unerschöpfliche Fundstätte. Abgesehen von seinen tierischen Bewohnern, die im folgenden Abschnitt behandelt werden sollen, lieferte er eßbare Dinge in großer Menge. Hier sind vor allem die verschiedenen Beeren zu nennen, deren Namen ja bekannt sind, und die noch heute, in rohem oder gekochtem Zustande, eine beliebte, wohlschmeckende und gesunde Zukost bilden. Obwohl, wie Tacitus hervorhebt, im Gegensatz zu seinen Landsleuten unsere Vorfahren Baum- und Gemüsegärten noch nicht anlegten, hatten sie damit doch Obst (das ahd. obaz ist mit dem slav. ovosti verwandt, aber nach seiner Herkunft noch nicht erklärt) genug, das wahrscheinlich auch schon eingemacht und für den Winter aufbewahrt wurde (ahd. muos, Mus). Daß der Holzapfelbaum (*Pirus silvatica*) in den altdeutschen Wäldern nicht selten war, zeigen die angeführten Ortsnamen, und seine Früchte, meist zum Dörren in Schnitze geteilt, sind schon in steinzeitlichen Ansiedelungen Schwedens, der Schweiz und Oesterreichs häufig; in manchen Pfahlbauten hat sich sogar eine größere, offenbar durch Zucht veredelte Art gefunden. Der Name ist den nordeuropäischen Sprachen gemeinsam (lest. aball, lit. obulas, slav. jabluko), also nicht aus dem Süden entlehnt. Das gleiche gilt für die Birne, deren althochdeutscher Name bira, noch heute in den süddeutschen Mundarten erhalten, nach dem Lautstand mit dem lateinischen *pirum* nur verwandt, nicht aber von ihm abgeleitet ist. Die Wörter Pflaume und Zwetsche oder Zwetschge (in Oberdeutschland macht man einen Unterschied zwischen beiden) sind zwar ohne Zweifel entlehnt, aus *prunus* und *damascena*, aber das erste Wort ist eins mit unserem „braun“, das in alter Zeit (vgl. *brunea*, Brünne) auch „blau“ bedeutet hat, und die wildwachsende Vorgängerin der Pflaume, die herbe Schlehe (ahd. slea slav. sliwa, Pflaume, daher Sliwowitz), findet sich auch schon in steinzeitlichen Wohnstätten. Vermutlich ist die Pflaume (*Prunus domestica*) nur eine durch lange Zucht veredelte, mit der Schlehe verwandte einheimische *Prunus*-Art (*Prunus insititia*). Ähnlich verhält es sich mit der Kirsche (*Prunus cerasus*), die aus der in Mitteleuropa heimischen Vogelkirsche (*Prunus avium*) gezüchtet ist; in Robenhausen und anderen Pfahlbauten hat man u. a. auch Kirschkerne festgestellt. Der Name der Kirsche stammt ja zweifellos von dem der Stadt Cerasus am Schwarzen Meer ab, von wo nach Plinius im Jahre 74 vor unserer Zeitrechnung die veredelte Kirsche, die aber 120 Jahre später schon



bis zum Niederrhein und nach Britannien verbreitet war, nach Italien eingeführt wurde. Außer dem althochdeutschen *chirsa* gab es aber noch ein anderes Wort, *wihsel*, unser „Weichsel“ (slav. *visnja*, lit. *wyszne*, ital. *visciola*), das offenbar das einheimische und mit lat. *viscum* (*wihsel* aus *wiskela* umgestellt), der Mistelbeere, verwandt ist. Aus diesem Wildobst, das jedenfalls mit zu den von Tacitus genannten „*agrestia poma*“ gehört, verstanden unsere Vorfahren ein wohlschmeckendes Getränk zu bereiten, das mit allerlei duftreichen Kräutern, Minze, Hopfen, Waldmeister gewürzt wurde. „Wein wird auch gemacht aus Birnen und allen Arten von Äpfeln“, sagt Plinius und nennt bei dieser Gelegenheit noch verschiedene andere Früchte, Dürkigen (Kornelkirschen), Mispeln, Vogelbeeren u. dergl. Dieser Würzwein, den man oft noch mit dem den Zucker ersetzenden Honig versüßte, hieß im Gotischen *leithus*, im Althochdeutschen *lith*, im Altnordischen *lidh*. Das Wort hat sich besonders lange im bairischen Sprachgebiet erhalten, wo die Schenke auch *lithus*, der Wirt *litgebe* (davon der noch heute vorkommende Geschlechtsname *Leitgeber*) genannt wurde. Andere in Germanien vor der Einführung des Weinbaus beliebte Getränke waren Bier und Met, auf die wir in den folgenden Abschnitten zu sprechen kommen werden. Ob der durch saure Gärung entstandene Essig schon vor der Entlehnung des Wortes (lat. *acetum*, got. *akeit*, ahd. *ezzih*) im Norden bekannt war, ist unsicher. Dagegen kann nach dem Lautstand das gotische *alev* (Öl) nicht wohl von der griechischen (*elaion*) oder lateinischen (*oleum*) Gestalt des Wortes abgeleitet werden; wahrscheinlich war im Norden schon früher ein ähnlicher, aus Baumsrüchten, z. B. den Buchel-, Hasel- und Birbelnüssen, oder Samen, wie Raps, Lein, Mohn u. a., gewonnener Stoff bekannt und gebraucht. Außer diesen fetthaltigen Früchten haben besonders auch die Eichel als Nahrung gedient. Schon in den Pfahlbauten finden sich ganze Töpfe voll gespaltener und gerösteter Eichel, die nach Plinius „gemahlen und zu Brot verbacken“, bei den Keltiberern sogar, in Asche gebraten, „als Nachtisch aufgesetzt“ wurden. Noch heute wird in Zeiten der Not gelegentlich Eichelmehl dem Brot beigemischt, und in einem angelsächsischen Runenlied heißt es: „Die Eiche gibt auf Erden den Menschenkindern des Fleisches Nahrung“. Die Absperrung von der ausländischen Zufuhr durch den Krieg hat uns gelehrt, auf manche d. rartige, in den Zeiten des Überflusses verachtete Stoffe wieder zurückzugreifen. Auch die noch heute

fogar von Feinschmeckern geschätzten, zum Teil sehr nahrhaften Pilze und Schwämme dürfen unter den eßbaren Erzeugnissen des nordischen Waldes nicht vergessen werden. Die reichbewässerten Matten und Wiesen (angar, wang, mata, wisa) am Rande des Forstes, auf Lichtungen und in Flußtäälern werden wenig künstlicher Nachhilfe bedurft haben, um genügendes Futter für die zahlreichen Herden zu liefern; was nicht auf dem Grunde abgeweidet oder grün versüßert war, wurde in getrocknetem Zustande, als Heu (ahd. hewi, das „Gehauene“) für den Winter aufbewahrt. In besseren Lagen gab es einen dreimaligen Heuschnitt, dessen Ergebnis noch heute der Bauer scharf unterscheidet als eigentliches Heu, als Desmd (ahd. amat, Nachmahd) und als Grummet (ahd. gruoemat, Grünmahd), deren Trocknung sich nicht mehr verlohnte. Die mannigfachen Erträgnisse des bestellten Feldes (ahd. achar, velt) werden in dem Abschnitt über den Ackerbau zu besprechen sein.

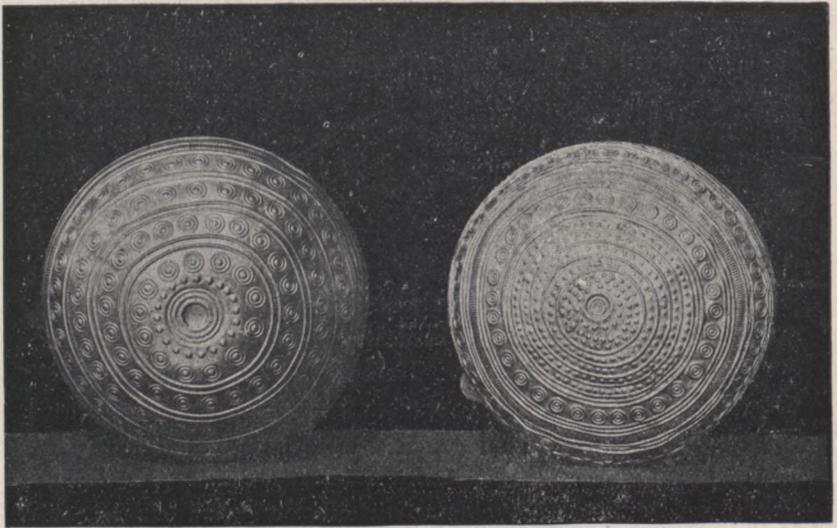
Auch in der Erde Schoß und in der Berge Schacht schlummerten wertvolle Schätze. Die Gesteine selbst waren zwar, so lange man nur mit Holz baute, noch wenig geschätzt und kamen erst später, als nach und nach das vergängliche Holz durch den dauerhaften Stein ersetzt wurde, zur Geltung, im Norden mehr der zum Urgestein gehörende Kornstein (Granit), im Süden hauptsächlich die abgelagerten und geschichteten Gesteinsarten, wie der Sandstein und der Kalkstein mit seiner edelsten Abart, dem „glänzenden“ (griech. marmaros) Marmor. Nachdem der Feuerstein längst seine Rolle als Waffe und Werkzeug ausgespielt hatte, blieb er immer noch sehr wichtig für die Feuererzeugung durch Funken schlagen: in den Gürteltaschen germanischer Frauen, im Schwertgurt baiovarischer Krieger, gerade so wie es bei ihren Nachkommen noch bis zur Erfindung der Streichhölzer üblich war, hat sich Stahl und Stein gefunden. Unter den Bodenschätzen muß auch das Steinsalz genannt werden, für dessen bergmännische Gewinnung wir aber, wenn auch Barro gelegentlich von „Grubensalz (sal fossicus)“ spricht, keine sicheren Zeugnisse haben. Wo man es nicht aus dem Meerwasser darstellte, scheint man besonders die Salzquellen ausgebeutet zu haben, die dadurch eine große Bedeutung erlangten und oft sogar Anlaß zu blutigen Kriegen zwischen benachbarten Völkern gaben. So kämpften im ersten Jahrhundert die Hermunduren mit den Chatten um die Salzsiedereien an der Werra (Salzungen, Söden), im vierten die Alemannen mit den Burgunden um die an

1.

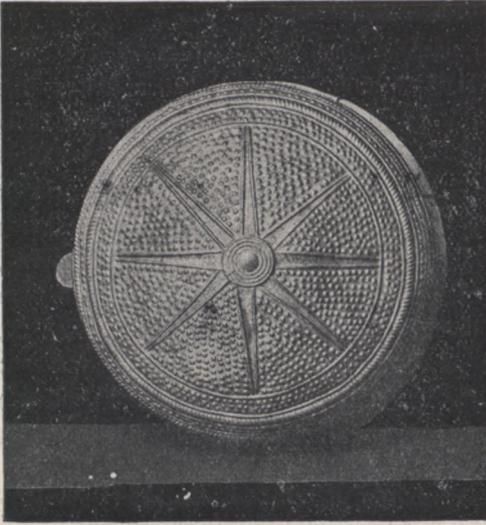


1—4: Goldgefäße des nordischen Erzalters.
Fund von Eberswalde 1913 (Maßstab 1:5).

2.

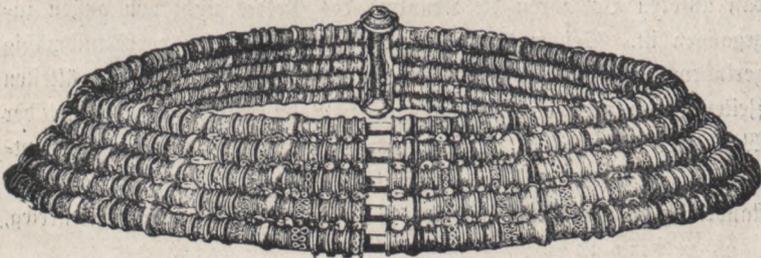
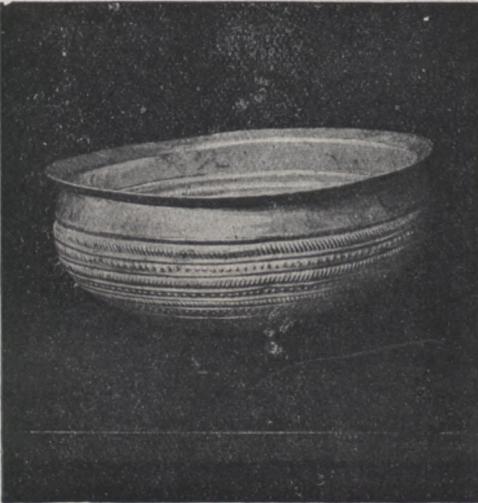


3.



Goldene Armspangen.
(Nach Koffmann).

4.



Goldener Halsring.

der fränkischen Sale (Riffingen). Nach der Schilderung der alten Schriftsteller (Varro, Plinius und Tacitus) hätten Kelten und Germanen das Salz durch Aufgießen von Sole auf brennende Holzstöße zur Ausscheidung gebracht. Vielleicht ist dies jedoch ein Mißverständnis und unsere Vorfahren haben es nicht viel anders gemacht als wir, indem sie nämlich die schwachen Salzlösungen zur Sättigung und Reinigung über Reisigbündel, in sogenannten „Gradierhäusern“, herabträufeln ließen und schließlich das Holzwerk verbrannten, um auch das an ihm niedergeschlagene Salz nicht zu verlieren. Daß sie, wie Manche annehmen, zum Würzen der Speisen das unreine, mit Asche und Kohle vermischte Salz gebraucht haben sollten, scheint doch wenig wahrscheinlich; das würde ja ein ganz schwarzes und wenig die Gylust anreizendes Brot gegeben haben.

An Erzen und an reinen Metallen (ahd. *smida*, das Neudeutsche hat für diesen Begriff kein eigenes Wort mehr) war Germanien nicht arm, wenn sie auch, wenigstens die schwieriger abzuschheidenden, nur selten bergmännisch gewonnen wurden. „Wer hat je danach gesucht?“ fragt Tacitus, geht aber darin wohl doch etwas zu weit. Die aus dem Urgebirge kommenden Flüsse, so vor allen der Rhein, führen in ihrem Sande auch Gold, das man sicher auch schon in vor-geschichtlicher Zeit auszuwaschen begonnen hat. Aus der Bronzezeit und dem früheren Eisenalter sind goldene Schalen und Schmuck-sachen bekannt, deren sorgfältige, geschmackvolle Arbeit noch heute unsere Bewunderung erregt. Das germanische Wort (got. *gulth*, wohl von einer „glänzend“ oder „gelb“ bedeutenden Wurzel *gel* abzuleiten) erstreckt sich auch auf die finnischen, litauischen und slavischen Sprachen (finn. *kulda*, lettisch *zelts*, slav. *zlato*, mit Erweichung und Umstellung,) während Keltisch-Lateinisch und Griechisch-Thrakisch Bezeichnungen anderen, sicher aber auch den Begriff „Glanz“ ausdrückenden Stammes haben (lat. *aurum*, alt *ausom*, felt. *or*, *our*, griech. *chrysos*, phryg. *chlounos*, *glouros*). Diese sprachlichen Tatsachen lassen darauf schließen, daß unseren Vorfahren die Kenntnis des Goldes nicht von außen zugegangen ist. Seiner Unveränderlichkeit und des bei verhältnismäßig geringem Gewicht hohen Wertes wegen hat es jedenfalls seit den ältesten Zeiten im Handel eine hervorragende Rolle gespielt. Noch in der Wanderzeit bestand der oft sehr beträchtliche Schatz der Könige hauptsächlich aus Gold, meist in gemünztem oder sonst verarbeitetem Zustande. „An Schätzen“, schreibt Prokop in seinem Wandalenkrieg,

„wurde im Lager eine solche Menge gefunden, wie sie schwerlich jemals an einem Ort zusammengebracht war“.

Silber hegen seine Berge

Wohl in manchem tiefen Schacht,

rühmt ein bekanntes Gedicht, doch scheint man davon zur Zeit von Tacitus noch nicht viel gewußt zu haben, wenn er auch selbst von unter Kaiser Claudius im Lande der Mattiaker, vermutlich an der unteren Lahn, ausgebeuteten Silbergruben berichtet. Jedenfalls haben die germanischen Feinschmiede schon früh das weiße Metall zu bearbeiten verstanden, wie die von Cäsar erwähnten Silberbeschläge der



Silberner Opferkessel von Gundestrup (Kopenhagen).

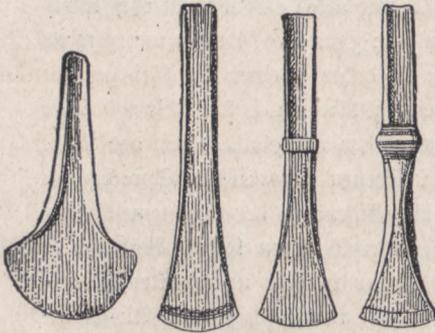
Trinkhörner und der bei Gundestrup in Jütland gefundene Opferkessel zeigen. In den ersten Jahrhunderten unserer Geschichte war das Silber besonders geschätzt zur Anfertigung von Gewandnadeln, Türspangen, Riemenenden, Schnallen, Schwertscheiden, sowie zu sehr geschmackvollen eingelegten Arbeiten (Tauschierungen) in Eisen. Im späteren Mittelalter wurde abgewogenes „Hacksilber“ auch im Handelsverkehr gebraucht, und das englische Pfund hat bekanntlich seinen Namen von den nach dem Gewicht in Kauf genommenen Schillingen der „Desterlinge“, d. h. der Anwohner der Ostseeküsten. Nach Plinius wurde viel Silber in Spanien gefördert, nach Strabo auch in Gallien, was aber der sonst gut unterrichtete Diodor in Abrede stellt. Während die meisten indogermanischen Völker, so auch Griechen

und Römer (*argyros, argentum*), das Metall nach der „weiß“ bedeutenden Wurzel *arg* benannten, zeigen sich auch hierin die Germanen selbständig (got. *silubr*, von *sil* = glänzend), denn die Bezeichnungen ihrer östlichen Nachbarn sind, wie schon die Umstellung und Verwechslung der Laute erkennen läßt (slav. *sirebro*, lit. *sidabras*, altpreuß. *sirablan*, lapp. *silbbä*), zweifellos von ihnen entlehnt. Das assyrische *kaspu*, wovon hebräisch *kesef*, ist wohl sumerisch und von den ersten Verbreitungswellen der Indogermanen ins Zweistromland gebracht; dafür spricht der Flußname *Kaspasius* und das skythische Volk der *Kaspier*, nach dem das *Kaspische Meer* und das *Kaspische Gebirge* benannt sind. Herodot spricht zwar den Skythen die Kenntnis des Silbers ab, aber Plinius schreibt gerade einem König in Skythien, *Judus*, die Erfindung desselben zu, und skythische Kunde, wie die von *Tschertomlitsk*, *Nikopol*, *Nikolajew* u. a., enthalten ja vorwiegend Silbergeräte. Dieser Zusammenhang ist wichtig, weil auch hier wieder der Einfluß der Indogermanen auf die Semiten, nicht umgekehrt, sich erkennen läßt.

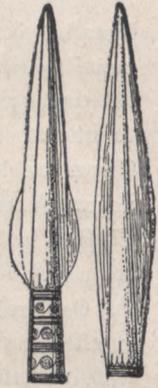
Das ältestbekannte und zuerst bearbeitete Metall ist das Kupfer, das schon vor mehreren Jahrtausenden anfang, den Stein zu ersetzen. Die von den älteren Altertumsforschern übersehene Kupferzeit war von ziemlich langer Dauer und ist in den meisten europäischen und vorderasiatischen Ländern nachzuweisen, wozu auch das den Hauptstämmen der Indogermanen gemeinsame Wort (lat. *aes*, got. *aiz*, altind. *ayas*, altperj. *ayah*) stimmt, wohl den Glanz im allgemeinen bezeichnend. Eine andere Gruppe (sumerisch *urud*, slav. *ruda*, pers. *rod*) hat offenbar die rote Farbe zum Ausdruck gebracht, während das Griechische mit seinem *chalkos* beiseite steht, denn die lautlich entsprechenden lito-slavischen Bildungen (gelzis, *gelso*, *zelezo*) bedeuten „Eisen“. Wohl zu beachten ist die im Keltischen (kymr. *emed*), Slavischen (*medi*) und Germanischen (ahd. *smida* mit vorgefügtem *s* wie bei Specht, Schnee, Schnur, lat. *pieus*, *nix*, *nurus*) sich findende Wurzel, von der nicht nur der Schmied bei unseren Vorfahren und ihren Nachbarn (got. *smitha*, ahd. *smid*, altnord. *smidhr*, lapp. *smid*, slav. *medari*), sondern auch das Bergwerk bei Griechen und Römern (*metallon*, *metallum*) und endlich allgemein der reine, unvermischte und unverbundene Stoff den Namen hat. Wie ich andernorts ausgeführt habe, halte ich das zuerst von Herodot gebrauchte *metallon* für ein keltisches, aus Südgalien stammendes Lehnwort (Stadtname

Metallus, heute Melle), das mit dem schon bei Homer vorkommenden metallao (ich forsche nach; aus meta und allos zusammengesetzt) nichts als einen zufälligen Anklang gemein hat: „wo eine Ader gefunden wird, da ist auch eine andere nicht weit . . . daher scheinen die Griechen die Erzgruben benannt zu haben“, meint Plinius. Das Wort Kupfer stammt so wenig von der Insel Kypros her, wie chalkos von der Stadt Chalkis, sondern von einer in verschiedenen europäischen Sprachen zu belegenden Wurzel, deren ursprüngliche Bedeutung der Nachname Kupfer (alt *Cupfere*) und die Meeresbucht Kopervik ahnen lassen. Während es in allen nordeuropäischen Sprachen, sogar in dem unentdeckten Tocharisch, vertreten ist, fehlt es gerade in den romanischen (mit Ausnahme des Französischen, zum Teil auch des Spanischen), die doch bei der Herkunft vom „kyprischen Erz“ durch Vermittelung des Lateinischen (*aes Cyprium*, erst später *cuprum*) in erster Reihe stehen müssten. Seit dem Ende der Steinzeit mit dem roten Metall und dessen Bearbeitung vertraut, hatten unsere Vorfahren nicht den geringsten Anlaß, ihm einen fremdländischen Namen zu geben. Auch eine Einfuhr war unnötig, da ihre Heimat selbst reich an Kupfer war. Von den nordischen Gruben ist die jetzt allerdings nahezu erschöpfte von Falun die bekannteste, und noch im vorigen Jahrhundert versorgte Schweden die Nachbarländer in ausgiebiger Weise mit dem wertvollen Stoff. Die alten schwedischen Schriftsteller Erik Olafsson und Olaf Magnus rühmen diesen schwunghaften Außenhandel, der ihrem Volke „keinen geringen Gewinn zu bringen“ pflegte. Der Betrieb der dalekarlischen Bergwerke ist allerdings rein geschichtlich nicht weiter als bis ins 14. Jahrhundert zurückzuverfolgen, hat aber wahrscheinlich schon in vorgeschichtlicher Zeit bestanden. Gerade durch die unausgesetzte Ausbeutung können die Spuren davon, wie sie sich in den Alpen so deutlich erhalten haben, verwischt sein. Unser heutiges „Erz“, ahd. *araz*, von *er*, *aiz* abzuleiten, hat mehr die Bedeutung einer chemischen Verbindung angenommen, aus der die reinen Grundstoffe erst künstlich dargestellt werden müssen.

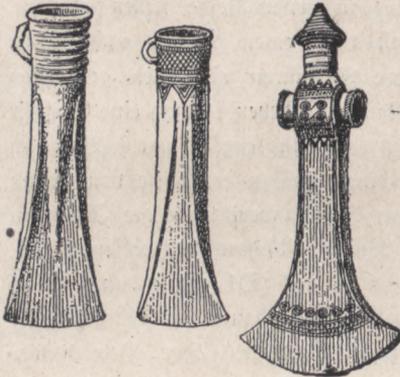
Während die Verwendung des Kupfers keine allzu große Veränderung im Leben des Ureuropäers hervorgebracht zu haben scheint, führte die Entdeckung des Zinns eine vollständige Umwälzung, einen gewaltigen Fortschritt herbei. Wo man zuerst darauf gekommen ist, durch die Mischung beider Stoffe in einem bestimmten Verhältnis einen sehr viel brauchbareren dritten zu erzeugen, ist eine alte Streit-



Beilklingen. (Nach Kossinna).



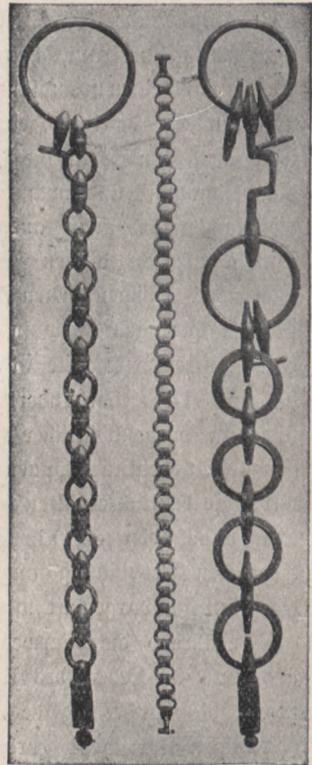
Speerspitzen



Beilklingen



Nordische Schwertgriffe mit Kn aufblättern
(aus dem Erzalter, nach Kossinna).



Bronzene Pferdezaumketten.

frage der Altertumforschung. Am nächsten liegt zweifellos die Annahme, dies müsse in einem Lande geschehen sein, wo die Bestandteile des Gemischs in genügender Menge vorhanden und ihre Eigenschaften durch lange Erfahrung bekannt waren. Wo die Mittelmeervölker das im Kriege wie im Frieden unentbehrliche Zinn herbezogen, lehrt uns der Vater der Geschichte, Herodot, und nach ihm eine Reihe anderer Schriftsteller: vom „äußersten Ende der Welt“ und von den Kassiteriden oder Zinninseln; kassiteros, der schon von Homer gebrauchte und weit nach Süden und Osten, bis nach Indien verbreitete Name dieses Metalles ist, wie Aristoteles richtig erkannt hat, keltisch und genau so zusammengesetzt, wie die Mannsnamen Cassivellaunus und Dejotarus. Die Kassiteriden der Alten sind die britischen Eilande, wo noch heute viel Zinn gewonnen wird und sich auch eine keltische Mundart behauptet hat. Die Römer hatten ursprünglich keine besondere Bezeichnung für das Zinn und begnügten sich mit dem Ausdruck „weißes Blei“; das später gebräuchliche stannum ist gleichfalls nordischen Ursprungs, (kelt. sten, sprachlich dem got. stains entsprechend). Die ersten aus Kupferzinnmischung bestehenden Geräte scheinen demnach in Albion, dem jetzigen England, wo es auch Kupfer genug gab, angefertigt zu sein, die höchste Stufe des Geschicks und Geschmacks hat aber die Kunst der Bronzezeit unstreitig in Schweden erreicht. Den Ausdruck „Bronze“, mit dem meistens die genannte Mischung bezeichnet wird, hat man von einem Ortsnamen Brundusium ableiten wollen, gewiß mit Unrecht: es gehört zu der germanischen Wurzel brun, ursprünglich ganz allgemein „glänzend“, dann „blaugrau“, jetzt „braun“ bedeutend. Mit den Wörtern tin, zin (deutsch Zinn, schwed. tenn) stehen die alten und neuen germanischen Sprachen wieder selbständig da, denn finn. tinna, lit. cinas, poln. cyna sind sicher Entlehnungen. Messing, die Mischung von Kupfer und Zink (slav. mjesnik, mosaz, pers. mis), scheint dagegen mit medi, smida zusammenzuhängen.

Nun nur noch ein Wort über das Blei (ahd. bli, bliu), das wohl passend als „blaues Metall“ (ursprünglich blao oder blivo) aufgefaßt wird, was zugleich das griechische holibos, molybos und das lateinische plumbum (etwa aus plivibum, pliubum) erklärt. Daneben hatte das ältere Deutsch noch das Wort lot (agf. lead, davon „lotrecht“), das auch im Keltischen (ir. luaide) nachweisbar ist.

Das schwerer zu gewinnende und zu verarbeitende, aber umso

wirkfamere Eisen, das im kriegerischen wie im friedlichen Sinne die Welt erobert hat, ist den Vorfahren der Germanen seit nahezu drei Jahrtausenden bekannt. Daß ihre gallischen Nachbarn im Westen wie im Osten es im großen Maßstabe bergmännisch zu gewinnen wußten, berichtet Cäsar und Tacitus. Trotzdem hat die früher bestehende allgemeine Ansicht, die Nordländer hätten die Kunst, Eisen zu schmelzen und zu schmieden, mitsamt dem Namen von den Kelten übernommen, keine Berechtigung. Das altgermanische Wort (got. *eisarn*, ahd. und altnord. *isarn*) ist aus zwei Stämmen, *is* und *arn*, zusammengesetzt, von denen der zweite Nordgermanen (*jern*) und Kelten (*iarn*, *hern*) genügte. Schon aus diesem rein sprachlichen Grunde ist eine Entlehnung ausgeschlossen; beide Völker waren, wie die vorhistorischen Waffenfunde aus Frankreich und Schweden lehren, tüchtige Eisenschmiede, und diese Länder lieferten auch die Rohstoffe in genügender Menge und Güte. Die verschiedenen Bezeichnungen im Lateinischen (*ferrum*, alt *fersom*) und Griechischen (*sideros*) sprechen für Sonderströme, deren gemeinsame Quelle noch nicht mit Sicherheit erkannt, vielleicht aber bei einem skythischen Volke nördlich vom Schwarzen Meer zu suchen ist. Unerwähnt darf nicht bleiben, daß das sumerische *barza*, wovon hebräisch *barezol*, und das altlateinische Wort eines Stammes sind. Auch hierin waren also die Semiten die Empfangenden, nicht die Gebenden.

Soviel von den Schätzen des Bodens, zu denen eigentlich auch der vom Meer ausgeworfene Bernstein gehört, der aber besser als Gegenstand des Handels behandelt wird.

Mag auch den Römern die nordische Landschaft beim ersten Anblick einen düsteren Eindruck gemacht haben, „traurig zum Leben und Anschauen“ schreibt Tacitus, sie lernten doch bald deren Vorzüge schätzen und schufen sich am Ufer des Rheins und seiner Nebenflüsse anmutige, von Obst- und Weingärten umgebene Landstübe, wie sie Aufonius in seiner „Mosella“ geschildert hat:

Dort an dem Abhang des Ufers ragt auf manch stattliches Landhaus;
Zwischen den Hügeln, von Reben umgrünt und mit leisem
Gemurmel,

Fließet die Mosel zu Thal in sanft hingleitender Strömung.

4. Tierwelt.

Im dichten Walde wie auf offener Heide, in fließenden und stehenden Gewässern herrschte ein Tierleben, viel reicher und mannigfaltiger als heute, weil einerseits manche Zeugen früherer Erdalter noch nicht ausgestorben, anderseits bei aller Jagdlust unserer Vorfahren doch der unzugänglichen Schlupfwinkel zu viele und die Waffen noch zu unvollkommen waren, um die völlige Ausrottung einzelner Arten zu gestatten. Da eine wirkliche Übervölkerung nur in den wenigsten Gebieten bestand, machte der Mensch dem Tier auch keinen so scharfen Wettbewerb, und dieses fand in einer durch künstliche Eingriffe kaum veränderten Umwelt noch viel günstigere Lebensbedingungen.

Von den in den unermesslichen arktischen (mitteleuropäischen) Waldgebirgen lebenden Tieren hebt Cäsar drei besonders hervor, die „sonst nicht gesehen“ wurden und „von den übrigen am meisten abweichen“, zwei zum Geschlecht der Hirsche gehörend und eine Rinderart. Daß unter dem „Kind in Hirschgestalt“ mit seinem beiden Geschlechtern gemeinsamen, weitausladenden Schaufelgeweih nur das Rentier verstanden werden kann, ist klar, eben so sicher aber auch, daß es damals in unseren Breiten, wo es schon seit der Eiszeit ausgestorben war, nicht mehr vorkam. Der römische Feldherr kann seine Kunde nur vom Hörensagen haben, und gerade darin liegt auch wieder ein Beweis dafür, daß die von ihm bekämpften schwäbischen Völkerschaften — noch unter Augustus gab es Haruden in Holstein — nicht lange vorher ihre nordische Heimat verlassen und die Verbindung mit derselben noch nicht abgebrochen hatten. So beschreibt auch Paul Warnefrids Sohn, der im 8. Jahrhundert lebende Geschichtschreiber der Langobarden, einen von ihm selbst gesehenen, „bis zu den Knien reichenden Pelzrock aus der Haut eines hirschähnlichen Tieres“ und aus einem Lande stammend, wo im Sommer die Tage, im Winter die Nächte „länger sind als sonst irgendwo“. Daß aber auch zu Cäsars Zeit das Ren nur noch im nördlichen Teil der skandinavischen Halbinsel zu finden war, steht außer Frage. Einen Namen gibt er dem Tiere nicht, wohl aber Aristoteles und Plinius (tarandos, tarandus, noch jetzt die naturwissenschaftliche Bezeichnung), die beide den auffallenden Farbenwechsel des Winter- und Sommerfells erwähnen. Letzterer fügt noch, eine Verwechslung mit dem Elch nicht ganz aus-



麋鹿。

schließend, hinzu: „so groß wie ein Dohse, Kopf hirschähnlich, doch dicker, Geweih schaufelartig, Hufe gespalten, Haare lang wie bei den Bären“. Das anscheinend einer keltischen oder skythischen Sprache entnommene Wort *Tarandus* gilt den Sprachforschern als „unerklärt“. Das Rentier der Eiszeit (*Tarandus fossilis*) ist übrigens von dem der Lappen (*Tarandus rangifer*) artlich verschieden.

Von der anderen Hirschart erfahren wir auch den einheimischen Namen (in der Mehrzahl *alces*, ahd. *elah*, angels. *eolh*, altn. *elgr*, noch heute *Elch*, schwed. *elg*), der, obwohl die Schilderung ungenau und mit allerlei Jagdgeschichten ausgeschmückt ist, doch ein Mißverständnis nicht zuläßt. Dasselbe Tier nennt Plinius, wie so oft die Angaben verschiedener Quellen vermengend, einmal *alcom* (4. Fall) und gleich darauf *achlin*, offenbar eine ihm selbst oder den Abschreibern zur Last fallende Entstellung von *alchis*, das somit die älteste Gestalt des germanischen Wortes wäre und in lateinischer Schreibung *alcis* lauten müßte (zoologisch bekanntlich *alces*). Nach ihm lebte das Tier im Skythienlande, in Germanien und Skandinavien, was ungefähr dem heutigen Vorkommen in Ostpreußen, Litauen, an der baltischen Küste, in Schweden und Norwegen entspricht; nur reichte damals das Verbreitungsgebiet viel weiter nach Süden. Neben richtigen Zügen, wie Länge der Ohren und der Oberlippe, werden auch märchenhafte angeführt, so die Gelenklosigkeit der Beine, das Schlafen an Bäumen, die von dem schlauen Jäger umgehauen werden, das Rückwärtsweiden u. dgl. Tatsächlich ist es dem Tiere unmöglich, Futter vom Erdboden aufzunehmen. Uralt ist der Aberglaube, daß das Fell hieb- und schußfest mache. „Die Rückenhaut ist von solcher Härte, daß sie Panzerhemden daraus machen“, schreibt Plinius, und im Wallenstein heißt es:

Er trägt ein Koller von Elenzhaut,

Das keine Kugel kann durchdringen.

Das immer noch manchmal gehörte Wort „Elentier“ ist nicht deutsch, sondern lito-slavisch (*elnis*, *jeleni*) und bedeutet eigentlich „Hirsch“, im allgemeinen.

An dritter Stelle führt Cäsar die Auerochsen an (ahd. *uri*, angels. *ur*), nur „wenig kleiner als die Elefanten, an Aussehen und Farbe aber den Stieren gleichend“. Ihre auch von Plinius hervorgehobene Wildheit, Stärke und Schnelligkeit machte sie zur begehrtesten Jagdbeute; an ihrer Verfolgung und Erlegung übte sich die kriegerische



Bisenthalde.

Die Bismarck-Indianer haben die Bismarck-Indianer
auf dem Bismarck-Indianer-Reserve in
Washington, D. C. im Jahre 1882 photographirt.
Zur Zeit der Photographie waren die Bismarck-Indianer
auf dem Bismarck-Indianer-Reserve in
Washington, D. C. im Jahre 1882 photographirt.

Jugend, und ihre mächtigen Hörner galten als rühmliches Siegeszeichen. Mit Silber beschlagen dienten sie als Trinkgefäße und bildeten den Schmuck der festlichen Tafel, das Paar oft „einen halben Eimer fassend“. Die naturgeschichtliche Bezeichnung *Bos primigenius* ist unzutreffend und beruht auf dem doppelten Irrtum, das lateinische Lehnwort *urus* habe die gleiche Bedeutung wie in „Urwelt“, und der im 17. Jahrhundert ausgestorbene, doch wohl im Blute mancher zahmer Rinderschläge fortlebende Auerochse sei entwickelungsgeschichtlich der älteste Zweig am Stamme der Gattung. Unser „Ochse“ (got. *auhsa*, ahd. *ohso*) ist eigentlich der „Mächtige“ (*auhuma*, höher).

Mit diesem nicht zu verwechseln ist der dem amerikanischen Büffel nahverwandte Wisent (ahd. *wisunt*, angels. *weosend*, altn. *visundr*), von Cäsar nicht erwähnt, von Plinius aber unter dem Namen *Bison* (2. Fall *bisontis*, also mit *wisunt* eines Stammes) oder *Bonassus* (schon von Aristoteles gebrauchtes Wort unbekannter Herkunft) mit seiner starken Mähne und den kurzen, einwärts gebogenen Hörnern unverkennbar deutlich geschildert. Dieses Wildrind ist in unserem Weltteil noch nicht ausgestorben, sondern hat sich als lebendes Überbleibsel der Vorzeit, allerdings geschont und gehegt, in dem Bialowizer Forst (und jetzt litauischen Gouvernement Grodno) erhalten. Während und nach der Völkerwanderung gehörten die drei letztgenannten Tierarten noch zur hohen Jagd unserer Vorfahren. So lesen wir in dem die Zustände jener früheren Zeit widerspiegelnden Nibelungenlied:

Darnach sluog er schiere einen wisent und einen elch,

Starker ure viere und einen grimmen schelch.

Daß mit letzterem Namen nichts anderes als ein Wildhengst (mittelhochd. *schelo*, *scele* „Beschäler“), mit dem kurz vorher genannten „halpful“ nur ein halbwichsiges Fohlen (got. *halbs* und *fula*) gemeint sein kann, habe ich bei einer früheren Gelegenheit ausführlich erörtert. Wilde Pferde in Germanien werden von Plinius, Venantius und späteren Schriftstellern bezeugt, sogar noch im Mittelalter erwähnt. Nach Knochenfunden scheint aber das Pferd in Schweden schon während der Steinzeit Haustier gewesen zu sein, und gleich beim Eintritt in die Geschichte zeichneten sich unsere Vorfahren durch ihre vorzügliche Reiterei aus. Der älteste Name des Tieres (altind. *agva*, altperj. *aspa*, griech. *hippos*, lat. *equus*, felt. *epos*, ech, got. *aihva*, altfärsch. *ehu*, angels. *eoh*, lit. *aszwa*) ist fast allen Völkern indogermanischen Stammes gemeinsam; aber auch das gallische *cabo*, *caballus*,

das durch Vermittelung des mittelalterlichen Lateins in die romanischen Sprachen übergegangen ist, findet sich im Norden (schwed. dän. hoppa, hoppe, altslav. kobyla, Stute, finn. hebo, slav. komoni, aus kobmoni, altpreuß. camnet). Außerdem hatten die Germanen in ihrem reichen Wortschatz noch andere Ausdrücke, althochd. march (unser „Mähre“, gall. marka), hros (mit Umstellung ors, engl. horse) und mor (vielleicht Nebenform von march oder „der Große“, keltisch-germanisch maur, mor) für beide, hengisto (davon das hest der nordgermanischen Sprachen mit allgemeiner Bedeutung) und stuota für die einzelnen Geschlechter. Daß bei dieser Fülle von Bezeichnungen nicht das geringste Bedürfnis für eine Entlehnung vorlag, ist einleuchtend, und doch gilt unser heute fast ausschließlich gebrauchtes Wort „Pferd“ für eine solche. Ohne weiteres sei der Zusammenhang von ahd. parafrid, pferfrit (franz. palefroi) mit dem keltischen paraveredus der römischen Postsprache zugegeben; es bleibt nur die Frage, wie sich das kürzere pfärit, pfert, niederd. peerd (holl. paard) zu diesem verhält. Mir scheint es erlaubt, an ein ebenfalls gallisches para zu denken, das, wie spätlat. farius, mittelhochd. varis, slav. fari, farizi, ein weiterer indogermanischer Pferdename wäre und vielleicht auch in dem persisch-griechischen paradeisos, eigentlich „Rossgarten“, steckt.

Sonst kommen im Nibelungenlied und in anderen Dichtungen, bei des Lateinischen oder einer germanischen Sprache sich bedienenden Schriftstellern als jagdbare Tiere noch vor: Bären und Wildschweine, Hirsche und Rehe. Das erste wie das letzte Wort ist auf das Germanische beschränkt und daher wohl neueren Ursprungs; (caper, capreolus kommt zwar im Deutschen als „Habergeiß“ vor, aber in anderer Bedeutung, für Ziege); Schwein, Sau, Eber dagegen erstrecken sich über das slavische, persisch-indische, griechische und römische Sprachgebiet (svinija, ku, sukara, sys, sus, aper) und Hirsch mit entsprechender Lautverschiebung (cervus, carw, sirwis) über das lateinische, keltische und litauische, während griech. elaphos dem altdeutschen elah, elaho näher steht. Löwen, die schon in vorgeschichtlicher Zeit aus Mitteleuropa verschwunden waren, aber nach Herodot auf dem Balkan den persischen Troß überfallen und nach Plinius sogar bis auf seine Tage zwischen den Flüssen Achelous und Nestus (Aspropotamo und Karasu) sich gehalten hatten, sowie die sagenhaften Drachen oder Lindwürmer sind auf Rechnung der dichterischen Freiheit zu setzen.

Außer dem „starken“ Bären, dem König des altdeutschen Waldes,

gab es darin noch manche andere Raubtiere, so den Wolf und den Fuchs, beide zum Hundegeschlecht gehörend. Das lateinische *vulpes* ist sprachlich nichts anderes als das gotische *vulfs*, hat also einen Bedeutungswechsel erfahren, während *lupus* von dem sonst (altind. *lopaça*, griech. *alopex*, lit. *lape*) den Fuchs bezeichnenden Wortstamm gebildet ist; griechisch *lykos* dagegen ist durch Umstellung und durch Verlust des Anlauts aus lit. *wilkas*, slav. *vlaku* hervorgegangen, wobei, wie z. B. in *cetvuru* für *fidvor*, das germanische *f* durch den *k*-Laut ersetzt wurde. Von den Wölfen weiß Plinius, daß der kalte Himmelsstrich sie „stärker und wilder“ mache, und kennt auch die nordische Sage von den Menschengestalt annehmenden Werwölfen, die er „Wechselbälge (*versipelles*)“ nennt. Die Erzählung, der Fuchs prüfe die Tragfähigkeit des Eises durch Auflegen des Ohres und die Einwohner wagten es erst zu überschreiten, wenn er den Anfang gemacht habe, erinnert an deutsche Wetterregeln und Wundergeschichten über die Listen des schlauen Reinhard oder Reineke. Ob der Hund, das älteste, schon im Beginn der nordischen Steinzeit gezähmte Haustier, vom Wolf oder einer anderen, ausgestorbenen, Wildart abstammt, ist eine noch nicht entschiedene Streitfrage; jedenfalls ist er öfter mit jenem gekreuzt worden, was als gallische Sitte ausdrücklich bezeugt ist und wohl auch für die Germanen gilt, bei denen ja die jungen Hunde „Welfen“ hießen. Seit der Urzeit war unseren Vorfahren der Hund ein treuer Helfer und Begleiter: nach der Kimbarnschlacht wurde die Wagenburg noch von den Weibern und Hunden verteidigt, und schon in den Volksrechten finden wir außer dem „Hofwart“ verschiedene, für die einzelnen Arten der Jagd besonders gezüchtete und abgerichtete Hunderassen angeführt. Die Grundgestalt des indogermanischen Wortes (*canis*, *kyon*, *hunds*) ist europäisch, nicht asiatisch (*çva spa*).

Raubtiere vom Raubgeschlecht waren der Luchs (ahd. *luhs*, griech.-lat. mit Nasenlaut *lynx*, lit. mit Erweichung *luszis*), von dem Plinius anscheinend zwei Arten gekannt hat, die große nordische, auch „Hirschwürger (*cervarius*)“ genannt, und die kleinere südliche, „gefleckt wie die Parde“, bei den Galliern nach der rötlichen Farbe „Rufius“ heißend, sowie die Wildkatze (ahd. *chazza*, *chataro*, felt. *cat*, *caz*, spätlat. *catta*, *catus*, slav. *kotu*, lit. *kate*), deren Verhältnis zur Hauskatze noch nicht feststeht. Tatsache ist jedoch, daß diese, die man in Europa erst im Mittelalter gehalten zu haben scheint, verwildert wieder ganz das Äußere und die Gewohnheiten der wilden

Stammart annimmt. Der Biber (ahd. *bibar*, lat. *fiber*, felt. *befer*, lit. *bebrus*, slav. *bebru*, griech. *kastor* abseits stehend) mit seinen kunstreichen, aber schädlichen Wasserbauten ist aus dem deutschen Waldbilde fast ganz verschwunden. Plinius weiß von ihm, daß er mit seinen scharfen Zähnen Bäume fällt, einen Fischschwanz hat und ein treffliches Pelzwerk liefert: „beide (er und die Fischotter) haben ein Haar, weicher als Flaum“. Das vom Igel (griech. *echinos*, lit. *ezys*) erzählte Märchen, er wälze sich auf den abgefallenen Baumfrüchten, um sie aufzuspießen und so in seine Vorratsräume zu tragen, hat sich bis in die neuere Zeit gehalten. Ebenso töricht ist die Angabe, daß der Hase (lat. *lepus* mit franz. *lapin* und vielleicht mit dem „Lampe“ unserer Tierfage verwandt) im Hochgebirge Schnee fresse; doch ist es richtig, daß er dort, im Winter wenigstens, weiß wird.

Das Federwild, besonders das Wassergeflügel, war im wald- und wasserreichen Germanien gut vertreten, im wesentlichen durch die noch heute lebenden Arten, da nur wenige, wie z. B. der von Plinius wahrscheinlich als „Knochenbrecher (*ossifragus*)“ bezeichnete Lämmergeier, ausgestorben sind. Des „größten Ansehens und der meisten Kraft“ erfreute sich unter den Vögeln der Adler als „König der Lüfte“, dessen Bild bei vielen Völkern ein beliebtes, siegbringendes Feldzeichen geworden war und mit dem sich von alters her allerlei Sagen und Märchen verknüpften. Unter deutsches Wort bedeutet eigentlich „Edelaar“, aus *adal* und *aro* (felt. *er*, slav. *orilu*, lit. *erelis*, griech. *ornis* im allgemeinen Sinne „Vogel“) zusammengesetzt. Sonst seien hier aus der Vogelwelt nur einige der sprach- und sitten-geschichtlich wichtigsten Vertreter angeführt. Des Falken Name (ahd. *falcho*, spätlat. *falco*, it. *falcone*, franz. *faucon*) ist wohl urverwandt; wollte man ihn jedoch in der jetzt so beliebten Weise „ableiten“, so könnte er „viel eher barbarischen als romanischen Ursprungs“ sein. Die Falkenjagd wird von altrömischen Schriftstellern für die Germanen nicht bezeugt, wohl aber von Herodot für die Thraker, deren Sitten ja so viel mit den germanischen gemein hatten. Zuerst ist sie im Salischen Gesetz erwähnt und wird später oftmals von Dichtern, so dem im 9. Jahrhundert lebenden Ermold, gepriesen:

Auch wenn starret vom Froste der Boden in Zeiten des Winters,
 Beizet mit kralligem Fang Vögel der Falk ihm herab,
 heißt es von Ludwig dem Frommen, und ähnlich von seinem Sohn,
 König Pippin:

Nutze des Waldes Vergnügen, genieße die Freuden des Blachfelds, Jage mit Falken und Hund, wählend bald dies und bald das. Sicher germanischen Sprachen entnommen sind die italienischen (*sparaviere*) und französischen (*épervier*) Ausdrücke für Sperber, den „Spazengänger“ (ahd. *sparwari* von *sparo*, *sparwe*, Sperling, das wieder mit lat. *parus*, *parra* verwandt ist). Unser Habicht (ahd. *habuh*) entspricht dem spätlateinischen *capus*, vielleicht gallisch und nach Servius auch etruskisch (*capys*). Merkwürdig ist der weitverbreitete Name eines Hühnervogels (altind. *tittiri*, pers. *tedere*, griech. *tetrix*, lat. *tetrao*, lit. *teterwa*, altslav. *tetrevu*), weil er sich gerade in den nördlichsten indogermanischen Sprachen (schwed. *tjäder*, Auerhahn, lit. *teterwa*, Vorkuhhahn) erhalten hat. Das Haushuhn (ahd. *hana*, *huon*) wird anlässlich der Viehzucht nach Abstammung und Benennung zu besprechen sein. Das offenbar aus dem Aeltischen stammende franz. *coq* ist ursprünglich auch deutsch (angels. *cocce*, hochd. Kücklein, niederd. Kükē). Die Gans (lat. *anser*, wohl für *hanser*, eigentlich „Gänserich“, altind. *hamsa*, griech. *chen*, altslav. *gasi*, lit. *zasis*, altpreuß. *sansy*) wird von Plinius auch mit ihrem altdeutschen Namen *ganta* angeführt. Ihre weiße Farbe, im Gegensatz zu der grauen Wildgans, spricht für langdauernde Züchtung. Fleisch, besonders die Leber, und Flaum der nordischen Gänse war in Rom beliebt, letzterer so sehr, daß das Pfund mit 5 Denaren (über 3 Mark) bezahlt wurde und manche Befehlshaber in Feindesland ihre Soldaten zum Vogelfangen mißbrauchten. Vom Schwan (ahd. auch *albiz*, altn. *alpt*, „der Weiße“) kennt Plinius, vermutlich aus nordischer Quelle, den „Schwanengesang“, vom Raben die Fähigkeit, sprechen zu lernen. Kranich, Specht, Drossel, Star haben im Deutschen und Lateinischen (*grus*, *picus*, *turdelix* oder *turdus*, *sturnus*) verwandte Namen, andere, wie die Meise (lat. *merula*, Amsel), einen Bedeutungswechsel erfahren. Seit uralter Zeit nach ihrem Geschrei benannt sind Gule, Kuckuk, Krähe (lat. *ulula*, *cuculus*, *cornix*, ahd. *uwila*, *guggouch*, *chraja*). Nur weil sie von Plinius gerade in die germanischen Wälder versetzt werden, seien noch einige Vogelarten erwähnt, „deren Gefieder des Nachts wie Feuer leuchten soll“. Die Wissenschaft weiß darüber nichts Bestimmtes, doch sind erst in letzter Zeit Berichte veröffentlicht worden, wonach in der Tat ein nächtliches Leuchten gewisser Vögel, wie Eulen, Reiher u. a., beobachtet worden ist. Außer den sonstigen „Früchten des Meeres“ haben gewiß die Eier der zahllosen Seevögel (ahd. *meh*, aus *mewa*,

angels. moev, lit. mewas, franz. mouette, Möve) mit zur Ernährung der Strandbevölkerung beigetragen.

Doch es verwirrt und ermüdet den spähenden Blick das Gewimmel Schlüpfriger Schwärme von Fischen, in munterem Spiele sich tummelnd. Alle die Arten zu künden, und jegliche Wendung des Schwimmens, Wie sie, in endlosem Zuge sich drängend, aufsteigen im Flusse, Mit ihren Namen, ich wage es kaum bei den zahllosen Sprossen Eines so mächtigen Stamms.

Mit diesen Worten preist der schon genannte Ausonius den unerschöpflichen Fischreichtum der nordischen Flüsse, insbesondere der Mosel. Einige der von ihm geschilderten Arten mögen hier angeführt sein, so die wegen ihrer roten Flecken unverkennbare Forelle (salar, wohl gallisch; dem angels. truht entspricht spätlat. tructa, franz. truite), der verwandte Lachs oder Salm (salmo), dessen „rötliches Fleisch“ auch auf reich besetztem Tische ein leckeres Gericht bildete, die zwischen beiden in der Mitte stehende Lachsforelle (fario, zweifellos Grundform des ahd. forhana), die in höherem Alter besonders geschätzte Barbe (barbus), der Barsch (perca damit verwandt), das „Entzücken der Tafel“, der wegen des häufigen Sumpfgeschmacks den Volksküchen überlassene Hecht (lucius, von der „Glanz“ bedeutenden Wurzel luc), der Weißfisch (alburnus), noch heute hauptsächlich die Beute „angelder Knaben“, und manche andere. Der mächtige, einem Wal vergleichbare Wels (silurus, sprachlich verwandt mit schwed. sill, altnord. sild, Hering) muß damals auch im Rhein und seinen Nebenflüssen gelebt haben; nach Plinius wurde er am Main mit Ochsen gespannt aus dem Wasser gezogen. Ein Wort muß noch über den Aal (ahd. al; lat. anguilla, griech. enchelys, lit. ungyrys entsprechen unserer Unke) gesagt werden wegen seiner Bedeutung für die Heimatfrage. Käme er wirklich, was aber neuerdings bestritten wird, im Schwarzen Meer nicht vor, so würde das sogar gegen eine osteuropäische Herkunft der Indogermanen sprechen. Die Küsten der nordischen Meere lieferten außer Fischen in größter Anzahl und Auswahl auch eßbare Muscheln (Auster, ostrea, scheint kein entlehntes, vielmehr ein ursprünglich nordeuropäisches Wort, angels. ostre, altniederl. oester, kelt. estren, histr; schon in den Abfallhaufen der Steinzeit finden sich ihre Schalen in großer Menge), Krabben (carabi, desgleichen) und Hummer (astaci, locustae oder lopostrae, engl. lobster, und cammari, letzteres unser „Hummer“ auf keltischer Laut-

stufe). Noch eines anderen Erzeugnisses des Meeres müssen wir gedenken, das nicht zur Speise, sondern zum Schmuck gedient hat, der Perlen, die nach Plinius, Solinus, Ammian und Aufonius in Britannien gefunden wurden, wenn auch nicht so groß und glänzend wie die indischen. Wie der erste der genannten Schriftsteller berichtet, hatte Cäsar einen mit britischen Perlen besetzten Brustharnisch der Mutter Venus geweiht, und der letzte schreibt:

Solch ein Bild sich erzeiget dem Volk kaledonischer Briten,
Läßt an dem Strande zurück die Ebbe das grünliche Seegras,
Rote Korallen und muschelentstammt, weißschimmernde Perlen,
Die zu der Menschen Entzücken und Schmuck tief unter den Wogen
Wachsen, gereihet zu werden sich eignend zum kostbaren Halsband.

Daß man das gotische markreitus vom griech. margarites und dieses wieder vom indischen manjari, Blütenknospe, abzuleiten suchte, das ahd. angelf. merigriz, meregroot, „Meergriß“, dagegen für „umgedeutet“ erklärte, darf bei der Entlehnungsneigung unserer Gelehrten nicht wundernehmen. Auch berala, perala, aus dem unser heutiges Wort entstanden, ist schwerlich „kleine Birne“, sondern eher mit dem Stammwort von berht, glänzend, zusammenzustellen. Als Erzeugerinnen des im Leben unserer Vorfahren eine wichtige Rolle spielenden Waxes (gemeinsam mit slav. lit. vosku, waszkas) und Honigs (ahd. honang steht allein, dagegen got. milith dem griech. meli und lat. mel nahe) dürfen auch die fleißigen Bienen (ahd. bia, bini) oder Immen (ahd. imbi, wohl aus ipima, lat. apis) nicht vergessen werden. Der Honig vertrat im germanischen Altertum die Stelle des Zuckers (Honigkuchen ist das älteste Zuckerbrot), der aus ihm bereitete Met (ahd. meto, altn. mjödr, felt. med, lit. midus, spätlat. medus) die des Weines. Aus der Tatsache, daß auch im Griechischen methy noch diese Bedeutung hat (methyein, sich berauschen), ist zu schließen, daß die Hellenen aus einem Lande stammen, wo es zwar Honig (altind. medhu, slav. meda, lit. medus), aber keine Neben gab. In Asien ist die Honigbiene nur in einem schmalen, von Syrien nach Osten ziehenden Striche heimisch. Künstliche Bienenzucht wird zuerst in den Volksrechten erwähnt, kann aber schon lange vorher bestanden haben. In der Urzeit wurde jedenfalls der wilde Honig im Walde gesammelt, wo die Bienen ihre Stöcke in hohlen Bäumen unterzubringen pflegten. Plinius beschreibt eine in Germanien gefundene Wabe von acht Fuß (etwa 2 1/2 m) Länge.

An das frühere Tierleben erinnern manche Ortsnamen wie Urach (Uraha), Wiesental (Wisuntaba), Ellwangen (Elohenwang), Bervangen (Berönwanc), Biberach (Biberaha) u. a., man muß sich jedoch hüten, bei jedem Auerbach, Bärenberg, Elchingen an das betreffende Tier zu denken; oft liegen auch ähnlich klingende Mannsnamen oder Wortstämme zugrunde, nach denen die Tiere benannt sind.

Aus allem, was wir über Tierverbreitung und Tiernamen wissen, ergibt sich demnach nicht das geringste, was unvereinbar wäre mit der Annahme, daß der im ersten Abschnitt umrissene Landstrich wirklich als Urheimat und ältestes erweitertes Wohngebiet unseres Volkes zu betrachten ist.

5. Menschenart.

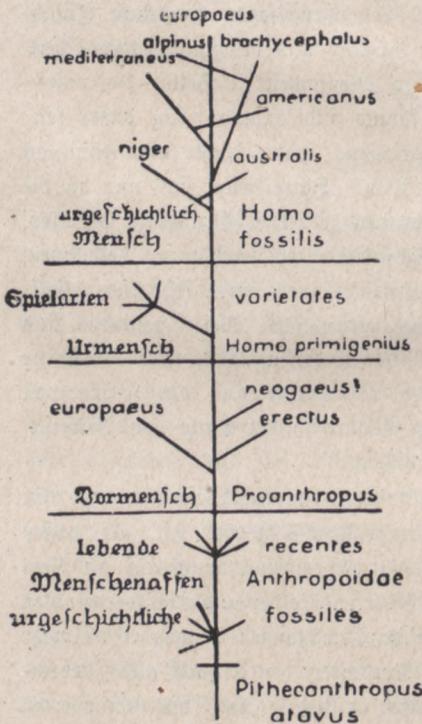
Als höchstentwickeltes Säugetier war der Mensch denselben Gesetzen der Anpassung, Vererbung, Bervollkommnung, Vermehrung und Ausbreitung unterworfen wie alle übrigen Lebewesen, bis er sich vermöge der immer mehr zur Geltung kommenden geistigen Fähigkeiten besondere Lebensbedingungen und neue Ausdehnungsmöglichkeiten schuf. Nun konnte er, durch künstliche, selbsterfundene Hilfsmittel unterstützt, unter Verhältnissen ausbauen, die ihm sonst Tod und Verderben gebracht haben würden, und mit Leichtigkeit die größten Entfernungen und alle hemmenden Schranken überwinden. Im vollen Umfang gilt dies jedoch nur für die höherstehenden Arten, während die in der Entwicklung zurückgebliebenen mehr in der Weise der Tiere fortlebten und von den anderen, überlegenen verdrängt, ihrer Jagdgründe beraubt, zum Teil sogar vollständig ausgerottet wurden. Daß aber auch unter den höheren Arten und Spielarten der Kampf ums Dasein oder doch um die Vorherrschaft fort dauert, zeigen die niemals aufhörenden Kriege, die meistens — „die Weltgeschichte ist das Weltgericht“ — mit dem Sieg der Stärkeren, nicht der Zahl, wohl aber der Tüchtigkeit nach, endigen. Wo diese zu finden sind, möge ein kurzer Überblick über den Werdegang des Menschengeschlechts lehren.

Um von vornherein jedes Mißverständnis auszuschließen, sei vorausgeschickt, daß dieses naturwissenschaftlich am zweckmäßigsten als Gattung (genus) aufgefaßt wird, die sich bei ihrer Ausbreitung über die zugänglichen und bewohnbaren Länder des Erdballs infolge von

räumlicher Trennung und örtlicher Sonderentwicklung in verschiedene Arten (species), Unterarten (subspecies) und Spielarten oder Rassen (varietates) aufgelöst hat. Diese für gleichwertige, nur durch hellere oder dunklere Farbentöne und andere unwesentliche äußerlichkeiten von einander abweichende Gruppen zu halten, wäre verkehrt; sie entsprechen vielmehr Entwicklungsstufen von sehr ungleicher Höhe. Wo die Wurzeln des menschlichen Stammbaums zu suchen, von welchem Ort die ersten, noch sehr tierähnlichen Wanderhorden ausgezogen sind, das ist eine berühmte, die Gelehrten seit langer Zeit beschäftigende Streitfrage. Die früheste, auf uralten Schöpfungssagen beruhende Ansicht ging dahin, Asien, das Land der Wunder und des zauberhaften Eden-gartens, sei auch „die Wiege der Menschheit“. Selbst die naturwissenschaftliche Forschungsweise konnte sich anfangs von dieser festgewurzelten Vorstellung nicht losringen; später dachte man dann an Afrika, Südamerika, sogar Australien. Hätte man sich nur an die für die Tierverbreitung im allgemeinen geltenden Grundsätze gehalten, so wäre in erster Reihe unser eigener Weltteil in Betracht gekommen, wo die ältesten versteinerten (fossilen), einen noch sehr tiefen Entwicklungsstand verratenden Gebeine menschlicher Wesen gefunden sind und immer noch gefunden werden, ja in dessen Mitte gerade das alte Germanien, wo das Gerippe von Neandertal und die Kiefer von Mauer und Ehringsdorf wichtige Glieder in der Kette von Beweisen für das Dasein des Urmenschen bilden.

So gewiß aber auch nach solchen Funden Westeuropa zu den ältesten Wohnstätten des Menschengeschlechts gehört hat, als dessen Urheimat kann es doch nicht gelten; allgemeinere, auch auf die Verbreitung der großen Tierstämme, insbesondere der uns nächstverwandten Säugetiere (Primates) sich erstreckende Erwägungen machen es vielmehr wahrscheinlich, daß rings um das Nordmeer, den Urquell alles Lebens, immer mehr Geschöpfe den Fluten entstiegen und, den veränderten Verhältnissen und Bedingungen sich anpassend, allmählich zu Landbewohnern geworden sind. Von hier aus ergossen sich diese in stetig auf einander folgenden, gleichmäßigen Ringwellen über alle vorhandenen Landbrücken nach Süden und bevölkerten nach und nach das ganze Erdenrund, zuerst mit tiefstehenden, dann immer besser entwickelten Arten. Zuletzt, doch auf demselben Wege kam der Mensch, auch nicht gleich in vollendeter Gestalt, sondern zunächst als ein seine Verwandtschaft mit den großen Affen noch deutlich zur Schau tragender, ver-

mutlich aber schon aufrecht gehender Vormensch (Proanthropus); ihm folgte der bedeutend weiter fortgeschrittene, schon rohe Steinwerkzeuge gebrauchende und wahrscheinlich die ersten Sprachversuche machende Urmensch (Homo primigenius) und diesem endlich der richtige Mensch (Homo) in mehreren, anfänglich auch noch ziemlich tiefstehenden Arten. Die Grenze zwischen dem urgeschichtlichen (fossilen) und neuzeitlichen (rezentem) Menschen ist nicht scharf und sicher zu ziehen, sondern willkürlich angenommen, am zweckmäßigsten wohl so, daß sie mit dem Ende der Eiszeit zusammenfällt.



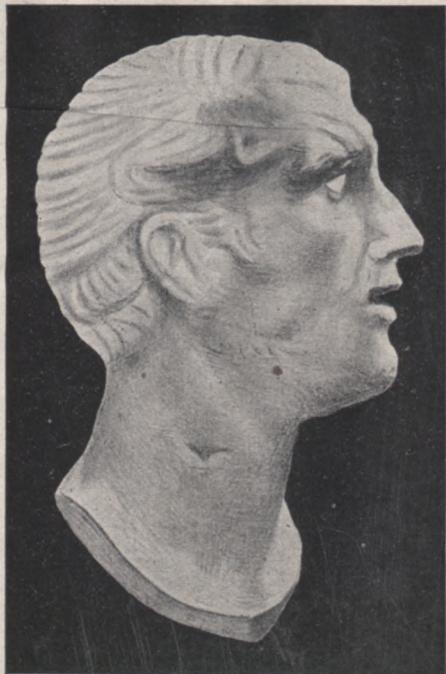
Ein bildlich dargestellter Stammbaum des Menschengeschlechts wird das Verständnis dieser Ausführungen erleichtern und den verwandtschaftlichen Zusammenhang der einzelnen Arten und Spielarten am besten anschaulich machen.

Er ist so einfach und übersichtlich gehalten, daß er kaum einer Erläuterung bedarf, und zeigt drei Entwicklungsstufen, die vormenschliche, die urmenschliche und die eigentlich menschliche. Die naturgeschichtlichen Namen der Gattungen sind mit großen, die der Arten mit kleinen Anfangsbuchstaben geschrieben. Den Gipfel des Ganzen bildet die in der Entwicklung am weitesten vorgeschrittene nord-europäische Menschenart (Homo europaeus). Die linke Seite wird von den europäischen und afrikanischen, die rechte von den asiatischen, australischen und amerikanischen Arten eingenommen.

Über Zahl und Namen der einzelnen Menschenarten ist zwar noch keine völlige Übereinstimmung erzielt, doch neigt die Mehrzahl der Forscher dahin, von einer allzu weitgehenden Teilung abzusehen und nur wenige, aber wohl gekennzeichnete Hauptarten oder Grundrassen anzunehmen. Der große Ordner der belebten Welt, Linné, hat bekanntlich, von den damals bekannten Weltteilen ausgehend, deren vier aufgestellt und dementsprechend benannt (Homo europaeus, asiaticus, afer und americanus), der Deutsche Blumenbach nach

der Entdeckung von Australien diese Zahl um eine Einheit vermehrt, mit seiner „kaukasischen Rasse“ statt *Homo europaeus* (europäische Art) aber keine Verbesserung eingeführt. Andere Naturforscher, wie Cuvier, haben sich mit drei Hauptzweigen begnügt und sie nach dem augenfälligsten Merkmal, der Hautfarbe, als „weiße, schwarze und gelbe Rasse“ bezeichnet. Nach dem heutigen Stand der Wissenschaft vom Menschen können wir uns ihnen anschließen, nur muß die naturgeschichtliche Namengebung der für das gesamte Tierreich geltenden angegliedert werden, nach meinem eigenen Vorschlag so, daß möglichst viel von der ursprünglichen beibehalten, zugleich aber auch den kennzeichnenden Merkmalen Rechnung getragen wird: *Homo europaeus*, (sive *albus*), *Homo niger* s. *afēr* und *Homo brachycephalus* (die beiden anderen sind langköpfig) s. *asiaticus*. Will man wegen der weiten Ausbreitung neben den genannten noch einige Unter- oder Spielarten gelten lassen, so wären dies etwa von der ersten die schwarzhäufige Mittelmeerrasse (*varietas mediterranea*, kurz *H. mediterraneus*), von der zweiten die negerähnlichen Bewohner Südasiens und Australiens (*varietas australis*, kurz *H. australis*) und von der dritten die rundköpfigen Amerikaner (*v. americana*, kurz *H. americanus*) und Mitteleuropäer (*v. alpina*, kurz *H. alpinus*). Ihnen entsprechen als urgeschichtliche Stammarten *H. europaeus fossilis*, der Rentierjäger (Rasse von Cro-Magnon), *H. mediterraneus fossilis*, der Lövmensch mit seinem neuweltlichen Gegenstück, dem Pampaßmenschen (*H. pampaeus*), *H. niger fossilis*, der Urnegger aus der südfranzösischen „Kinderhöhle“, von Vanolas in Spanien und von Oldoway in Ostafrika, endlich *H. brachycephalus fossilis*, der eiszeitliche Rundkopf (Rasse von La Truchère.)

Hier beschäftigt uns vor allem die europäische Menschenart, als deren letzte reinblütige Vertreter die germanischen Völker in die Geschichte getreten sind und die noch heute unter den Deutschen und ihren nächsten Verwandten, besonders unseren nordischen Nachbarn, ihre Lebenskraft bewahrt hat. Wie die Funde von Cro-Magnon, La Madeleine, Bruniquel, Mentone in Frankreich, von Lautsch und Predmöst in Österreich, von Pabiland und Cheddar in England lehren, war sie seit dem Ende der Eiszeit im Westen und in der Mitte unseres Weltteils verbreitet und zeichnete sich durch einen stattlichen, ebenmäßigen Wuchs (180—200 cm), große Leibeskraft und einen schöngewölbten, geräumigen (bis 1600 ccm) Langschädel (Breite nur etwa $\frac{3}{4}$ der



Germanischer Krieger, verwundet
(Brüssel).



Germanicus (Brit. Museum, London).

Länge) aus. Nach dem Abschmelzen der Eisfelder muß sie sich mit dem Rentier, ihrer hauptsächlichsten Nahrungsquelle, nach Norden zurückgezogen und dort, unter einem meist von Wolken bedeckten Himmel und in den langen Winternächten zu der weißhäutigen, blauäugigen, lichthaarigen Menschenart entwickelt haben, die schon durch ihre äußere Erscheinung Bewunderung erregt, aber auch durch ihre geistigen Fähigkeiten und seelischen Eigenschaften an der Spitze der menschlichen Gattung steht. „Die reifste Frucht, die schönste Blüte am Stamme der Menschheit“ habe ich sie früher einmal genannt und glaube damit nicht zuviel gesagt zu haben. Ihre schon in den früheren Wohnsitzen durch allerlei Waffen und Werkzeuge aus Stein und Bein, durch geschmackvolle Schnitzereien und lebenswahre Tierbilder bekundete Kunstfertigkeit hat sich im Norden noch weiter ausgebildet, so daß die Erzeugnisse der skandinavischen Steinzeit und des Erzalters auf der ganzen Welt nicht ihres gleichen haben.

Die auffallendste Eigentümlichkeit des Nordländers, seine Hellfärbung, ist sie ein Vorzug oder Nachteil? So unbestreitbar, für unsern Geschmack wenigstens, die Schönheitswirkung ist, so wird doch sicherlich durch allzugroßen Farbstoffverlust Gesundheit und Widerstandskraft ungünstig beeinflusst; das zeigen die kränklichen, lichtscheuen Albinos (Weißlinge) in unzweideutiger Weise. Zum Glück war aber bei unseren germanischen Vorfahren die Farbenbleichung nicht so weit vorgeschritten, um gefährlich zu werden, und wurde außerdem durch die kräftigende und abhärtende Wirkung des nördlichen Himmels mehr als ausgeglichen. Sobald sie aber, ohne vermittelnden Übergang, unter eine heißere Sonne versetzt wurden, trat auch, zugleich mit der fehlenden Anpassung an die Hitze, der zu geringe Schutz durch abgelagerten Farbstoff störend hervor. Über die Ursachen heller und dunkler Hautfarbe hat man viel gestritten und sie, wie manches andere, als nützliche Eigenschaft durch Auslese und Naturzüchtung zu erklären gesucht. Ich kann diese Auffassung nicht teilen und glaube vielmehr, daß die unbedeckte Haut, ganz unabhängig von Nutzen oder Schaden, durch starke und langdauernde Sonnenbestrahlung sich bräunen, im Schatten dagegen bleichen muß. Daß dunkle Farben keinen Schutz gegen Wärmestrahlen gewähren, merkt jeder, der in schwarzem Anzug in der Sommer Sonne steht, beweist die durch langen Gebrauch erprobte weiße Kleidung in heißen Ländern. Eine Abschwächung gewisser schädlicher Lichtwirkungen kann

freilich nicht geleugnet werden, ist aber nicht die Grundursache, sondern nur Begleiterscheinung. Gerade die durchgängige, seit Jahrtausenden sich vererbende Hellfärbung der nordeuropäischen Menschenart ist ein schlagender Beweis dafür, daß sie nicht aus südlichen Ländern stammen, noch viel weniger in geschichtlicher Zeit eingewandert sein kann.

Diese Ansicht ist durchaus nicht neu, liegt entschieden am nächsten und wird von den alten Geschichtschreibern und Völkerkundigen, Herodot, Aristoteles, Strabo, Solinus, Plinius, Galenus und andern, als etwas Selbstverständliches behandelt. „Es steht außer Zweifel“, lesen wir bei Plinius, „daß die Aethiopen durch die Hitze des nahen Sonnenballs geschwärzt werden und, Verbrannten gleich, krause Härte und Haare bekommen, die Völker im entgegengesetzten kalten Himmelsstrich dagegen eine weiße Haut und langes, helles Haupthaar haben, daß diese wegen der rauhen Witterung wild, jene in Folge der milden stumpf werden.“ In gleichem Sinne spricht sich auch, den Dichter Theodectes anführend, Strabo aus:

Bei denen nahgerückt der Sonnengott die Bahn
Durchläuft und mit des Rußes dunkelschwarzem Glanz
Der Menschen Leiber färbt, auch ihre Haare kraust,
Das Wachstum hemmend durch des Feuers Blut.

Die Macht der Vererbung kennt er wohl und fügt demgemäß hinzu: „Schon im Mutterleib wird in Folge der Beschaffenheit des Samens eine den Erzeugern gleichende Frucht gebildet, und so erklärt man auch angeborene Krankheiten und andere Übereinstimmungen.“ Damit kann sich die neuzeitliche, auf dem Boden der Tatsachen und der Erfahrung stehende Wissenschaft durchaus einverstanden erklären, und sie wird auch Tacitus recht geben, wenn er die Germanen „erdbentsprossen“ und „eingeboren“ nennt, denn seit der Wiederbevölkerung der skandinavischen Halbinsel nach der Eiszeit hat dort keine Einwanderung mehr stattgefunden.

Das germanische Stammvolk, das der große römische Geschichtschreiber Tacitus „eigenartig, rein und nur sich selbst gleich“ nennt, bestand fast ausschließlich aus Angehörigen der nordeuropäischen Menschenart. Das bekunden nicht allein die übereinstimmenden Schilderungen aller Augenzeugen, das geht auch aus den Knochenfunden vorgegeschichtlich skandinavischer und frühgeschichtlich germanischer Gräber hervor; denn mit den äußeren, mehr in die Augen fallenden



Edle Germanin (sogenannte Ebusnelde).
(Flor. n3).

Merkmale der Gestalt und der Farben war stets noch ein anderes verbunden, die ausgesprochene Schmalheit des Schädels, dessen Länge die Breite um durchschnittlich mindestens 25 vom Hundert übertrifft (der sog. Index, d. h. Verhältniszahl, beträgt 70—75). Bei diesem Volksstamm deckten sich, ehe er in Folge weiter Wanderungen mit allerlei fremden Bestandteilen durchsetzt und durch Blutmischung entstellt war, die sonst so verschiedenen Begriffe „Rasse“ und „Volk“ noch vollständig, und außer den genannten leiblichen besaß er auch die hervorragenden geistigen Eigenschaften seiner Art, gleichsam aus Keinzucht hervorgegangen, in ungemindertem Maße. Dürfen wir uns wundern, daß solch ein Volk, als es durch starke Vermehrung in beschränktem Raum zur Ausdehnung gezwungen wurde, alle Schranken durchbrach und, freilich nach langen und erbitterten Kämpfen, sogar das mächtige römische Weltreich zu Fall brachte?

Wir haben gesehen, daß die Ausbreitung der Lebewesen in zahlreichen, immer höher entwickelten und besser ausgerüsteten Ringwellen erfolgte. Von diesem Gesetz macht auch der Mensch keine Ausnahme: die germanische Völkerwanderung war durchaus nicht die erste; ähnliche, nicht minder folgenschwere Bewegungen waren ihr vorausgegangen, getragen von gleich unternehmenden, mit ihren Nachfolgern sprach- und stammverwandten Völkerschaften. Auch unter diesen, den „Indogermanen, Indokelten“ oder „Ariern“ im weiteren Sinne, waren ursprünglich die hellen Haare, die blauen Augen, die länglichen Schädel eben so häufig vertreten, und woher sollten sie diese mitgebracht haben, wenn nicht aus der gemeinsamen Urheimat, dem Ausstrahlungsgebiet der durch solche Merkmale gekennzeichneten, von der gütigen Mutter Natur am besten ausgestatteten Menschenart?

Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, verliert die heiß umstrittene indogermanische Frage alles Rätselhafte. Wie den germanischen war es auch den vorher ausgezogenen Heerscharen ergangen; in der fremden Völkerschaft konnten sie auf die Dauer ihr edles Blut nicht rein bewahren, und selbst da, wo ihre überlegene Sprache die Herrschaft behauptete, verwischten sich mit der Zeit die äußeren, ihre Herkunft verratenden Züge. Wäre die Urheimat unserer Vorfahren nicht auch die aller ihrer Verwandten, würde sie ja diesen Namen nicht verdienen, und ist es denn so wunderbar, daß im Schoße der an der Spitze der Menschheit stehenden Art auch die höchstentwickelten Sprachen entstanden sind?

6. Sprachverwandtschaft.

Die Entdeckung eines verwandtschaftlichen, einen gemeinsamen Ursprung offenbarenden Zusammenhangs fast aller Sprachen von Islands eisigen Gefilden bis zu des Ganges heiligen Fluten war ohne Frage eine großartige Errungenschaft, ein gewaltiger Fortschritt wissenschaftlicher Erkenntnis. Nur war dieser leider von vornherein fast untrennbar mit dem verhängnisvollen Irrtum verflochten, die Wurzel dieses Sprachstamms liege irgendwo im fernen Osten, unweit der vermeintlichen Menschheitswiege in Asien. Von dort sollten alle Völker unseres Weltteils, durch einen „unhemmbaren Trieb“ in Bewegung gesetzt, in grauer Vorzeit ausgezogen und auf weiten Wanderwegen in ihre jetzigen Wohnsitze gelangt sein, dem Urbild umso ähnlicher geworden, je früher sie sich von demselben getrennt hätten. „Licht aus dem Osten“, lautete die Losung; die von dort in wiederholten Wellen hereinbrechende Völkerflut hätte alle Bildungskeime mitgebracht und dem vorher gänzlich ungesitteten Weltteil, der ja nichts als eine „westliche Fortsetzung von Asien“ sei, mitgeteilt. Wenn man aber bedenkt, daß in Schweden schon in der Steinzeit eine reiche Gesittung geblüht hat, daß es in Europa nur wenige nichtarische Völker gibt, Basken, Finnen, Ungarn und Türken, die nur zum geringsten Teil im Westen sitzen und deren Einwanderung gerade aus dem Osten meist noch in geschichtliche Zeit fällt, während in Asien Inder und Perser von einer erdrückenden Überzahl Fremdsprachiger umgeben sind, so wird man schon dadurch an der „unumstößlichen Wahrheit“ unserer asiatischen Herkunft irre werden. Auf der anderen Seite läßt sich umgekehrt der europäische Ursprung einer Anzahl vorderasiatischer Völkerschaften geschichtlich belegen, so der den arischen Persern nahestehenden Skythen, der mit den Thrakern verwandten Phryger und anderer. Trotzdem und obwohl ab und zu vereinzelte, meist ungehört verhallende Stimmen zugunsten unseres eigenen Weltteils sich erhoben, blieb doch die zum Glaubenssatz gewordene asiatische Lehre fast während des ganzen verflossenen Jahrhunderts unerschüttert, in zahllosen wissenschaftlichen und volkstümlichen Werken, besonders auch in allen Schulbüchern als etwas Selbstverständliches und Unwiderlegliches dargestellt. Es lag dies vor allem daran, daß die Sprachforscher naturwissenschaftliche Gründe wenig zu würdigen wußten, die Naturkundigen dagegen oft auf sprachlichem Gebiete nicht zuhause waren; auch konnten

die wenigen für Europa eintretenden Gelehrten meist kein bestimmtes, fest umschriebenes Ursprungsland namhaft machen und erleichterten dadurch den Widerstand der herrschenden Schulmeinung. Als ich selbst, vor nunmehr 37 Jahren, als erster mit allem Nachdruck die Südhälfte der skandinavischen Halbinsel als die langgesuchte „Werkstatt der Völker“ bezeichnete, wies ich sogleich darauf hin, daß zur Lösung der vielerörterten Frage alle einschlägigen Wissenszweige, Naturwissenschaft, Geschichte, Altertumskunde und Sprachforschung, einträchtig zusammenarbeiten müßten und das erstrebte Ziel, da es nur eine Wahrheit gebe, erst dann als erreicht gelten könne, wenn alle auf den verschiedenen Einzelgebieten gewonnenen Ergebnisse rückstandlos übereinstimmten.

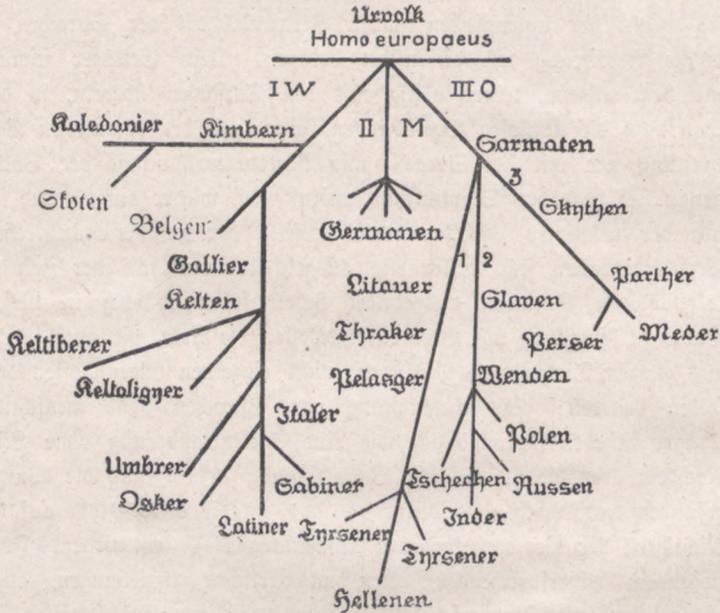
Die neue, anfangs kaum beachtete und selten ernst genommene Lehre hat die Feuerprobe bestanden, hat alle Angriffe, da sachliche Gegen Gründe von keiner Seite vorgebracht werden konnten, ausgehalten, immer mehr Anhänger gewonnen und selbst die hartnäckigsten Gegner gezwungen, ihr näher und näher zu kommen, nämlich im Lauf der Jahre mit ihren Ansichten über die Urheimat vom inneren Hochasien über das Schwarze Meer bis an die Küste der Ostsee, ja noch darüber hinaus, auf die meerumschlungene Skandia selbst vorzurücken. Nur wenige Rückständige suchen aus dem Schiffbruch der alten Anschauungen zu retten, was irgend geht, und benützen jede Gelegenheit, wie zum Beispiel die Entdeckung neuer arischer Sprachen in Mittelasien, um auß neue für eine unhaltbar gewordene Sache sich ins Zeug zu legen. Es wäre ungerrecht, der vergleichenden Sprachforschung den Vorwurf zu machen, sie habe sich immer weiter von der Wahrheit entfernt; wenn nicht, so hat sie sich ihr genähert, und es ist in der That, wie einer ihrer Vertreter bekennt, ein Streit nur noch darüber möglich, „welches europäische Land die Indogermanen hervorgebracht hat.“ Aber auch dieser mußte entschieden sein, ehe völlige Klarheit eintreten und die verwandtschaftliche Stellung aller einzelnen Glieder der großen Völkerstamme richtig erkannt und verstanden werden konnte.

Der Gedanke, die Spaltung der Völker und Sprachen in Gestalt „eines sich verästelnden Baumes“ darzustellen, lag nahe und war schon vor mehr als 60 Jahren auszuführen versucht worden. Der Ausdruck „Stammbaum“ trat jedoch erst ein Jahrzehnt später auf, nachdem inzwischen die Entwicklungslehre ihren Einzug in die Wissenschaft gehalten hatte. Ein Baum ohne Wurzel ist aber ein Umding; darum

mußten auch alle früheren Versuche scheitern und konnten nur die Unvereinbarkeit der Wirklichkeit mit den Voraussetzungen beweisen. Während man, um nur ein Beispiel anzuführen, zuerst die Kelten weit ab von den Italern gestellt hatte, sah man sich später genötigt, sie wegen der unleugbaren nahen Verwandtschaft der Sprachen in engste Berührung mit diesen zu bringen. Kein Erklärer stimmte mit dem andern, keiner völlig mit den Tatsachen überein, so daß man bald die nutzlosen Bemühungen, einen mit der räumlichen Verbreitung wie mit der Sprach- und Blutsverwandtschaft der Völker genau sich deckenden Stammbaum aufzustellen, wieder aufgab und sich mit der bekannten „Wellentheorie“ behalf, der zufolge mundartliche Verschiedenheiten sich wellenartig ausgebreitet und mit der Zeit zu selbständigen Sprachen ausgebildet haben sollten. Auch in diesem Buche ist oft genug von Verbreitungswellen die Rede, die aber immer aus ganzen Tieren und Menschen, nicht einzelnen Eigenschaften derselben bestehen; eine Ausbreitung von Sprachen ohne menschliche Träger ist eben so unmöglich wie eine Seelenwanderung ohne Leib. Nachdem aber die unerläßliche Vorbedingung erfüllt und die Wurzel gefunden war, wuchs aus dieser — das ist die beste Probe auf die Richtigkeit der hier vorgetragenen Anschauungen — ein nirgends Feststehendem widersprechender, allen nachbarlichen Beziehungen, allen naturwissenschaftlichen, geschichtlichen und sprachlichen Verhältnissen gerecht werdender Stammbaum (siehe S. 52) der indogermanischen Völkergemeinschaft wie von selbst empor.

Der uner schöp flich scheinende Born, dem alle diese Ströme entquollen sind, oder das Urvolk — die Stammart (*H. europaeus*) hat niemals aufgehört zu bestehen — ist in der alten Heimat zurück geblieben und hat sich auch im Äußeren, durch die eigene Ausdehnungskraft und natürliche Schranken vor Blutmischungen geschützt, nur wenig verändert. Nur der jeweilige Überschuß der Bevölkerung ist, durch Nahrungsmangel und Unternehmungslust getrieben, ausgewandert und hat mit seinem edlen Blut auch die angestammte Sprache und Sitte in ferne Lande getragen. Es ist darum ein vergebliches Bemühen, die „Ursprache“ oder den Gesittungszustand des Stammvolkes ermitteln zu wollen, denn diese sind in jedem Jahrhundert andere gewesen. Was sich annähernd erschließen läßt, ist die Entwicklungsstufe, auf der sich die einzelnen Äste vom Grundstamm abgezweigt haben; aber auch hierbei ist Vorsicht nötig, da im Bett der Völker-

ströme oft hinter einander Wellen von ungleicher Beschaffenheit geflossen sind. So waren die Kelten in Spanien und Südfrankreich infolge von Blutmischung und Sonderentwicklung ihren belgischen, von den Germanen kaum zu unterscheidenden Verwandten recht unähnlich geworden.



Der hier im Bilde wiedergegebene Stammbaum zeigt, den Strahlen eines Fächers vergleichbar, deutlich die südwärts gerichtete Ausbreitung in drei großen Strömen. Im ersten oder Weststrom (I W) haben sich die verschiedenen, zeitlich aufeinander folgenden Wellen der keltischen Völkerflut über die westlichen und südwestlichen Teile von Europa ergossen; aus ihm sind auch die Völker lateinischer Zunge, sowie durch Vermischung mit Urbewohnern mittelländischen Stammes die Keltiberer und Keltoligier hervorgegangen. Der mittlere (II M), zugleich der jüngste und die anderen zum Teil überflutende, besteht aus den verschiedenen Stämmen und Völkerschaften der Germanen und läßt durch das Übergreifen der Namen, so des kimbrischen auf die keltischen Belgen und des vandilisch-gotischen auf die slavischen Wenden, die litauischen Guden und die thrakischen Gauden, nach beiden Seiten hin den verwandtschaftlichen Zusammenhang erkennen. Der dritte, über ungeheure Landstrecken sich ergießende Oststrom (III O) teilt sich demgemäß in drei Hauptarme, dem litauisch-thrakisch-griechischen, von dem auch die kleinasiatischen wie die italischen Tyrsener (Etrusker) sich abzweigen haben, den slavisch-wendisch-indischen und endlich den skythisch-perfisch-medischen; er ist mit seinen letzten Ausläufern bis weit ins Innere von Asien vorgebrungen.

Während man früher, eine östliche Herkunft voraussetzend, bei Wortvergleichen immer vom Altindischen ausging, stellt die neuere Auffassung im Gegenteil das Germanische in die Mitte, obwohl die schriftlichen Überlieferungen dieser Sprache nur ins vierte Jahrhundert oder, selbst wenn wir Alfilaß Gotisch durch einige Namen und Runeninschriften ergänzen, wenig weiter zurückreichen. So bildet zwischen lat. sol, socer, vir und griech. helios, hekyros, heros das gotische Wortbild, sauil, svaihra, vair, das gesuchte Bindeglied. Wir haben guten Grund, einen ungemein reichen Wortschatz der „Ursprache“ anzunehmen, von dem die neugebildeten Mundarten oder Tochter-sprachen nur das eine oder das andere beibehalten haben; so hat das Germanische für Haupt zwei Ausdrücke, ahd. houpit und anglf. hafela, denen lat. caput und griech. kephale entspricht, für Wasser got. ahva und altf. watar, gleich lat. aqua und griech. hydor, für Mond ahd. lune und mano, gegenüber von lat. luna, griech. men, und dergleichen mehr. Die aus der falschen Voraussetzung abgeleiteten „Sprachgesetze“ sind darum auch nur mit Vorsicht und Auswahl zu gebrauchen und waren vielfach für die vorwiegend mit sprachlichen Hilfsmitteln arbeitenden Gelehrten ein „Semmschuh“ oder eine „Fessel am Bein“. Das lateinische c wird keineswegs immer, wie in casa, Haus, cervus, Hirsch, cornu, Horn, cutis, Haut, durch ein deutsches h vertreten, sondern es gibt auch ein wurzelechtes, beiden Sprachen gemeinsames k, wie in calvus, kahl, cattus, Kater, cicor, Rieher, curtus, kurz, clarus, klar. Verfehlt, weil durchaus unzutreffend, ist auch die Zweiteilung in Kentum- und Satem-Sprachen (nach der harten oder weichen Aussprache des k-Lauts); hätte sie Berechtigung, so würde Altlateinisch vom Neulateinischen und Romanischen (kontum, zentum, tschentum) getrennt werden und sogar die germanische Sippe in zwei Gruppen (Gotisch, Deutsch und Schwedisch, Frisisch) zerfallen.

Es soll dem Leser nicht verhehlt werden, daß die hier gegebene Einteilung der indogermanischen Sprachen noch nicht allgemein anerkannt ist, eben so wenig aber, daß sie bis jetzt durch keine bessere ersetzt werden konnte.

7. Stämme und Mundarten.

Von der Maas bis an die Memel,
 Von der Etsch bis an den Belt

reichen nach dem Biede die Marken des deutschen Volkstums, und wir wollen hoffen, daß sie noch erweiterungsfähig sein werden. Bei einer so großen Ausdehnung des Wohngebiets ist es begreiflich, daß sich im Lauf der Zeit auch die Mundarten durch räumliche Trennung und Sonderentwicklung mehr und mehr von einander entfernt haben, so daß es ohne Mithilfe der in der Schule erlernten „hochdeutschen Schriftsprache“ einem Holsteiner schwer fällt, sich mit einem Tiroler, und einem Mittelfranken, sich mit einem Ostpreußen zu verständigen. Wenn auch in den zwei Jahrtausenden der deutschen Geschichte diese Sprachscheidungen ohne Zweifel bedeutende Fortschritte gemacht hat, so gehen doch die ersten Anfänge noch weiter, bis in vorgeschichtliche Zeiten zurück und beruhen auf der uralten Stammesteilung unserer Vorfahren. Ohne Kenntnis und Verständnis derselben muß daher auch die Entstehung und das Verwandtschaftsverhältnis unserer Volksmundarten dunkel bleiben. Die bisher geltende Einteilung in Hochdeutsch und Niederdeutsch, in Ost-, West- und Nordgermanisch ist ungenügend und verfehlt, weil sie einerseits nur für bestimmte Zeiten zutrifft und andererseits Verschiedenartiges zusammenwirft. Eine richtige Auffassung ist nur auf Grund der von Plinius und Tacitus überlieferten Stammesgliederung möglich, die beide in den Hauptzügen übereinstimmen und nur in Einzelheiten der Ergänzung und Berichtigung bedürfen..

Einer Betrachtung der einzelnen Stämme muß jedoch die Erklärung des Gesamtnamens vorausgehen, der ja nach Tacitus damals als „neu“ galt. Noch die Teilnehmer am Kimbernzuge, mit dem man doch meistens die deutsche Geschichte beginnen läßt, wurden von den Zeitgenossen teils zu den Skythen, teils zu den Kelten gerechnet. Erst ein halbes Jahrhundert später, kurz vor Cäsars siegreichen Feldzügen kam in Gallien der Name „Germanen“ auf. Was bedeutet er und welche Ausdehnung dürfen wir ihm geben? An Versuchen, des berühmten Namens Sinn und Herkunft zu ergründen, hat es wahrhaftig nicht gefehlt, doch können alle bisherigen Deutungen aus der deutschen, keltischen oder lateinischen Sprache, wie „Wehrmänner“

oder „Speerträger“, „kleine Nachbarn“ oder „große Schreier“ „Langhaarige“ oder „Krieger“, „Brüder“ oder „Fruchtbare“, „Echte“ oder „Warmbader“, sämtlich nicht befriedigen. Nach meiner eigenen, seit vielen Jahren vertretenen und andernorts eingehend begründeten Erklärung ist „Germanen“ nichts anderes als der Name des dritten Hauptstamms, der Herminonen oder Hermanen, in keltischer Lautgebung, der darum auf alle übrigen ausgedehnt wurde, weil seine Träger gerade zur Zeit Ariovists am weitesten nach Westen vorgezogen waren und ganz Gallien zu unterwerfen drohten. Einer gallischen Germanissa entspricht ein gotischer Hermana, und das nicht mit irmin, groß, zu verwechselnde Stammwort horman, ursprünglich etwa den Begriff „herrlich, ausgezeichnet“ ausdrückend, ist zweifellos mit lat. germanus urverwandt, das die besondere Bedeutung „echt“ oder in übertragenem Sinne (vollbürtiger) „Bruder“ angenommen hatte. Für eine gemeinarische Wurzel spricht der Umstand, daß es auch keltische und persische Germanen gab. Wir selbst aber haben wohl das Recht, dem Beispiel der Gallier zu folgen und in Ermangelung eines anderen mit dem „neu erfundenen“ Gesamtnamen alle Teile unseres großen Volkes zu bezeichnen, die vier von Plinius und Tacitus genannten Hauptstämme, sowie alles, was später noch aus der Urheimat nachrückte oder dort zurückblieb.

Vergleichen wir die Angaben dieser beiden Schriftsteller mit einander, so geht daraus die Vierteilung des germanischen Stammbaums mit Sicherheit hervor, denn der von ersterem hinzugefügte fünfte Stamm bestand gar nicht aus richtigen Germanen, sondern aus mehr oder weniger germanenähnlichen Donaubölkern thrakischer, skythischer oder keltischer Abkunft, wie den oft fälschlich für Germanen gehaltenen, nach den überlieferten Königsnamen aber zweifellos gallischen Bastarnern. Statt dieses wegfallenden tritt aber als neuer fünfter der sächsische Stamm hinzu, der im ersten Jahrhundert nur mit seiner südlichsten Vorhut, den Angrivariern oder späteren Engern, in den Gesichtskreis der Römer getreten war. Offenbar sind die Bezeichnungen Jngävonen, Istävonen und Herminonen, die den gotischen Zweig nicht mit umfassen, jüngeren Ursprungs, während die uralten Stammesnamen Marsen (Franken), Gambriuvier oder besser Cambriuvier (Kimbern), Sueben (Schwaben), Vandilier (Goten), Saxonen (Sachsen), zum Teil heute noch fortleben. Noch viel jünger ist der auf Goten und Skandinavier sich nicht erstreckende, ursprünglich nur „zum Volke



**Germanien
zur Zeit von
TACITUS**

*Nichtgermanische Völker
in laufender Schrift.
Fluß, u. Städtenamen neuzeitlich.*

**Bemerkungen zur Karte,
von Dr. Ludwig Wilfer.**

Auch die Hellusier und Oeoner sind den nichtgermanischen Völkern beizuzählen.

Die ehemaligen Abweichungen des Küstengebietes von dem heutigen sind nur an der Nordsee angedeutet.

Auf den meisten Karten werden die Wohnsitze der Germanen in den beiden ersten Jahrhunderten zu weit nach Osten, bis über die Weichsel, ausgedehnt. Bei der Ausbreitung über das Festland haben die dänischen Inseln als Brücken gedient.

Zeitbestimmung,
durch Funde germanischen Ursprunges beglaubigt.

I. Steinzeit.

II. Bronzezeit,
nach dem schwedischen Altertumsforscher Oskar Montelius beginnend um 1800 v. Chr.,

nach dem deutschen Altertumsforscher Gustaf Rosfinna um 2100 v. Chr.

III. Eisenzeit,

nach Oskar Montelius um 1100 v. Chr.,
nach Gustaf Rosfinna um 800 v. Chr.

(thiuda) „gehörend“, bei Ulfila „heidnisch“ bedeutende Ausdruck „deutsch (thiudisc)“.

Da der westlichste dieser fünf Hauptstämme mit dem Kimbernzug in ebenso großartiger wie erschütternder Weise die deutsche Geschichte eröffnet hat, halten wir bei der Betrachtung derselben am besten die west-östliche Richtung ein. Gibt es ein Mittel, die Zugehörigkeit zum kimbrischen Stamme zu erkennen? Gewiß, und zwar ein untrügliches, den Lautstand der Namen und der wenigen von der kimbrischen Sprache überlieferten Wörter. Daß er vollständig dem keltisch-lateinischen entspricht, darf uns bei der vermittelnden Stellung der Kimbern, deren Stammesname sich ja auch auf belgisch-britische Völkerschaften erstreckt, nicht wundern. Einzelne Mannsnamen, wie Boiorix, König der Kimbern und der oberitalischen Boier, sind vollkommen gleich; andere, wie Malorix, Cruptorix, Cesorix, Ambiorix, Lugius, könnten eben so gut keltisch sein oder enthalten einen auch in gallischen Namen häufigen Bestandteil, wie Teutobodus, Catubolcus, Boiocalus. Das „geronnene Meer“, Cronium mare, und das „Waldland“ Cartris sind mit Verhärtung des Anlauts nach den altdeutschen Wörtern hrinnan, rinnan und hart benannt und die Ortsnamen Gelbuba und Marcodurum, sowie zahlreiche Flußnamen, Nava, Lagina, Siga, Lupia u. a., von gallischen nicht zu unterscheiden. Teutoburgium entspricht einem gotischen Thiudabaurgs, die Namen der Uspeter und Tenkterer würden in fränkischem Munde Aufisatha und Thantovara gelautet haben. Demnach gehören zu diesem Stamme die Kimbern, Teutonen, Ambronnen, Amfivarier, Frisen, Tugrer, (wohl gleichbedeutend mit Tenkterer) Uspeter, Brukterer, Tenkterer, Ubier, Sigambern, Nemeter und Triboker. Es ist möglich, daß schon vor der kimbrischen Heerfahrt eine weniger gewaltfame Ausbreitung in Westdeutschland begonnen hatte, während welcher einige der genannten Völkerschaften ihre Wohnsitze zu beiden Ufern des Rheins einnahmen. Da sie in Sprache und Sitte zweifelsohne ungemein keltenähnlich waren, da hier fortwährend Verschiebungen eintraten und die ersten Wellen der germanischen unmittelbar auf die letzten der keltischen Völkerflut folgten, ist es ein vergebliches Beginnen, mit Hilfe von Flußnamen oder Altertümern die vorgegeschichtlichen Grenzmarken zwischen germanischem und keltischem Volkstum feststellen zu wollen. Im heutigen Deutschland gehören nur noch die Frisen, die aber ihre ursprüngliche Mundart größtenteils mit dem sächsischen Platt vertauscht haben, zu diesem

Stämme; andere Teile leben in den germanischen Nachbarstaaten, in Holland, Dänemark, Norwegen, auch England fort.

Ein nicht weniger sicheres sprachliches Merkmal besitzen wir für den zweiten, marfisch = istsävonisch = fränkischen Stamm. Wer in alten fränkischen Urkunden blättert, dem muß beim ersten Blick die Schreibung der Namen Chlothacharius (Lothar), Chlothovechus (Chlodwig, Ludwig) Charibethus (Herbert), Childebrandus (Hildebrand), Chrodichildis (Hrothilde) u. a. auffallen. Diese durchgehende Wiedergabe des Hauchlautes durch ch, im Gegensatz zu dessen Verhärtung zu c beim kimbriischen Stamm, zeugt nicht nur von einer den Franken eigentümlichen rauhen Aussprache desselben, sondern auch von dem allgemeinen, erst im 8. Jahrhundert sich verlierenden Brauch, dies in der Schrift zum Ausdruck zu bringen. Das Gleiche findet sich schon bei Tacitus, und wir brauchen nur einen Kreis um eine Gruppe benachbarter, zwischen Elbe und Niederrhein wohnender Völker zu legen, deren Namen zufällig mit dem Hauchlaut beginnen, der Chauken, Chamaven, Chasuarier, Chatten, Cherusker, um die Stammväter der späteren Franken zu finden. Inmitten derselben, im Gebiet der Marsen, etwa beim heutigen Fredeburg, lag das Heiligtum der Göttin Tamjana, das demnach wohl allen diesen gemeinsam war. Außerdem gab es noch andere Heiligtümer und Wallfahrtsorte bei den Gerichtsstätten (Theotmali) der einzelnen Völkerschaften, so das der Cherusker bei den Egtern- oder Elsternsteinen unweit von Detmold und das der Chatten bei Kirch-Ditmold in der Nähe von Kassel. Die westlichen oder salischen Franken, deren Name im heutigen Frankreich verewigt ist, sind größtenteils vermisch. Die deutsch gebliebenen Ostfranken, hauptsächlich die Ribobaren (die Schreibung Ripuarier ist ebenso unrichtig wie die Abteilung von ripa, Ufer) und Chatten (heute Hessen) wohnen zu beiden Seiten des Rheins, von den Niederlanden bis zur Rems, Murg und Sauer. Infolge der Ausdehnung des tapferen Volkes nach Niederwerfung der Alemannen und Thüringe erstreckt sich die fränkische Mundart im Maintal weit nach Osten, bis in die Oberpfalz und an den Böhmerwald. Sie bildet gewissermaßen ein Bindeglied zwischen Hoch- und Niederdeutsch und hat mit diesem das weiche g (Reche, liche, sächt) und das harte pf (Palz, Perd, Kopp), mit jenem den Umlaut (Weib, Maul) gemein. Die Niederfranken sagen auch „dat, wat“, wobei schwer zu unterscheiden, was auf ursprünglicher Eigenart und was auf sächsischem Einfluß beruht. Altfränkische

Sprachdenkmäler (Merseburger Zaubersprüche, Ludwigslied) haben auch „he, her“ für „er“, gerade wie die Sachsen.

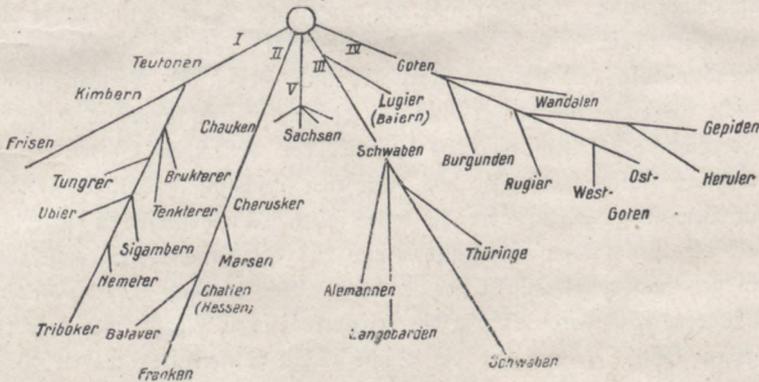
Südlich von den Franken, am Oberrhein, im südlichen Baden, im Elsaß, in der Schweiz, der Bodenseegegend, dem Allgäu, in Borsarlberg und zum Teil auch in Tirol, herrscht die alemannische Mundart, die aus Hebel's Gedichten bekannt ist, im Wortschatz viel Eigentümliches hat (briegge, bole, luege, lose = weinen, werfen, sehen, hören), das g, selbst in der Endung ig, stets hart, das k dagegen wie ch spricht und, wie die niedersächsische, vom Umlaut unberührt geblieben ist (Huz, Rib). Obwohl die Mundart der Alemannen, früheren Semnonen, zweifellos zum schwäbischen Sprachstamm gehört, weicht doch diejenige der zwischen Schwarzwald und Lech wohnenden Schwaben im engeren Sinne, der Nachkommen der kleineren, die Erdmutter (Mertha) verehrenden Völkerschaften (Avionen, Reudinge, Eudosen, Suardonen und Withonen), wesentlich von ihr ab, gebraucht z. B. ein anderes Hilfszeitwort, gwä statt gfi (gewesen, gesin), hat den Umlaut und auch die gewöhnliche Aussprache des k. Zum schwäbischen Stamm gehörten ferner die Langobarden, Markomannen, Quaden, Warisker, Wangionen, Haruden und endlich die Thüringe (Hermunduren, Angeln und Warnen); die heutige thüringische Mundart hat aber nicht viel Bezeichnendes mehr, da sie stark mit fränkischen und sächsischen Bestandteilen durchsetzt ist.

Seit alter Zeit bildet der Lech die Sprachgrenze zwischen Schwaben und Baiern (Baiovaren), deren Mundart, wie sich leicht nachweisen läßt, von allen deutschen in Wortschatz und Lautstand dem Gotischen am nächsten kommt. Dies entspricht ganz genau der Abstammung des bairischen Volkes von den alten Lugiern, die in den ersten Jahrhunderten unserer Geschichte zwischen den Flüssen Spree und Oder wohnten und, obwohl noch zu den Herminonen gehörend, ein Bindeglied zwischen Schwaben und Goten bildeten. Bei den ersten Worten eines Oberbairern fällt einem der Laut oa für ei (Stoan, zwoa, dagegen drei, weil gotisch tvai, threis, sprich thris) auf und die statt der Mehrzahl gebrauchte Zweizahl, es, enfer, enk (ihr, euer, euch), habts, suchts u. dergl. (gotisch iz, inquara, inquis, habats, sokjats). Der bairische Volksstamm hat die ganze Ostmark, das Osterreich, erobert und besiedelt. Daher ist die österreichische nur eine Abart der bairischen Mundart. Die eigentlich gotischen Völker sind leider entweder ganz untergegangen oder verwehrt und haben kaum irgendwo, höchstens

vielleicht im Wallis (Burgunden) oder in der Gottschee (Gotisca marca?) deutschredende Nachkommen hinterlassen. Außer den Ost- und Westgoten gehörten zu ihnen die Wandalen, Burgunden, Rugier, Gepiden, Heruler u. a.

Wie die Germanen die letzte Verbreitungswelle der Arier, so bilden die Sachsen, der fünfte Hauptstamm, den jüngsten Nachschub der ersteren und stellen dadurch die Verbindung mit der alten Heimat her. Bewundernswert ist auch die Ausdehnungskraft dieses Stammes, der, obwohl durch die furchtbaren Kriege mit den Franken geschwächt, die größten Teile von Ostelbien dem Deutschtum zurückgewonnen, die Ostseeküste besiedelt und seine Mundart, das sogenannte Plattdeutsch, bis nach Ostpreußen und darüber hinaus verbreitet hat. Es ist gekennzeichnet durch das „unverschobene“ t (Tid, dat), die weiche Aussprache des g (wie ch oder j), die Nichtannahme des Umlauts (ful, Swin) und das „spitze“ s. Die Sachsen zerfielen wieder in vier Teilstämme, die Nordleute (Nordalbingier), die Engern (Angrivarier) und die West- und Ostfalen (West- und Ostmannen). In ganz Niederdeutschland versteht man das durch Reuter auch den höheren Ständen wieder vertraut gewordene Platt. In Schlesien, an dessen Besiedelung verschiedene Stämme teilgenommen, hat sich eine wenig schöne Mischmundart gebildet.

Stammesgliederung der Germanen.



Obiger Stammbaum läßt sich ohne weiteres auf den der Indogermanen, dieser auf den des Menschengeschlechts setzen, der sich wieder urgezweigt demjenigen des gesamten Tierreichs einfügt. Dadurch ist ein lückenloser Zusammenhang von den ersten Anfängen des Lebens

bis zu dessen höchster Entfaltung hergestellt. Die letzten der sich folgenden Ringwellen sind: Säugetiere, Hochtiere, Vormenschen, Urmenschen, Menschen niederer, dann höherer Arten, Indogermanen, Germanen.

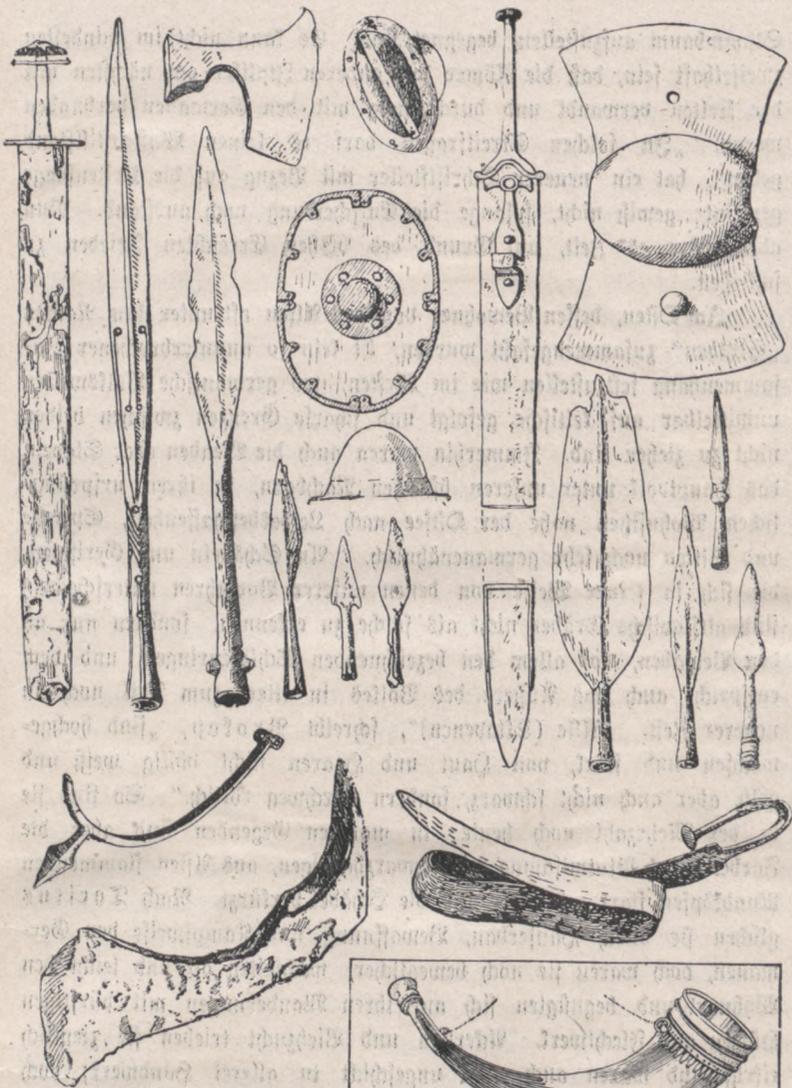
8. Nachbarvölker.

Wie ein Keil hat sich die Spitze der germanischen Schlachordnung von der kimbrischen Landzunge aus zwischen den damals im Niederland wohnenden Völkern vorgeschoben, sie nach rechts und links zurückgedrängt und, nachdem die Stellung durchbrochen war, ihren Vorstoß siegreich nach Süden fortgesetzt. Auf der westlichen Flanke hatten es unsere Vorfahren fast ausschließlich mit keltischen Gegnern zu tun, die ihnen nicht standzuhalten vermochten, und als Cäsar auf dem Kriegsschauplatz erschien und durch sein machtvolles Eingreifen den Gang der Geschichte fast um ein halbes Jahrtausend aufhielt, stand die aus Schwaben bestehende Vorhut der Germanen unter dem Heerkönig Ariovist schon tief in Gallien, während auf der anderen Seite die Markomannen „in fast täglichen Kämpfen“ mit den Helvetern um die Rheingrenze stritten. Schon die alten Schriftsteller, wie Strabo, Plutarch u. a., hielten beide Völker für „ähnlich und stammverwandt“, wogegen auch die neuzeitliche Wissenschaft, da ja die einen wie die andern zu den Indogermanen gehören, nichts einzuwenden hatte, obwohl sie über Art und Stufe der Verwandtschaft nicht ins reine kommen konnte; die berühmte, fast könnte man sagen „berückigte“ Keltenfrage, das „Rätsel der nordischen Vorzeit“, hat mehrere Geschlechterfolgen von Gelehrten beschäftigt, zahllose Federn in Bewegung gesetzt, aber so lange allen Lösungsversuchen getrotzt, als die Grundfrage unentschieden und das gemeinsame Ursprungsland in geheimnisvolles Dunkel gehüllt blieb. Wer dagegen auch die Kelten aus dem fruchtbaren Schoße der nordeuropäischen Menschenart hervorgehen läßt, für den hat die Sache nichts Rätselhaftes mehr. Vor allem stimmen dazu die leiblichen Merkmale aufs beste; in keltischen, durch Lage und Ausstattung als solche gekennzeichneten Gräbern finden sich dieselben mächtigen Gerippe mit kraftvollem Gliederbau und wohlgestalteten, ausgesprochen länglichen Schädeln, in den Schriften der Zeitgenossen übereinstimmende Schilderungen der weißen Haut, der

blauen Augen und hellen Haare. Die immer noch verbreitete Meinung, die Deutschen verdankten die jetzt bei ihnen nicht seltenen dunklen Farben und runden Köpfe der Vermischung mit keltischen Urbewohnern, ist durchaus unbegründet; unsere westlichen Nachbarn waren ursprünglich von derselben Leibesbeschaffenheit, nur, weil früher in die Fremde gezogen, stärker und länger der Blutmischung ausgesetzt.

Die altkeltische Sprache darf man nicht nach den noch heute bestehenden, durch lange Sonderentwicklung veränderten und stark verschliffenen Mundarten beurteilen; sie stand, wie aus den Namen, einzelnen zufällig erhaltenen Wörtern und kurzen Inschriften zu ersehen, der germanischen noch sehr viel näher. Der Volksname selbst, der fast eben so viele und eben so widersprechende Deutungen erfahren hat wie der unfrige, ist in Wahrheit nichts anderes als das deutsche Wort „Helden“ mit verhärtetem Anlaut, der keltischen Aussprache gemäß (Ableitung *Caletes*, wie altsächsisch *helithos*, vom keltisch-lateinischen Stammwort *calo, cele*, altnordisch *halr*, angels. *haele*, Mann, Knecht, in verkürzter Gestalt *Celtae*, schwedisch *hjeltar*). Die neuere und nicht so umfassende Bezeichnung *Gallier*, gehört, wie unser „welsch“ zeigt, zur Wurzel *wal*, in keltischer Lautgebung *gal*, die sowohl „Schlacht“ (wie in *Walstatt* und *Walfüre*) als auch „ausgezeichnet“ (got. *valis*, wie in den Namen *Walagoten*, *Wäljunge*) bedeutet und darum dem Erklärer freie Wahl läßt. Auf die Ähnlichkeit, ja völlige Gleichheit gallischer und germanischer Mannsnamen ist schon im 7. Abschnitt hingewiesen worden; einige, zugleich deutsche Ortsbezeichnungen seien noch beigelegt, *burum, bodium, sedum, vicus, villa, briva, briga, büren, büttel, saß, wif, weil, brück* (nord. *bro*), *berg* u. dergl. Auch viele sonstige, meist durch Aufnahme ins spätere Latein erhalten gebliebene Wörter stimmen mit germanischen oder deutschen Ausdrücken überein, so *balteus, hebros, bracca, camisia, carrus, caupo, dru, fario, gaesum, galleta, karnon, lancea, maniakon, marca, marga, medus, nemetum, reda, salmo, sapo, smaltum, tallus, vargus, viriae, Gürtel* (dän. *belte*), *Viber, Hose* (alt *brec, pruoh*), *Hemd, Karre, Kaufmann, Baum* (got. *triu*), *Torelle, Ger, Vette* (Gefäß), *Horn, Lanze, Halsband* (alt *meni*), *Pferd* (Mähre, alt *marc*), *Mergel, Met, Hain* (alt *nimid*), *Wagen* (alt *rad, reita*), *Ealm, Seife, Schmelz, Teller, Räuber* (alt *ware, vargs*), *Flechtwerk* (ahd. *uuira*) u. a. Zusammengesetzte wie *ambactus* (got. *andbaths*, Diener) und *margarita* (Perle, got. *markreitus*,

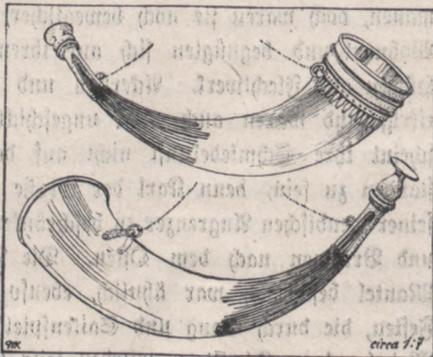
agf. meregroot, d. h. Meergrieß, schon früh durch Vermittelung der südlichen Gallier ins Griechische und Lateinische übergegangen), dürfen wohl als Entlehnungen aus dem Germanischen angesprochen werden, Andere, wie petorritum, Biergespann, und pimpedula, Fünfblatt, bekunden durch ihre Lautgebung eine verbindende Mittelstellung zwischen Germanisch und Lateinisch. Obwohl Cäsar die Verschiedenheit gallischer und germanischer Sitten betont, läßt sich doch bei genauerer Untersuchung eine ganze Reihe von Übereinstimmungen auffinden. Säger und Dichter, weise Frauen und Seherinnen gab es bei beiden Völkern. Das Rittertum mit seinen Knappen und Leibwächtern entwickelte sich bei unseren Vorfahren in ähnlicher Weise, nur etwas später. Die Waffen, beiden als schönster Schmuck des Mannes geltend, waren in der Hauptsache dieselben, große, oft mit bunten Farben, Wappenbildern und Beschlägen geschmückte Schilde, mit Hörnern oder Federn gezierte Helme, eiserne Kettenhemden, zum Stoß und Wurf geeignete Lanzen, lange zweischneidige und kurze einschneidige Schwerter in ehernen (mehr gallischer Brauch), hölzernen oder ledernen Scheiden, an Ketten oder Riemen getragen, dazu Fahnen, Feldzeichen und mächtige Heerhörner. Auch die Tracht war, der Witterung entsprechend, sehr ähnlich, leinene Hemden, Inrze oder lange Hosen, anliegende Leibbrücke, auf der rechten Schulter durch Hefnadeln zusammengehaltene Mäntel mit Franzen und bunten Säumen, Pelzjacken, Halsringe und Armbänder. Die Gallier waren ein kunstfertiges, besonders in der Weberei, im Schmiedehandwerk und in Schnitzarbeiten erfahrenes Volk, von dem schon die Römer manches gelernt haben, wie die Kunst des Verzinnens, das Bauen hölzerner Fässer und die Bereitung von Seife aus Fett und Asche. Die Namen keltischer Götter lassen sich vielfach von germanischen Wurzeln ableiten, so Dgmius, Teutates, Caturix, Camulus, Fonion, Belenos von got. ahma, Geist, thiuth, herrlich, gut, ahd. angels. hadu, headu, Kampf, altn. ham, stark, got. fon, Feuer, angels. bael, Blut. Auf der anderen Seite wird die nahe Verwandtschaft der keltischen mit der lateinischen Sprache außer durch Wortschatz und Wandelung durch zahlreiche gemeinsame Eigennamen bewiesen, wie Silius, Drusus, Cottus, Cimber, Camillus. Griechen und Römer für eine besonders nah verwandte Gruppe der Indogermanen, die sogen. „Gräko-Italier“, zu erklären, war einer der vielen Irrtümer, die den Sprachforschern bei ihren Versuchen, einen indogermanischen



Waffen.

Links germanische: Schwert, Lanzen- und Speerspitzen; Schild u. Schildbuckel; Sporn; Grantenart (Francisca); rechts: gallische; unten: zusammengebogene Schwertklinge.

Trinkhöner



circa 17

Stammbaum aufzustellen, begegnet sind. Es kann nicht im mindesten zweifelhaft sein, daß die Römer und anderen Italiker am nächsten mit den Kelten verwandt und durch diese mit den Germanen verbunden waren. „In solchen Streitfragen darf es keinen Waffenstillstand geben“, hat ein neuerer Schriftsteller mit Bezug auf die Keltenfrage gemeint; gewiß nicht, solange die Entscheidung noch ausstand. Nun aber wäre es Zeit, auf Grund des bisher Erreichten Frieden zu schließen.

Im Osten, dessen Bewohner von den Alten oft unter dem Namen „Skythen“ zusammengefaßt wurden, ist kein so ununterbrochener Zusammenhang festzustellen wie im Westen, wo germanische Volkswellen unmittelbar auf keltische gefolgt und scharfe Grenzen zwischen beiden nicht zu ziehen sind. Immerhin waren auch die Wenden oder Slaven, das Hauptvolk unter unseren östlichen Nachbarn, in ihren ursprünglichen Wohnsitzen nahe der Ostsee nach Leibesbeschaffenheit, Sprache und Sitten noch sehr germanenähnlich. An Schädeln und Gerippen, die sich in keiner Weise von denen unserer Vorfahren unterscheiden, sind altslavische Gräber nicht als solche zu erkennen, sondern nur an den Beigaben, vor allem den bezeichnenden Schläfenringen, und dem entspricht auch das Äußere des Volkes in alter, zum Teil noch in neuerer Zeit. „Alle (Sklabenen)“, schreibt Prokop, „sind hochgewachsen und stark, von Haut und Haaren nicht völlig weiß und gelb, aber auch nicht schwarz, sondern durchweg rötlich.“ So sind sie in der Mehrzahl noch heute; in manchen Gegenden sind aber die Farben durch Blutmischung mit schwarzhaarigen, aus Asien stammenden Rundköpfen stark gedunkelt und die Schädel verkürzt. Nach Tacitus glichen sie durch Häuserbau, Bewaffnung und Kampfweise den Germanen, doch waren sie noch beweglicher, wechselten oft und leicht den Wohnort und begnügten sich auf ihren Wanderungen mit dürftigen Hütten aus Flechtwerk. Ackerbau und Viehzucht trieben sie ziemlich eifrig und waren auch nicht ungeschickt in allerei Handwerk; doch scheint ihre Schmiedekunst nicht auf der Höhe der germanischen gestanden zu sein, denn Karl der Große verbot, um die Wehrhaftigkeit seiner wendischen Angrenzer zu beschränken, die Ausfuhr von Schwertern und Brünnen nach dem Osten. Die Tracht, aus Rock, Hosen und Mantel bestehend, war ähnlich, ebenso die Lebensweise. Bei ihren Festen, die durch Sang und Saitenspiel verschönt wurden, tranken sie Met (medu). Die Toten wurden teils verbrannt, teils in Grabhügeln

bestattet, meist mit Waffen, Rossen, Hunden und Knechten. Auch die Weiber folgten, was an die indische Witwenverbrennung erinnert, oft freiwillig dem Gatten auf den Holzstoß. Wie Germanen und Kelten hatten sie eine eigentümliche, Bukwiza genannte, in Holzplättchen eingesehne oder solchen aufgemalte Schrift, von der sich da und dort, z. B. am Bamberger Dom, Spuren erhalten haben. In ihrem Götterglauben gemahnt die Zweiteilung in gute und böse Wesen (Wielbog, weißer, und Cernebog, schwarzer Gott) an ähnliche Vorstellungen der asiatischen Arier. Von den Götternamen stimmen manche, wie Tur, Tara, Prove, Pria, Siba, Svoba, mit germanischen, Tyr, Thor, Fro, Fria, Sif, Svava, überein. Auch die Sprache bietet viele Anklänge, von denen hier nur einige der bemerkenswertesten angeführt sein mögen: aje, Ei, blisk, Bliz, buky, Buch, byku, Boč, chlebu, Brot (Vaib, got. hlaihs), dusti, Tochter, gosti, Gast, kotel, Kessel, morje, Meer, mysi, Maus, nagu, nackt, nosu, Nase, olu, Bier (agf. ealu), osilu, Esel, pluh, Pflug, piklu, Pech, slama, Stalm, soli, Salz, sridice, Herz, vluna, Wolle, vozu, Wagen, wek, Woche, zaba, Frosch (Quappe), zruno, Korn. Bei aller Ähnlichkeit fällt doch die häufige Umstellung und Erweichung der Laute auf. Lehrreich ist auch die Vergleichung der Ortsnamen auf hor, wie, wari, grad, selo, selidva mit germ. bur oder burg, wik, war, gard, sal, salithva. Noch ein Wort muß über die Volksnamen gesagt werden. Wenden, gleichlautend und gleichbedeutend mit Wandalen, ist von der Wurzel wand abzuleiten, mit der die Germanen das Meer (wendelmeri, wentilsaero) bezeichneten, Slaven von slawa (altind. gravas), Ruhm, das auch in vielen Eigennamen vorkommt. Mit Jarislaw wird z. B. das germanische Waldemar übersetzt, beide „sehr berühmt“ bedeutend.

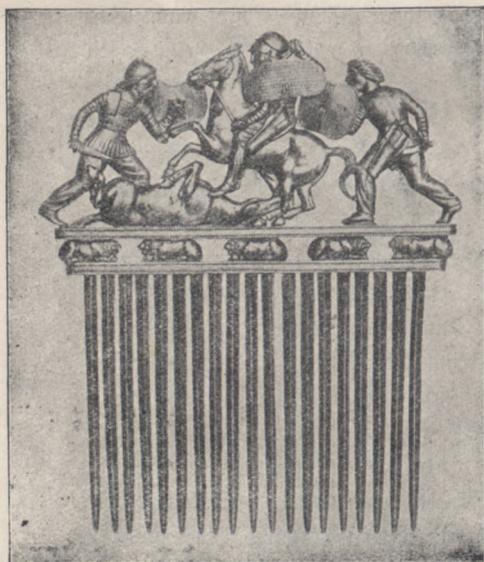
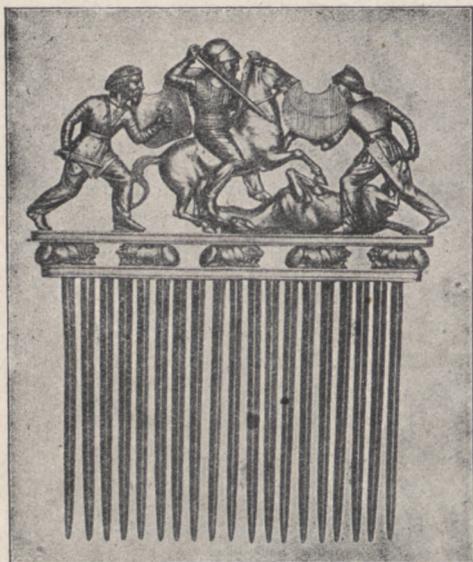
Solche Völkerschaften, die man mit gleichem Recht auch germanisch nennen könnte, gibt es unter den Slaven nicht, ein Zeichen, daß sie sich früher vom Grundstamm abgezweigt haben müssen als die letzten keltischen Volksstämme. Es gab ja auch im Osten keine so gangbare Landbrücke wie im Westen die kimbriische Halbinsel. Die ältesten, am weitesten ausgeführten Vorkläufer der Wenden müssen wir in Asien, bei den Hindu oder Gentu, von den Wörtern ind, wind, leuchten, suchen, die außer dem Gleichklang der Namen und einer verwandten Sprache auch in ihren Sitten manche Übereinstimmung erkennen lassen.

Neben den Slaven, in Ostpreußen und Polen, sitzen die an Volkszahl sehr zurückgegangenen Litauer, die Tacitus als „Astier“ be-

zeichnet und zu denen die alten Preußen und die heutigen Letten gehören. In mancher Hinsicht stehen, oder standen sie doch, den Germanen noch näher als die Slaven. Wenn der Geschichtschreiber, der ihren Ackerbau rühmt, ihre Sprache der „britischen ähnelicher“ nennt, so will er damit wohl nur sagen, sie sei zwar nicht germanisch, aber doch nah verwandt. In der That zeigt die altlitauische Sprache weniger Entartung und Entstellung als die slavische, was aus den folgenden Beispielen ersichtlich: waldonas, gardas, naktis, berzas, wilna, zelmu, Herscher, Hof, Nacht, Birke, Wolle, Helm, gegen slav. vladari, grad, nosti, breza, vluna, slemu. Wie nahe im übrigen das Litauische den altgermanischen Sprachen steht, lehrt die Zusammenstellung: asilus, ausis, drasus, girnos, gywas, liekorus, naujis, nugas, suntus, vyras, Esel, Ohr, kühn, Mühle, lebendig, Arzt, neu, nacht, Sohn, Mann, fast ganz wie im Gotischen, asilus, auso, thrasus, quairnus, quius, lekis, niujis, nagaths, sunus, vair, ferner awis, haesus, grabas, prietelis, protas, wakta, webbolus, wiera, Schaf, böse, Grab, Geliebter, flug, Wacht, Kaiser, Glaube, wie alth. awi, boso, grap, friudil, fruoht, wakt, wibel, wara. Die in Ortsnamen häufigen Endungen fehmen, fallen, pillen sind nichts anderes als die germanischen Wörter haim, halla, palas. Nach der Schilderung Helmolts glichen auch im Äußeren die Litauer ihren germanischen Nachbarn durch „blaue Augen, rötliches Gesicht, lange (helle) Haare“. Dieser Stamm hat darum so große geschichtliche und völkerkundliche Bedeutung, weil er durch die Thraker aufs engste mit den Griechen zusammenhängt. Keine einzige Sprache hat so viel Berührungen mit dem Griechischen wie die litauische: diwas, drasus, duma, kaire, kraujas, lampa, pillis, pienuo, platus, purai, saule, udra, peuse, stogas gleich griech. theos, thrasys, thymos, cheir, kreas, lampas, polis, poimen, platys, pyros, helios, hydra, peuke, stegos, Gott, kühn, Mut, Hand, Fleisch, Lampe, Stadt, Hirte, flach, Weizen, Sonne, Schlange, Fichte, Dach. Auch zum Slavischen hat die griechische Sprache manche Beziehungen, so durch den gemeinsamen Besitz der bezeichnenden Wörter hyios, dolichos und vie, dolgu, Sohn, lang. Die Griechen gehörten demnach zur östlichen, nicht, wie man lange geglaubt hat, zur westlichen Gruppe der Indogermanen. Aus dem großen thrakischen Volke sind auch noch einige südliche Nachbarn der Germanen hervorgegangen, so die Noriker am Nordabhang der Ostalpen und die ihnen westlich sich anschließenden Rhäter, die wieder aufs engste mit den so heiß und lange

umstrittenen Etruskern zusammenhängen. Die griechenähnlichen Rhäter, die Vorgänger der keltischen Helveter in der Schweiz, haben dort als Zeugen ihrer ehemaligen Herrschaft einige Namen zurückgelassen, Jura (Gebirge, slav. gora, griech. oros), Rhein und Rhodan (der „Glänzende“ und der „Wogende“), Bodensee und Leman (Potamicus und Lemannus lacus, von griech. potamos, Fluß, und limne, Sumpf, See). Wie unter den Römern waren auch unter den Griechen die Merkmale ihrer nordischen Herkunft, blaue Augen und helle Haare, nach farbigen Bildwerken wie nach Beschreibungen zu schließen, noch lange, besonders in den höheren Ständen vertreten.

Nun ist nur noch der dritte Arm des Oststroms zu betrachten, der sich mit seinen nördlichsten Vertretern, den Skythen, wieder eng an die Germanen anschließt, mit seinen östlichsten Ausläufern, den Persern und Tocharen, dagegen weit ins Innere von Asien hineinreicht. Neben den Kelten, Indern und Äthiopen waren die Skythen eines der vier größten Völker des Altertums, und wenn auch die Geschichtschreiber ihnen manchmal vielleicht eine zu weite Ausdehnung geben, so haben sie doch zweifellos gewaltige Entfernungen überwunden, ungeheure Landstriche durchzogen und beherrscht. Daß die Wanderungen in westöstlicher Richtung, von Europa nach Asien erfolgt sind, nicht umgekehrt, geht aus den übereinstimmenden Berichten der Zeitgenossen mit Sicherheit hervor, ja es ist nicht unmöglich, daß eines ihrer Teilstämme, die Nsier, jenem Weltteil den Namen gegeben haben. Sie selbst hielten sich entschieden für Nordländer, aus den Gegenden stammend, wo der kalte „Boreas herbläst“ und wirbelnde Schneeflocken wie „Federn“ die Luft erfüllen; ist unser Himmel und Boden auch rauher und karger als der ägyptische, sagten sie, so „bringt er doch Menschen hervor, die an Leib und Seele kräftiger sind“. Das Nordmeer hieß auch „skythischer Ozean“ und das Südufer der mit diesem manchmal verwechselten Ostsee „skythische Küste“. Nach bildlichen Darstellungen auf silbernen Gefäßen und Geräten, nach Schädeln aus südrussischen Grabhügeln wie nach Schilderungen ihres Aussehens haben auch die Skythen, so lange sie unvermischt geblieben waren, zur nordischen Menschenart gehört. Tracht, Bewaffnung und Sitten waren den germanischen sehr ähnlich, doch führten sie krumme Schwerter und eigenartig gestaltete Bogen. Von ihrer Sprache sind nur wenige Proben bekannt, Amalchium, der Name des Eismeers (das „Geronnene“, mit griech. malke, Erstarrung, verwandt), Diorpata, die „männer-



Goldener Kamm
 aus einem skythischen Königsgrabe
 (Nikolajew)
 Vorder- und Rückseite.
Skythische Reiter
 Wandbild aus den Grabkammern von Kertsch.



Sthenkamys, silberner Köcherbeschlag.
(Fund von Nikolajew).



Sthenkamys, Silberbecher (Fund von Nikolajew).

mordenden“ Amazonen (aus lit. *wyras*, Mann, und der Wurzel *bat*, schlagen), der *Erampaios* oder „heilige Weg“ (von lit. *szwantas*, heilig, und slav. *pati*, Pfad), die an die griechische *Artemis* erinnernde Göttin *Artimpasa* oder „mächtige Herrin“ (von pers. *arta*, groß, und *paiti*, Herrin) und einiges Andere. So wenig dies ist, es beweist doch die Zugehörigkeit zum indogermanischen Sprachstamm, während die Namen, wie *Dabos*, *Samutos*, *Kunos*, *Skyles*, *Gyndanes*, *Idanthyrjos*, *Kathagosos*, *Gyndophernes*, *Saitaphernes*, teils an germanische erinnern, teils den persischen gleichen. Aus alledem ergibt sich eine zwischen Germanen und Persern vermittelnde Stellung des Volkes, dessen Name an die keltischen *Scoti*, die litauischen *Scuti*, die Flußnamen *Scutara* (Schutter) und *Skythes*, die Mannsnamen *Skottas* und *Scudilo* anflingt und den Sinn „hell, licht“ (mundartlich-bairisch „schütter“) gehabt zu haben scheint. Die höchste Stufe geschichtlicher Größe und Macht hat ein Volk dieses Stammes im Perserreich erstiegen, das die babylonische Erbschaft verwaltete und die Brücke vom Abendland zum Morgenland schlug; Alexander der Große hat es gestürzt, aber doch nur auf seinen Grundmauern weitergebaut. Auch die Alanen, Waffenbrüder der Wandalen und später ganz in diesen aufgegangen, waren skythischer Abkunft; ihr Aussehen beschreibt Jordan mit den Worten: „schlank gewachsen, hübsch, mit blitzenden blauen Augen und etwas dunklerem Haar als die Goten“. Die Gefäße des Goldfundes von Szent Miklos zeigen skythische Reiter im Schuppenpanzer und Inschriften mit Buchstaben, die im allgemeinen den alteuropäischen ähneln und nicht weniger als acht germanische Runen enthalten. Die schwerfällige babylonische Keilschrift hatten die Perser zwar übernommen, aber im Sinne einer wirklichen Buchstabenschrift von 36 Zeichen vollständig umgestaltet. Das altpersische Wort für „schreiben“ hängt mit den slavischen und litauischen Ausdrücken *pisa*, *peisat*, eigentlich „malen“ zusammen. Schon frühe müssen skythische Wanderscharen tief ins Innere von Asien eingedrungen sein und dort verschiedene Reiche gegründet haben, von denen die neuerdings wieder entdeckten Sprachen, tocharisch und sogdisch, Zeugnis ablegen; daß auch die Hethiter, wenigstens der Sprache nach, zu den Ariern gehörten, steht jetzt fest, doch ist aus den bekannt gegebenen Proben noch nicht mit Sicherheit zu ersehen, ob sie dem thrakischen oder skythischen Stamm näherstünden. Daß diese Auswanderer aus der europäischen Menschenart hervorgegangen waren, zeigen die Bemerkungen von Plinius über die

Serer: „Sie seien von ungewöhnlicher Größe, hätten rötliche Haare, blaue Augen und eine wild klingende, unverständliche Sprache.“ Im Lauf der Zeit sind diese vereinzelt Volkswellen in der Flut rundköpfiger und schwarzhaariger Eingeborener untergegangen, aber nicht ohne die Gesittung in nachhaltiger und weitreichender Weise beeinflusst zu haben. Auch manche Mischvölker haben sich durch solche Berührungen gebildet, wie z. B. die Türken, deren alte Tracht und Bewaffnung skythisch war. Die Annahme einer besonderen, Indier und Perser umfassenden und als „Arier“ im engeren Sinne bezeichneten Völkergruppe ist wie die der „Gräko-Italier“ sachlich nicht berechtigt. Die Trennung beider Volksstämme hat anscheinend schon auf europäischen Boden stattgefunden, und die gleichen Eigentümlichkeiten, die Altperisch und Altindisch scheiden, zeigen sich auch bei der griechischen und slavischen Sprache, so die Ersetzung des s durch den Hauchlaut (indisch saptan, soma, persisch haptan, haoma, slav. sedmi, soli, griech. hepta, hals). Die Indier hängen durch die Slaven, die Perser dagegen durch die Skythen mit dem europäischen Urvolk zusammen.

Die Kenntnis der Nachbarstämme und ihrer Vorläufer ist für das Verständnis unseres eigenen Volkstums unerlässlich, denn dieses bildet das vermittelnde Bindeglied zwischen ihnen allen und vereinigt als letzter, unverbrauchter Kern alle ihre Eigenschaften gewissermaßen im Auszug und in höchster Steigerung.

9. Wanderungen.

Hält man mit verschiedenen alten Schriftstellern, Posidonius, Diodor, Strabo und Plutarch, Kimmerier und Kimbern für ein und dasselbe Volk, dessen „Name sich mit der Zeit ein wenig geändert“ hat, so wäre ein sehr früher, mehrere Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung liegender Beginn der germanischen Wanderungen anzunehmen; denn nach der übereinstimmenden, schon von Herodot mitgeteilten Überlieferung hat dies kriegerische und wanderlustige, wegen seiner Stärke und Wildheit gefürchtete Volk fast ganz Europa und Asien durchzogen, ja sogar Indien bedroht. Da ein Teil dieser Heerscharen, nach denen der „Kimmerische Bosporus“, vielleicht auch die Halbinsel Krim (russisch Krym aus Kymr?) benannt ist, am Schwarzen Meer zurückgeblieben war, haben wir keinen Grund, an der Wahrheit

solcher Erzählungen zu zweifeln; es fragt sich nur, ob wir diese Vorläufer des Kimbernzuges schon als Germanen betrachten und bezeichnen dürfen. „Sie sind es“, schreibt Diodor, „die Rom erobert haben, den Tempel von Delphi geplündert, einen großen Teil von Europa, sowie einige Völker in Asien sich zinsbar gemacht, in den unterworfenen Ländern, wegen Vermischung mit den Griechen Helleno-Galater genannt, sich niedergelassen, und zuletzt viele große Heere der Römer aufgerieben haben“; er ist also überzeugt, die Eroberer Roms, die Besiedeler Kleinasiens und die Verbündeten der Teutonen seien gleichen, nämlich keltischen oder gallischen Stammes gewesen. Daß der Kimbern-Name auch auf belgische Völkerschaften übergreift, daß keltische und germanische Verbreitungswellen unmittelbar auf einander gefolgt sind und es darum schwer fällt, eine scharfe, zeitliche oder räumliche Scheidung vorzunehmen, ist schon früher gezeigt worden. Rechnet man alles, was vor dem Auszug der Gegner des Marius von der Kimbrischen Halbinsel ausgegangen ist, zu den Kelten, so beruht dies zwar durchaus auf Willkür, hat aber den Vorzug der Zweckmäßigkeit. Noch eines anderen Umstandes, der im Sinne einer sehr frühen Südwanderung einzelner Germanenstämme gedeutet worden ist, muß hier gedacht werden, nämlich der ums Jahr 200 v. Chr. in einer Inschrift von Olbia am Schwarzen Meer neben Donaugalliern genannten Skiren. So, die „Glänzenden“ (got. skeirs, angels. scir, altn. skirr, heute noch „schier“), heißt allerdings auch ein gotisches Volk, aber die hier in Betracht kommenden werden von Stephan von Byzanz ausdrücklich als Gallier (ethnos galatikon) bezeichnet. Da die Sprachen ja nah verwandt waren und es auch keltische Ambronen, Bardoren, Cassen, Kemer, Turonen, sogar Germanen gab, hätte das Vorkommen dieses Wortstammes in einem keltischen Volksnamen gewiß nichts Auffallendes. In den Quellen verlautet zwar nichts von kimbrischen Wanderungen in dem Zeitalter von Pytheas bis zu Marius, doch wäre es sehr wohl denkbar, daß schon vor dem Ausbruch des Hauptvolkes ab und zu ein kleinerer Vortrupp sich auf den Weg gemacht und, wo die Gelegenheit günstig schien, niedergelassen hätte. Strabo spricht von Kimbern „zwischen den Mündungen des Rhein und der Elbe“, und Plutarch meint, „sie seien nicht in einem Ansturm und ohne Unterbrechung, sondern im Lauf einer langen Zeit kriegerisch über das Festland gezogen, nur während der guten Jahreszeit vorrückend“. Die von Livius in den Alpen er-

währten „Halbgermanen“ haben jedenfalls solchen jüngeren, germanenähnlichen Wellen des keltischen Völkerstromes angehört, ebenso die Tulinge, die Nachbarn und Bundesgenossen der Helveter, mit ihrer ganz germanischen Namensendung. Größere Verschiebungen aber haben sicher erst stattgefunden, nachdem durch den Auszug und Untergang ungeheurer Volksmengen viel gutes Land herrenlos und die Bahn frei geworden war.

In dem halben Jahrhundert von der Schlacht auf den Mau-dischen Feldern bis zu Cäsars Ankunft in Gallien muß sich vieles ereignet haben, wovon „kein Lied, kein Heldenbuch“ Kunde gibt und was nur aus den vollendeten Tatsachen zu erschließen ist. Zahlreiche zum kimbrischen Stamme gehörende Völkerschaften, wie Brukterer, Tenkterer, Sigambern, Ubier u. a., waren in den großen Flußtälern südwärts vorgeedrungen und auf dem rechten, zum Teil sogar auf dem linken Rheinufer (Lüngerer, Remeter, Tribofer) sesshaft geworden; am Niederrhein dagegen hatte schon die Vorhut des Frankenstammes, hauptsächlich aus chattischen Batavern bestehend, Fuß gefaßt. Den gewaltigsten Vorstoß hatte aber der schwäbische Stamm, „weitauß der größte und kriegerischste unter allen Germanen“, unternommen, der weit in Gallien vorgeedrungen und am Oberrhein angelangt war. Ohne Cäsars Einschreiten wäre Gallien damals schwäbisch geworden, wie später fränkisch. Dieser hervorragende, seine Pläne mit zielbewußter Beharrlichkeit verfolgende Feldherr warf nicht nur die unter dem Druck rückwärtiger Schwaben in Nordgallien eingefallenen Ufipeter und Tenkterer zurück, sondern schlug auch den schwäbischen Heerkönig Ariovist in einer entscheidenden und folgenschweren Schlacht. Dadurch wurde dem ungestümen Vordringen der Germanen halt geboten und den Römern die Unterwerfung Galliens und des vorgelagerten, durch Wall und Graben geschützten Bheinlandes möglich gemacht. Im inneren Germanien aber wirkte die auf den Kimbernzug folgende Bewegung und Erregung noch lange nach, und oft genug brandeten die Wogen der wilden Völkerflut gegen den Grenzwall, den die Römer durch Anlegung fester Städte und Lager, sowie kleinerer Wachtposten immer stärker und widerstandsfähiger zu machen suchten. Zu diesem Zweck wurden auch Teile germanischer Völker auf dem linken Ufer angesiedelt, so im Jahre 37 v. Chr. durch Agrippa die Ubier beim heutigen Köln (Ara Ubiorum, Colonia Agrippinensis) und etwa 30 Jahre später 40 000 Sigambern durch



Julius Cäsar. Kopf des Standbildes
im Konservatorenpalast.

Edler Germane, sog. Arminius
(Vatikan. Museum in Rom)

P. Quinctilius Varus (Münze, in Berlin).



Tiberius etwas unterhalb, zwischen diesen und den Batavern. Trotz dem Erfolge immer wieder Durchbrüche, so im Jahre 29 eines schwäbischen Heeres und 16 einer aus Sigambern, Nispetern und Tentkerern bestehenden Streiffchar, die dem Feldherrn Vollius eine schwere Niederlage beibrachte und dabei den Adler der fünften Legion erbeutete. Später gingen dann unter Tiberius und seinem jüngeren Bruder Drusus auch die Römer wieder angriffsweise vor. Dieser, ein ebenso trefflicher Mensch wie tapferer Kriegermann, drang siegreich bis zur Elbe vor, kehrte aber nicht lebend aus dem Lande zurück, das ihm „Namen und Tod“ gab. Durch einen Sturz mit dem Pferde verwundet, starb er, kaum 30 Jahre alt, mitten im Feindesland, in dem von ihm angelegten, durch Tiberius ausgebauten „Unglückslager“, das später als Standort des Varus und seiner drei Legionen diese Bezeichnung mit noch größerem Recht verdiente. Eine der Folgen seiner Siege war eine Wanderung von großer geschichtlicher Bedeutung, der Rückzug der Markomannen aus dem unsicheren Grenzgebiet nach dem ringsum von Gebirgen geschützten Böhmen, das sie den gallischen Voicern (daher Böhöhemum, Böierheim, Böhheim) mit Waffengewalt entzogen. Um dieselbe Zeit muß die Vorhut der Goten die nach ihnen benannte Meeresbucht (Godanus sinus, Stager Haf und Kattegat) überschritten und sich unter dem Namen Wandalen im heutigen Zütländ (Geataland, Fötaland) niedergelassen haben, denn bald darauf versuchten sie dort den nachfolgenden schwäbischen Langobarden, die zu Beginn unserer Zeitrechnung schon im Bardengau an der Niederelbe saßen, den Durchzug streitig zu machen. Beider Völker weite Wanderwege werden wir noch im einzelnen zu verfolgen haben. Südlich von den Langobarden, auf dem linken Elbufer wohnten damals die Hermunduren, deren Name als erstes Glied die in Herminonen und Germanen stekende Wurzel enthält, und auf dem rechten bis zur Spree die Semnonen, das „Haupt der Schwaben“ mit gleichbedeutendem Namen (aus Sabinonen, wie Suaben, Sueben von der Wurzel sab „glänzend“), von Cäsar noch unter der gemeinsamen Bezeichnung „Sueben“ zusammengefaßt. Sie und ihre Nachbarn bekämpfte in den Jahren 4 und 5 n. Chr. Tiberius erfolgreich, überschritt die Weser, drang bis zur Elbe vor, führte aber im Winter immer sein Heer in das Standlager zurück, das er „mitten im Germanenlande, bei der Lippequelle“ errichtet hatte, ohne Zweifel eine Anlage seines verstorbenen Bruders erweiternd. Zu diesem Lager, das auch seinen

Nachfolgern bei allen ihren Unternehmungen gegen die Germanen als Rückhalt und Stütze diene und wo auch ein Denkmal des Drusus stand, hat sich ein für das Schicksal unseres Volkes entscheidendes Ereigniß abgespielt, die sogenannte Varusschlacht. Aus den Berichten von Augenzeugen und gleichzeitigen oder doch nur wenig jüngeren Quellen geht jedoch mit Sicherheit hervor, daß es sich bei diesem die Fremdherrschaft in Germanien vernichtenden Schlage gar nicht um eine eigentliche Schlacht, sondern um die Überrumpelung eines Lagers und die Vernichtung seiner nicht zum Kampf gerüsteten Besatzung gehandelt hat.

Bei der Wichtigkeit dieser Vorgänge und ihrer meist ungenauen Darstellung in wissenschaftlichen Werken wie in volkstümlichen Schriften sei hier die Einschaltung einer kurzen, möglichst enge an die ältesten, allerdings bruchstückhaften Berichte der Zeitgenossen sich anschließenden Schilderung gestattet. Wie im tiefsten Frieden, da größere kriegerische Unternehmungen nicht im Gange waren, verbrachte der neue Statthalter Quinctilius Varus mitten in Germanien, ohne Zweifel in dem erwähnten, nicht weit von dem Volksheiligtum (Egßernsteine) und der Gerichtsstätte (Theotmali, Detmold) der Cherusker entfernten Lager auch die Sommerzeit des Jahres 9 mit Verwaltungstätigkeit und Rechtssprechung. Den Unwillen über die Fremdherrschaft und die zunehmende Gärung im Volke übersah er oder wollte er nicht sehen und ließ sich durch erfundene Rechtshändel und erheuchelte Dankfagungen in Sicherheit wiegen. So kam die Zeit des Erntefestes heran, das mit allerlei Festlichkeiten begangen wurde und bei dem das Volk zu den heiligen Stätten zu wallfahrten und zugleich auch schwebende Streitigkeiten zu erledigen pflegte. Der römische Befehlshaber, sich dieser Sitte anschließend, beraumte einen Gerichtstag an und lud am Vorabend des Volksfestes, das mit dem Geburtstag, 23. September, des Kaisers Augustus zusammenfiel, die Fürsten und Edlen des cheruskischen Volkes zu einem Gastmahl in sein Feldherrnzelt. Nochmals versuchte bei dieser Gelegenheit Segest, das älteste und angesehenste Mitglied des cheruskischen Fürstenhauses und zugleich das Haupt der Römerfreunde, den Ahnungslosen zu warnen und zwar vor seinem eigenen Verwandten, wahrscheinlich Nessen und späteren Schwiegersohn Arminius, wie er im römischen Lager genannt wurde, dem Sohne Sigimers, einem hochstrebenden, eben so tapferen wie klugen Jüngling, einer glänzenden Heldengestalt. Umsonst, Varus wollte nicht hören und „verfiel seinem

Schicksal und Armins Tatkraft“. Am andern Morgen strömte durch die weit geöffneten Tore des Lagers das Volk in hellen Haufen herein, und auf dem Richterstuhl saß der Statthalter, angetan mit den Abzeichen seiner Würde, umgeben von seinen Beamten und Gerichtsdienern, den Obersten des Heeres und — den Führern der Verschwörung. Vor den Stufen des Hochsitzes drängten sich die Rechtsuchenden und brachten allerlei, zum Teil erdichtete Klagen vor. Da, plötzlich, auf ein gegebenes Zeichen wurden Tausende von Schwertern bloß, und ehe an Gegenwehr gedacht werden konnte, waren die Torwachen überumpelt, die waffenlosen Soldaten in Menge niedergehauen, die Lagerhütten in Brand gesteckt. In dem furchtbaren Blutbad, dem greulichen Getümmel, das nun folgte, voll Schrecken und Verzweiflung auf der einen, voll Übermut und Siegestaumel auf der andern Seite, spielten sich die tollsten Auftritte ab, gab sich der Feldherr, und mit ihm wohl mancher seiner Hauptleute selbst den Tod. Das dem halbverbrannten Leichnam abgeschlagene Haupt wurde später als blutiges Siegeszeichen an Marbod, den König der Markomannen, geschickt. Was dem Gemetzler — „ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen“ — entronnen war, strömte in wilder Flucht der Rückzugsstraße nach der Lippe zu; einzelne Abteilungen, die sich zusammensanden und mit den Waffen in der Hand dem Verhängnis trophoten, wurden umringt und niedergemacht. Ein letzter Widerstand wurde in dem kleineren, südwärts gelegenen und ursprünglich wohl für die Reiterei und die Bundesgenossen bestimmten Lager versucht, vergebens, auch dieses wurde erstürmt. Die letzten Überbleibsel fanden dann Zuflucht in der kleinen Feste Aliso an den Lippequellen, dem Namen und vermutlich auch der Lage nach dem heutigen Dorf Elsen nahegehend. Auch der Rückzug durch Wälder und Schluchten hat gewiß noch manches Opfer gekostet, die Hauptmenge der Gebeine aber, wie sie sechs Jahre später Germanicus noch unbestattet vorfand, lag in den beiden Lagern und auf dem „freien Felde“ zwischen denselben. Das den Gefallenen von dem Feldherrn mit eigener Handanlegung errichtete Ehrenmahl erhob sich in unmittelbarer Nachbarschaft des „alten, dem Drusus geweihten Altars“. Eine Anzahl der gefangenen Hauptleute hatte auf den nahegelegenen „Opferstätten“, bei den heutigen Egsternsteinen, den siegverleihenden Göttern geblutet.

Da die Rachekriege der Römer ohne nachhaltigen Erfolg blieben, mußten sie sich aus Germanien zurückziehen; doch behaupteten sie die

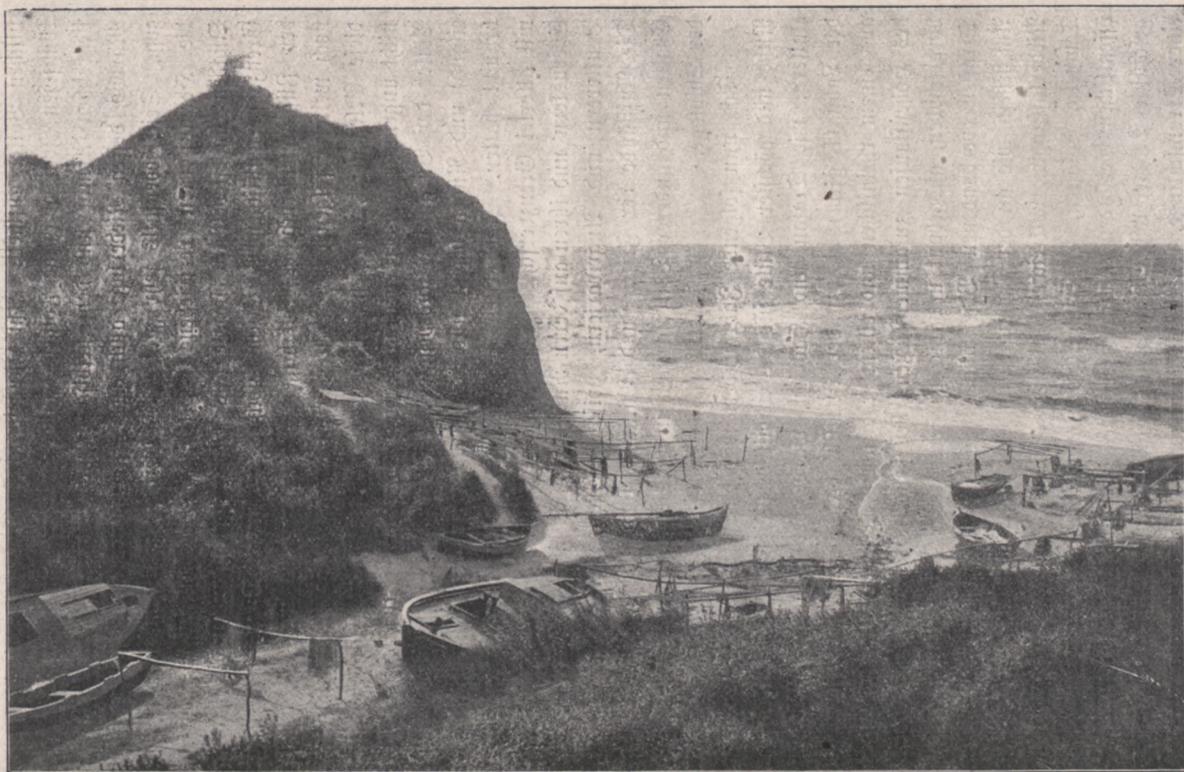
nachher in die uns Germeiten Verfügung; doch gekennnter in die
 Of die Befehle der Spitze ohne nachgehenden Gehalt dieser
 letzten Offener beginnt.



Die Egstersteine
 einziges Volkshelligtum der Cheruster.

Rheingrenze, die noch für Jahrhunderte das Vordringen der germanischen Völker aufhielt. Im Innern aber hatte die Befreiung vom römischen Joch wichtige Folgen, zunächst einen Zwist zwischen dem siegreichen Armin und dem neidischen, sich vorsichtig zurückhaltenden Marbod, dessen Niederlage auch den Sturz seiner Herrschaft nach sich zog. Sein jedenfalls sehr zahlreiches Gefolge, mit dem seines durch die Hermunduren vertriebenen Gegners Catualda im Rücken der Quaden angesiedelt, verstärkte die Macht derselben und schob die Grenze germanischen Volkstums noch weiter gegen Osten vor. Aber der Zusammenbruch des mächtigen Schwabenreichs war die Ursache noch weiterer folgenreicher Völkerverschiebungen. So ließen die Goten diese Gelegenheit, auf dem Südufer der Ostsee festen Fuß zu fassen, nicht ungenutzt vorübergehen, nachdem schon vorher die kleineren gotischen Völker der Burgunden und Rugier die Inseln Bornholm (Burgundeneiland) und Rügen besetzt und als Brücken zu demselben Zweck gebraucht hatten. Im ersten Jahrhundert fanden dann noch heftige, mit allerlei Grenzverschiebungen verbundene Kämpfe statt zwischen den Cheruskern und ihren auf deren Ruhm eifersüchtigen Nachbarn, zwischen Bructerern und Angrivariern, zwischen Chatten und Hermunduren. Die Aufstände der Frisen und Bataver, sowie einige Einfälle der Chatten und anderer Völkerschaften in Gallien änderten nicht viel an der Sachlage.

Das nun folgende Jahrhundert war eine Zeit verhältnismäßiger Ruhe und höchster Blüte für das römische Reich. Unter tatkräftigen Kaisern, wie Trajan und Hadrian, wurde der von der Mündung der Lahn (Lagina) bis zu der Altmühl (Alcuna) sich erstreckende, aus einem rheinischen und einem rhätischen Teil, die in der Gegend des Hohenstaufen zusammenstießen, bestehende Grenzwall noch weiter vorgeschoben, ausgebaut und mit größeren oder kleineren, durch gute Straßen verbundenen Befestigungen und Truppenlagern versehen. Am Rhein wie an der Donau entstanden, meist anstelle alter keltischer Niederlassungen, volkreiche, durch Handel und Handwerk blühende, mit Tempeln, Palästen, Bädern, Schaubühnen, Rennbahnen und anderen öffentlichen Gebäuden geschmückte, durch Befestigungen und Ringmauern geschützte Städte, wie Straßburg (Argentoratum), Speier (Spira, von einer Stromschlinge, früher Noviomagus, Civitas Nemetum), Worms (Borbotomagus, Civitas Vangionum), Mainz, (Moguntiacum, vom Flusse Moginus, Main), Bingen (Bingium), Koblenz, (Confluentes



Düseellandschaft
Schlucht bei Dirschheim (Samland).

vom Zusammenfluß zweier Ströme), Remagen (Rigomagus), Bonn (Bonna), Köln, (Colonia Claudia Augusta Agrippinensium), Augsburg (Augusta Vindelicorum), Regensburg, (Ratisbona, Castra Regina, vom Flusse Regen), Passau (Boiodurum, Castra Batava von der Besatzung), deren Namen, in deutscher Umgestaltung, noch heute fortleben. Der Grenzwall hat ohne Zweifel für unsere Vorfahren auch seine guten Seiten gehabt, indem er sie zwang, das unstete Krieger- und Wanderleben aufzugeben und zu fester Ansiedelung überzugehen; in Kunst und Handwerk konnten sie manches von den Römern lernen, wie übrigens umgekehrt auch diese von ihnen. Die Gefahren des Zusammenlebens in größeren Städten hatten sie bald erkannt und fürchteten diese als „ungitterte Gräber“. Auf die Dauer ließ sich jedoch trotz aller aufgewendeten Mühe die germanische Völkerflut nicht eindämmen; zunächst brach sie sich im Osten Bahn. Mit ihren beiderseitigen Nachbarn, den Hermunduren und Quaden, verbündet fielen die Markomannen im Jahre 167 in Italien ein, vernichteten ein römisches Heer, belagerten Aquileja und brachten das Reich in große Gefahr. Beide Kaiser, Marc Aurel und Verus, warfen sich ihnen mit Aufbietung aller verfügbaren Streitkräfte entgegen und drängten sie über die Alpen, schließlich auch über die Donau zurück. Reich an Wechselfällen und blutigen Schlachten dauerte der Krieg mit geringen Unterbrechungen 15 Jahre (166—181). Beim Friedensschluß konnten zwar die Markomannen und Quaden die Donaugrenze behaupten, sogar sich noch etwas weiter nach Osten ausdehnen, hatten aber doch durch die langen Kämpfe furchtbar gelitten, da unzählbare Tausende theils gefallen waren, theils gefangen und in den römischen Provinzen, ja in Italien selbst angesiedelt wurden. Die Hermunduren verblieben vorläufig in ihren Wohnsitzen zwischen der Elbe und dem rhätischen Grenzwall in der Gegend von Augsburg, wo sie häufige, nicht ungerne gesehene Gäste waren.

Das dritte Jahrhundert brachte, im Westen wie im Osten, zwei große, in ihren Folgen ungemein weitreichende Wanderungen, die der Alamannen an den Main und die der Goten an die Donau. Im Jahr 213 kam die Kunde nach Rom, ein schwäbisches Volk sei unter dem neuen Namen Alamannen ins untere Maintal eingebrochen. Der Kaiser Caracalla selbst warf sich den mit wilder Tapferkeit kämpfenden und besonders ihrer ausgezeichneten Reiterei wegen bewunderten Feinden entgegen, errang anfänglich auch einige Erfolge, wofür er sich den

Ehrennahmen „Mamannicus“ beilegte, mußte aber bald, da immer neue Scharen nachdrängten, den Frieden und freien Abzug mit Gold erkaufen und die Reichsgrenze durch neue Befestigungen schützen. Daß die Alamannen, „ganze Männer“ nach alter, aber noch heute geltender Namensdeutung, die wegen ihrer Volkszahl und Kriegstüchtigkeit bald eine hervorragende Stellung einnahmen, nur die früheren Semnonen, die „edelsten aller Schwaben“, sein können, läßt sich eben so leicht wie überzeugend nachweisen und darf darum hier als feststehend angenommen werden. Der Zug eines großen Volkes, das mit seiner ganzen Habe, mit ungeheurem Troß und großen Herden nach neuen Wohnsitzen aufbricht, ist schon wegen der Wege, dann aber besonders wegen der Nahrung für Mensch und Vieh an die großen, im allgemeinen den Flußtälern folgenden Heerstraßen gebunden. Wollten die Semnonen, denen ihre Sitze zwischen Elbe, Spree und Warnow (Suebos) zu eng geworden, sich neues Ackerland suchen, so stand ihnen nur der Weg nach Süden offen, denn im Westen stießen sie auf die mächtigen fränkischen, im Osten auf lugische und gotische Völker, während vom Norden her die Sachsen nachdrängten. Durch die Täler der Sale, Unstrut, Fulda und Kinzig, Harz und Vogelsberg rechts, Thüringerwald und Hohe Rhön links liegen lassend, gelangten sie an den Main, von wo lange Zeit hindurch alle Ausbreitungsversuche und Heerfahrten der Alemannen ausgingen, während Mainz den römischen Abwehrunternehmungen als Rückhalt diente.

Als Caracalla nach dem Alemannenkrieg ins Morgenland zog, stieß er an der unteren Donau auf die wohl aus westgotisch-terwingischen Heerhaufen bestehende Vorhut der Goten, die er in einigen hitzigen Gefechten zurückwarf, ohne sie jedoch auf die Dauer an weiterem Vordringen hindern zu können. Da nach Jordans bestimmter Angabe in der Zeit vom Auszug aus der skandinavischen Stammesheimat, wo noch heute der gotische Name blüht (Ooster- und Västergötland), unter Verig (Verika, got. Kurzname aus Verimud o. ä.), bis zur Ankunft an der Donau unter Filimer nur fünf Könige über die Goten geherrscht haben, wird dadurch die Annahme bestätigt, sie hätten erst nach Marbods Sturz die Ostsee überschritten und deren herrenlos gewordene Südküste in Besitz genommen. Im Westen dehnte sich unter schweren, blutigen und wechselvollen Kämpfen mit den Kaisern Probus, Julian, Valentinian und Gratian, wiederholt zurückgeschlagen und immer wieder vordringend, das unerschöpfliche und

unverwüsthche Volk der Alemannen im Rheintal bis an den Bodensee aus und versuchte auch auf dem linken Ufer vorzudringen; doch konnten dieses die Römer noch etwa ein Jahrhundert länger halten als den Grenzwall. Ein Teil der Alemannen, die Juthunge oder späteren „Lentenser“ (nach Lentia, heute Linz bei Pfullendorf, ihrer Gerichtsstätte), scheint sich schon im Maintal von dem Hauptvolke getrennt, einen besonderen Weg eingeschlagen und durch die Täler der Tauber, Jagst, des Kochers und der Wörnitz die Donau erreicht zu haben, wo im Jahr 270 Kaiser Aurelian durch Verhandlungen die weitere Ausdehnung aufzuhalten suchte. Auf heftigen Widerstand nicht nur von Seiten der Römer, sondern auch ihrer östlichen germanischen Nachbarn, Hermunduren und Markomannen, stoßend, sind die Juthunge dann wieder etwas zurückgewichen und endlich, vom vierten Jahrhundert an, am Bodensee dauernd sesshaft geworden. Ihre Wanderungen lassen sich weniger an der Hand der Quellen als mit Hilfe der Ortsnamen verfolgen, bei denen sie außer dem allgemein alemannischen weiler besonders die Endung büren bevorzugt haben müssen.

Es liegt nahe, hier ein Wort über die Ortsnamen einfließen zu lassen, die dem künftigen Forscher manches offenbaren, was die geschriebenen Urkunden verschweigen. Es bestand nämlich, von den alldeutschen Bezeichnungen Dorf, Stadt, Bach, Berg, Au, Feld abgesehen, bei einzelnen Stämmen eine auffallende, unverkennbare Vorliebe für bestimmte Namenbildungen, so bei den Kimbern für die Endungen wil und bu oder by, bei den Franken in älterer Zeit für lar und mar, in neuerer für heim und hausen, bei den Schwaben und Baiern für ingen und hosen, bei den Alemannen insbesondere für weiler und büren (ahd. wila, wilare, kein Lehnwort, und bur), bei den Goten, von denen übrigens nur wenige Dorfgründungen bekannt sind, vielleicht stein und gard, bei den Sachsen büttel und wedel. Die merkwürdigste, weil in Deutschland auf einen schmalen Landstrich beschränkt und nach Bedeutung wie Zugehörigkeit bestritten, ist jedenfalls die Endung leben. Unter Hinweis auf die andernorts gegebene Begründung mag hier das Endergebnis genügen: das Wort ist das got. hlaiw, angels. hlaev, ahd. hleo, Hügel, und wurde fast ausschließlich von den schwäbischen Angeln zur Bezeichnung ihrer Siedelungen gebraucht, meist, aber durchaus nicht immer, einem Mannsnamen angehängt. Gemeinsam mit den stammverwandten Warnen haben die Angeln die alten Hermunduren durchsetzt und zu dem neuen Volk der Thüringe auf-

gefrücht. Mit Hilfe der bezeichnenden Ortsnamen auf Ieben läßt sich ihre Wanderung von Schonen über die dänischen Eilande, Jütland und die Elberzogtümer nach Mitteldeutschland, ja in einem letzten Ausläufer bis an den Main, in die Gegend von Würzburg verfolgen, besser und sicherer als nach dunklen und unzusammenhängenden Quellenangaben. Wenn diese berichten, unter den nach England, d. h. Angelland, ausgewanderten deutschen Völkern seien auch Angeln gewesen, so wird dies durch die Ortsnamen aufs schönste bestätigt, denn die englische Endung ley ist ja nichts anderes als unser Ieben (z. B. Cuckamsley, alt Cvichelmeshlaev). Ein Teil der Warnen, die auch ein selbständiges Königreich gegründet hatten, ist nach den Niederlanden ausgewandert, wo sie als „versprengte Schwaben“ oder geradezu als „Thüringe“ öfter erwähnt werden. Auch hier finden sich einige ähnlich gebildete Namen, wie Löwen, flämisch Leeuwen, ferner Denderleeuw an der Dender und Leeuw—St.=Pierre, d. h. „Petersberg“; nur die für die Angeln kennzeichnende Zusammensetzung mit Mannsnamen fehlt.

Als das Römerreich, von der Wende des dritten und vierten Jahrhunderts an, den Gipfel seiner Macht überschritten hatte, begann auch am Niederrhein von neuem ein unaufhaltsames Vorwärtsdrängen germanischer Völker, in erster Reihe der Franken oder „Freien“, welcher Name von nun an statt der verschiedenen Einzelnamen des marßisch-istävonischen Stammes auftritt. Den Kern desselben bildeten die Chauken, nach denen die Franken auch „Hugen“ hießen und die man jetzt „Salier zu nennen anfing“. Dabei gingen die voranzugeeilten Volksteile, die Bataver in der Betuwe, die Kannenafaten im Kennemerland, die Marfater in Merjum, die Chattuarier oder Hetwären in der Beluwe und die Chamaven im Hamaland, im großen Frankenstamme auf. Den Hauptbestandteil der mittelrheinischen Franken oder Ribovaren (beide Namen sind gleichbedeutend, der letztere hat mit ripa, Ufer, nichts zu schaffen) bildeten nach dem Niedergang der Cherusker die Chatten oder Hessen. Im Jahr 358 bekämpfte Julian die Salier an der unteren Maas, und seitdem hörte der Ansturm fränkischer Heerscharen gegen Gallien nie mehr auf. Ihnen schlossen sich um die Mitte des Jahrhunderts auch die Sachsen an, die besonders am Meeresufer voringen, das nach ihnen „litus Saxonieum“ genannt wurde. Schon etwas früher hatte sich im Rücken der Alemannen, im oberen Maintal ein anderes Volk, die in Geschichte und Sage berühmten Burgunden,

niedergelassen. Auf welchem Wege war es dahingelangt? Zur Zeit des Kaisers Tiberius von der skandischen Halbinsel ausziehend und das nach ihnen benannte Bornholm als Brücke gebrauchend, hatten die Burgunden zuerst an der gegenüberliegenden Odermündung Fuß gefaßt; von hier kamen sie, dem Flußlaufe folgend, nach Schlessien, das mehrere Jahrhunderte lang ihren Namen trug (Burgundaib in der Langobardengeschichte) und wo sie von den Goten geschlagen wurden. Infolge dieser Niederlage wandten sie sich westwärts, durchwanderten die Lausitz und besetzten im Einverständnis mit den Alemannen das Land um die Mainquellen.



Stilicho und seine Gattin.
Reliefbildnis von ihrem Prunkfarg in Mailand.

Im Osten dehnten sich die Goten, durch wiederholte Nachschübe aus der Stammesheimat verstärkt, unter heftigen Kämpfen mit den Römern wie mit germanischen Nachbarn mehr und mehr aus, unternahmen Streifzüge bis nach Griechenland und Kleinasien und mußten zum Teil als „Verbündete“ ins römische Gebiet aufgenommen werden. Die Ostgoten oder Gruthunge (nicht „Sandbewohner“, sondern „Tapfere“)

unter dem mit Alexander dem Großen verglichenen Hermanarich gründeten im heutigen Rußland ein mächtiges, zahlreiche Völker verschiedenen Stammes umfassendes Reich, dessen Sturz durch die Hunnen ums Jahr 375 gewöhnlich als Beginn der „Völkerwanderung“ bezeichnet wird. Schon aus den kurzen vorausgehenden Andeutungen ist aber ersichtlich, daß die Wanderungen seit der kimbrischen Heerfahrt niemals aufgehört hatten. Allerdings gab der Einbruch der wilden halbmongolischen Hunnen den Anstoß zu neuen, gewaltigen Völkerbewegungen. Gleich zu Anfang des 5. Jahrhunderts zog Marich mit den Westgoten nach Italien, wurde aber von dem römischen Feldherrn Stilicho, einem Wandalen, teils durch Waffengewalt, teils durch Zugeständnisse zum Rückzug veranlaßt. Der ihm bald darauf mit anderen gotischen Scharen folgende Radagais büßte sein Wagnis mit dem Leben. Angeblich von ihrem Landsmann Stilicho selbst aufgefordert, machten sich im Jahr 406 auch die Wandalen, begleitet von Schwaben (meist Markomannen und Quaden) und skythischen Alanen, wieder auf den Weg, überschritten den Rhein, durchzogen sengend und brennend ganz Gallien und fielen schließlich in Spanien ein, wo die Schwaben ansäßig wurden, sie selbst aber sich nur kurze Zeit aufhielten, um dann mit den Alanen nach Afrika überzusetzen. Zu Anfang unserer Zeitrechnung hatten wir sie in Jütland getroffen; von da wanderten sie, um der Oberherrschaft der mächtigen Goten zu entgehen, elbaufwärts nach der Laußitz und nach Schlesien, wo die „wandalischen Berge“, aus denen die Elbe hervorbricht, nach ihnen genannt wurden. Auch Schlesien (Silesia) trägt noch heute den Namen der Silinge, des einen ihrer beiden Hauptstämme. Von hier aus kämpften sie im Bunde mit Juthungen, Burgunden und Lugiern gegen die Kaiser Aurelian und Probus. Durch die nachfolgenden Aftinge verstärkt, drangen dann die Wandalen über das Gesenke zwischen Sudeten und Karpathen ins Tal der March und von da in die ungarische Ebene vor, wo sie zur Zeit des Gotenkönigs Geberich im 4. Jahrhundert zwischen den Flüssen Marosch und Körösch (Marisia, Grissia) saßen. Dieser mächtige Herrscher erklärte auch ihnen den Krieg und schlug sie in einer blutigen Schlacht am Ufer der Marisia, wobei König Wisumar aus aftingischem Geschlecht mit dem größten Teile seines Volkes den Tod fand. Was diesem Blutbad entronnen war, fand Schutz und Aufnahme bei Kaiser Konstantin, der die Überbleibsel des tapferen Volkes beim heutigen Plattensee ansiedelte, wo sie in 60 jähriger

Friedenszeit sich wieder erholen und mit der bekannten germanischen Fruchtbarkeit die durch das Schwert gerissenen Lücken ausfüllen konnten. Infolge ihres Auszugs gingen auch die Burgunden, denen das Maintal zu eng geworden, über den Rhein und machten das sagenberühmte Worms zu ihrer Hauptstadt.

Nach Stilichos Hinrichtung erhob sich auch Marich wieder, eroberte in raschem Siegeslauf Rom, fand aber in Unteritalien „allzufröh und fern der Heimat“ einen jähen Tod, worauf sich sein Volk unter Athaulfs Führung nach Südgallien und Spanien wandte. Während dieser Zeit hatten sich die Franken immer mehr nach Westen und Süden ausgebreitet. Der welterschütternde Heereszug Attilas und die Schlacht auf den Katalaunischen Feldern war eigentlich ein Bruderkrieg, da auf beiden Seiten germanische Völker kämpften, auf hunnischer Ostgoten, Gepiden und Skiren, auf römischer Westgoten, Burgunden und Franken. Doch hatte diese blutige „Völkerschlacht“ verhältnismäßig unbedeutende Folgen. Eine solche war die Südwanderung der Burgunden, die ihren König Gundahar, den Gunther der Sage, mit dem größten Teil seines Geschlechts und vielen anderen Helden auf der Walfstatt gelassen hatten und nun, vermutlich durch Vermittelung des mit ihrem Königshause verwandten Reichsverwesers Rikimer, in der Sabaudia, der südwestlichen Ecke der Schweiz, eine neue Heimat fanden.

In Nordgallien siegte 486 bei Soissons der Merowinger (eigentlich Meroving, nach Merowig, dem Ahnherrn des Geschlechts) Chlodwig über den römischen Statthalter Syagrius und legte damit den Grund zu dem Frankenreich, aus dem später das neue Römische Reich deutschen Volkstums erwachsen sollte. Zwei mächtige Völker machten sich damals die Vorherrschaft in Germanien streitig, die Franken istävonischen und die Alemannen herminonischen Stammes; das Kriegsglück entschied in einer gewöhnlich nach Zülpich (Tolbiacum) benannten Schlacht zugunsten der ersteren, die bald darauf zum Christentum katholischen Bekenntnisses übertraten, ein Schritt von weltgeschichtlicher Bedeutung und unabsehbaren Folgen. Mit den Alemannen unterlagen auch ihre östlichen Nachbarn und Verbündeten, die „Schwaben“ im engeren Sinne, Nachkommen der Aërtha-Völker, die dem Beispiel der Semnonen gefolgt, durch deren freigewordenes Gebiet südwärts gezogen und in dem Lande zwischen Schwarzwald und Lech sesshaft geworden waren. Ihr ältestes Sprachdenkmal ist der schöne, in Runenschrift

und doppeltem Stabreim abgefaßte Spruch der vielleicht noch aus der nordischen Heimat mitgebrachten Nordendorfer Spauge: Iona thioem Wodan winuth Iowath, mit teurem Lohn die Treue Wodan loht. Noch heute bildet der Lech die Sprachgrenze zwischen Schwaben und Baiern. Unter diesem neuen, aber gleichbedeutenden Namen Baiobaren d. h. „glänzende Männer“, traten die früheren Lugier auf, die im Niederland zwischen den Schwaben und Goten gewohnt hatten und nun auch den Südweg einschlugen. Aus ihren alten Wohnsitzen westlich der Oder ausbrechend, gelangten sie, wie hier nur in flüchtigen Umrissen angedeutet werden kann, den Tälern der Mulde und Weißen Elster folgend, durch den Paß zwischen Frankenwald und Fichtelgebirge an den oberen, von den Burgunden verlassenen Main, in den bairischen Nordgau, wo die Stadt Bayreuth (Baierriate) noch heute von den ersten Siedelungen und Waldrodungen des Volkes Kunde gibt. Von hier aus eroberten sie im ersten Drittel des 6. Jahrhunderts unter heftigem Widerstand der Römer die Provinz Noricum. Anstelle ihres angestammten Fürstengeschlechts muß aber bald — diese in den Quellen ziemlich dunkel gebliebenen Vorgänge sind hauptsächlich aus den Namen zu erschließen — ein fränkisches, mit dem merowingischen Königshause nahverwandtes getreten sein, das der Agilolfinger. Im weiteren Verlauf ihrer Geschichte haben die Baiern auch die Enns überschritten, auf slavischem Boden die Ostmark, das Österreich, geschaffen und damit den Grund gelegt zu einem neuen Kaisertum germanischen Ursprungs.

Im Jahr 476 zog Odoaker, ein vornehmer Rugier, mit einem Heer seiner Volksgenossen und anderer gotischer Bestandteile nach Italien, setzte den letzten weströmischen Scheinherrscher ab und wurde vom Kaiser Zeno in Konstantinopel zum Patricius und Statthalter ernannt. Er hielt Hof in der Kaiserstadt Ravenna, doch war seine Herrschaft nicht von langer Dauer. Die Rugier, ursprünglich an der skandinavischen Westküste wohnend, wo Jordan noch die Ethelrugier kennt, hatten von dort aus zunächst das noch ihren Namen tragende Rügen besetzt, nach dem sie selbst Holmrugier (Inselrugier) genannt wurden, dann die Obermündung erreicht und, dem Lauf dieses Flusses folgend, den Paß zwischen Sudeten und Karpathen überschritten. Durch das Tal der March waren sie hierauf ans linke Donauufer gegenüber vom heutigen Wien gelangt, wo sie im neuen „Rugiland“ längere Zeit ansässig blieben. Ihre Überbleibsel, soweit sie nicht schon dem

Odoaker gefolgt waren, nahm dann der berühmte Ostgotenkönig Theoderich, Theodemir's Sohn, der „Dietrich von Bern“ der Sage, in seinem Heere mit nach Italien. Odoaker wurde 490 in der „Rabenschlacht“ besiegt und in Ravenna eingeschlossen, das erst nach mehrjähriger Belagerung fiel. Nun folgte die blühende und glückliche Zeit der Gotenherrschaft bis zu dem 526 erfolgten Tode des „Königs der Goten und Italiker“. Leider vermochten seine Nachfolger, darunter seine hochbegabte Tochter Amalashwintha, in deren Namen der des Ahnherrn des Heldengeschlechtes der Amaler wiederkehrt, das reiche Erbe nicht zu behaupten. Die folgenden Kämpfe, voll blutiger Schlachten und herrlichster Heldentaten, gehören zum Großartigsten der ganzen Weltgeschichte und endeten, des tapferen, aber nicht vom Glück begünstigten Volkes würdig, 553 mit der Schlacht am Vesuv und dem Heldentode des letzten Königs Teja, des Sohnes Frithagern's. Von den Überlebenden haben sich wohl die meisten unter anderen Völkern verloren. Ihre Rückwanderung nach Schweden ist ein Märchen.

Lange sollten sich die oströmischen Kaiser des hauptsächlich durch germanische Waffen errungenen Sieges nicht erfreuen. Schon 569 erschien ein neues nordisches Volk, die eben so kriegstüchtigen, aber wilderen Langobarden, auf Italiens blutgetränkten Gefilden. Unter ihrem jungen, ritterlichen König Alwin, der das Land schon von einer früheren Heeresfahrt kannte und als Sohn der Großnichte Theoderich's ein gewisses Erbrecht zu haben glaubte, zogen sie über die Ostalpen, eroberten in raschem Siegeslauf den größten Teil von Oberitalien und machten Pavia zu ihrer Hauptstadt. Die „durch ihre geringe Volkszahl geadelten“ Langobarden hatten im ersten Jahrhundert noch im Bardeigau an der Niederelbe, ihrer „ersten neuen Heimat“, gewohnt. Während des Markomannenkrieges, im Jahr 172, überschritt auch ein langobardisches Heer die Donau, doch war dies wohl nur ein Teil der auf kriegerische Abenteuer ausziehenden Jungmannschaft; das Hauptvolk verblieb jedenfalls bis zu dem den Weg frei machenden Abzug der Semnonen an der unteren Elbe, folgte aber dann auch dem allgemeinen Zug nach Süden. Im 4. Jahrhundert finden wir es in dem kurz vorher von den Burgunden geräumten Schlesien, später in Böhmen und Mähren, dann in dem gleichfalls herrenlos gewordenen „Rugiland“ an der Donau, vom Ende des 5. Jahrhunderts an in der ungarischen Ebene um die Theiß, dem fruchtbaren „Feld“, und schließlich in dem früher römischen Pannonien

südlich des Stromes. Von hier aus hatten die Langobarden Narfes mit einer auserlesenen Hilfstruppe bei der Bekämpfung der Goten unterstützt, von hier aus traten sie, durch den beleidigten Feldherrn eingeladen, ihre letzte Wanderung an. Nicht weniger als ungefähr dreißig verschiedene, zum Teil von Paul Warnefrids Sohn unabhängige und ältere Quellen melden deren Ausgang von der meerumgürteten Nordlandsheimat. Nur eine von allen, die Geschichte des Prosper von Aquitanien aus dem 5. Jahrhundert, sei hier angeführt: „Die Langobarden, von den äußersten Marken Germaniens und dem an der Küste des Weltmeeres gelegenen Eiland Scandia in großer Menge ausziehend und neue Wohnsitze suchend, haben unter Ivors und Aios Führung zuerst die Wandalen besiegt.“

An Albwins Heerfahrt hatten auch 20 000 Sachsen teilgenommen, ein Zeichen, daß die Langobarden die Verbindung mit der alten Heimat noch nicht ganz abgebrochen hatten. Die Sachsen, nach Ptolemäus um die Mitte des 2. Jahrhunderts noch „auf dem Halbe der kimbriischen Halbinsel“ sitzend und nach ihrer eigenen Überlieferung „von den Dänen und Northmannen“ abstammend, hatten nach dem Abzug der schwäbischen und fränkischen Völker die Länder zwischen Elbe und Rhein in Besitz genommen und sich nach und nach bis nach Mitteldeutschland vorgeschoben. Bei Wolfsanger in der Nähe von Rassel, wo im 8. Jahrhundert Franken und Sachsen sich berührten, ist noch heute die Sprachgrenze zwischen Hoch- und Niederdeutsch. Nur der kleinste Teil des Volkes, die Nordleute oder Nordalbingier, war jenseits der Elbe zurückgeblieben und wohnte dort mit Friesen vermischt. Mit solchen und schwäbischen Angeln verbündet, waren sie auch, nicht in einem einzigen Zuge, sondern jedenfalls mit vielen Nachschüben, im 5. Jahrhundert nach Britannien übergesetzt und hatten sich, die keltischen Einwohner nach Norden und Westen zurückdrängend, eines großen Teils des Landes bemächtigt. Auf dem Festlande entbrannte bald ein langer und heftiger Kampf mit den Franken, deren Oberherrschaft sich das trotziges Volk schließlich, wenn auch widerwillig, beugen mußte. Dadurch von der Ausdehnung nach Süden abgeschnitten, wandten sie sich nach Osten und gewannen weite, den Slaven überlassene Landstrecken dem Deutschtum zurück.

Mit den Wanderungen der Langobarden und Sachsen läßt man gewöhnlich die „Völkerwanderung“ enden; doch haben auch nachher die Ausdehnungsbestrebungen der Germanen nicht aufgehört. Es sei nur

an die Wikingsfahrten, die Eroberungen der Normannen, die Kreuzzüge im Morgenlande wie an der Ostsee und endlich die Besiedelung neuentdeckter überseeischer Länder erinnert. Aus der langen Geschichte dieser Wanderungen mit allen ihren Vorspielen und Nachwirkungen ergibt sich nicht das geringste, was für einen östlichen Ursprung unseres Volkes spräche; alle Spuren, älteste Volksüberlieferungen und Zeugnisse fremder Geschichtschreiber wie selbständige Gründe naturwissenschaftlicher und altertumskundlicher Art, weisen vielmehr übereinstimmend auf ein nordisches Ausstrahlungsgebiet hin, ja führen vielfach geradezu in die skandinavische „Werkstatt der Völker“ zurück. Wunderbar und gewaltig ist die in der Wanderzeit bewiesene Vermehrungskraft und Ausdehnungsfähigkeit des germanischen Stammes, bedauerlich nur das in so vielen Bruderkämpfen vergossene edle Blut. Müssen wir, durch alte und neue Erfahrungen belehrt, als späte Nachkommen nicht daraus die Lehre ziehen: einig im innern, geschlossen nach außen? Möge nie wieder, wie schon im Anfang der deutschen Geschichte, ein Gegner zu dem Ausruf sich berechtigt fühlen: „nichts Besseres kann uns das Schicksal gewähren als die Zwietracht der Feinde!“

10. Neue Reiche.

Nicht unpassend haben alte und neuere Geschichtschreiber die wandernden germanischen Völker mit Bienenschwärmen verglichen; Übervölkerung war der innere, zum Auffuchen neuer Lebensmöglichkeiten zwingende Grund, Richtung und Erfolg des Zuges aber hingen meist von zufälligen Umständen ab. Bei der eigenwilligen und freiheitsliebenden, zum Teil nicht einmal die Herrschaft angestammter Könige ertragenden Sinnesart unserer Vorfahren ist es begreiflich, daß die Gründung von Reichen, die Vereinigung verschiedener Völker in einem einzigen Staatswesen auf Schwierigkeiten stoßen mußte; trotzdem ist sie schon früh, meist auf schwertgewonnenem Boden, versucht worden. Als erstes Beispiel sei die Herrschaft genannt, die der schwäbische Eroberer Ariovist mit dem Rechte des Siegers mitten in Gallien aufgerichtet hatte und deren weitere Ausdehnung nur durch Cäsars Zwischentreten verhindert wurde. Ohne dieses wäre sicher damals schon ein mächtiges, auf einen gebietenden Kriegerstand sich stützendes germanisches Reich mit fremdsprachigen Untertanen entstanden, das

sogar, wie der genannte Feldherr nicht ohne Grund fürchtete, für Italien hätte bedrohlich werden können. Ariovist war wohl nur als Anführer, als Herzog in des Wortes wahrer Bedeutung, über den Rhein gekommen und hatte aufgrund seiner kriegerischen Erfolge den Königsnamen angenommen, der ihm vom römischen Senat nur bestätigt, nicht verliehen wurde. Unser Wort „König“ (ahd. *chuninc*, von *chunni*, got. *kuni*, Geschlecht) bedeutet ja ursprünglich nur „zu einem vornehmen Geschlechte gehörig“ und hat den Begriff der Macht erst später erhalten, da eben „die Könige aus dem Hochadel gewählt“ wurden.

In dem von Cäsar geschlagenen Heere hatte auch eine markomannische Abteilung mitgekämpft, wohl nur als Hilfsstruppe, deren Niederlage zunächst die Macht und Stellung des Hauptvolkes nicht erschütterte. Erst ein halbes Jahrhundert später, nach dem Angriff durch Drusus, erschien die römische Nachbarschaft bedenklich, und der fluge Marbod führte, „vor stärkeren Waffen weichend“, die Markomannen in den schützenden Ring der böhmischen Berge zurück. Auch dieser Mann von edler Abkunft und ungewöhnlichen Fähigkeiten hatte zuerst nur den Oberbefehl im Kriege, strebte aber zielbewußt nach unbeschränkter Gewalt und der Königskrone. Nach seinem ersten großen Erfolge konnte ihm niemand diese streitig machen, und er fing an, die Nachbarvölker entweder mit Waffengewalt zu unterwerfen oder durch Bündnisverträge für sich zu gewinnen. Die kriegerische Tüchtigkeit seines Volkes suchte er auf jede Weise zu erhöhen und schuf ein sichendes, durch fortwährende Grenzkriege in Übung erhaltenes Heer von 70 000 Streitern zu Fuß und 4000 Reitern, für die damalige Zeit eine ungeheure Zahl. Mit der tatsächlichen Macht wuchs auch sein Selbstbewußtsein, so daß er gegen die römischen Kaiser die Sprache des Gleichberechtigten zu führen wagte. Das war unerträglich für den Stolz eines Tiberius; um jeden Preis suchte er den „wie eine Schlange in ihrer Höhle“ lauerten, bald den, bald jenen seiner Nachbarn bedrohenden und selbst für Italien gefährlichen Emporkömmling zu vernichten. Mit einem unerhörten Heeresaufgebot, mit nicht weniger als zwölf Legionen wollte er das Markomannenreich von zvei Seiten unklammern und zermalmen. Doch „das Geschick vereitelt die Pläne der Menschen“; ein Aufstand in Pannonien zwang ihn, den schon begonnenen Feldzug abzubrechen. Nicht durch römische, sondern durch heimische Waffen sollte der mächtigste Mann Germaniens fallen. Kaum war die Empörung niedergeschlagen, als von dort die

Schreckenskunde kam: Varus gefallen, drei Legionen hingeschlachtet, eben so viele Reitergeschwader und sechs Abteilungen von Bundesgenossen! Ein neuer Stern war am nordischen Himmel aufgegangen, dessen Glanz bald den Marbods überstrahlte; Armin, dem Befreier, jauchzten alle Herzen zu, schlossen sich auch bald einige der mächtigsten Verbündeten des Markomannenkönigs an, der die ihm dargebotene Freundeshand zurückgestoßen hatte. Wieder, gerade zu einer Zeit, da Einigkeit am meisten not tat, kam es zum Bruderkampf. Marbod unterlag, und damit brach nach kurzem Bestehen seine Schöpfung, vor der Tiberius gezittert hatte, zusammen. Wohl blieben auch die Nachfolger aus seinem erlauchten Geschlechte noch lange angesehen und mächtig, ihr Einfluß übertraf aber nicht mehr den anderer Volkskönige. Hat auch den großen Cheruskerhelden nach Überwindung dieses Nebenbuhlers der Glanz der Königskrone gelockt, oder haben ihm nur seine Neider dies angedichtet, um ihn der Gunst seiner freihheitstolzen Bundesgenossen zu berauben? Mit Sicherheit läßt sich das nicht mehr feststellen; jedenfalls fiel er in der Blüte seiner Jahre und auf der Höhe des Ruhmes „durch die Hinterlist seiner eigenen Verwandten“. Wäre ihm vom Schicksal ein längeres Leben beschieden gewesen, hätte er wohl auch, schon wegen des Widerstandes gegen Rom, ein starkes Reich unter cheruskischer Führung zustande gebracht. Seine Nachfolger, sein Nefse Italicus sowohl wie dessen Sohn oder vielleicht auch Enkel Chariomer, haben übrigens die Königswürde besessen, doch erging es ihnen nicht anders als denen Marbods.

Solche Stammeskönige (reges), Unterkönige oder Prinzen (reguli) mit mehr oder weniger beschränkter, selten über die eigenen Bundesgenossen hinausreichender Macht werden auch sonst öfter erwähnt, bei den Hermunduren, Quaden, Alemannen, Burgunden und Goten, zur Gründung größerer Reiche kam es aber in den nächsten Jahrhunderten nicht. Das gelang erst dem noch heute in der Sage fortlebenden Ostgotenking Hermanarich aus dem uralten und hochberühmten Herrschergeschlechte der Amaler. Das Erbe des Westgoten Geberich (Gibarik) übernehmend und zahlreiche Völkerschaften germanischen, slavischen, litauischen, skythischen und finnischen Stammes seinen Geboten unterwerfend, dehnte er im 4. Jahrhundert seine Herrschaft von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere aus und waltete mit starker, aber milder Hand über so viele und so verschiedenartige Untertanen. Wie sich die Geschichte unseres Weltteils gestaltet haben würde, wenn

diese glückliche und segensreiche Herrschaft Bestand gehabt hätte, ist gar nicht auszudenken. Sie brach aber durch ein trauriges Geschick unter dem von Osten heranbrausenden Hunnensturm zusammen, und in der Verzweiflung über dieses klägliche Ende seines Lebenswerkes gab sich der hochbetagte König entweder selbst den Tod oder starb, nach einer anderen Überlieferung, an den Folgen einer Wunde. Auch das Hunnenreich war nicht von langer Dauer, und nach Attilas plötzlichem, höchst wahrscheinlich gewaltsamem Ende wurden die unterjochten Völker wieder frei. Unter Marich, dem Sohn Athanarichs, zogen schon früher die Westgoten oder Terwinge (auch nicht „Waldbewohner“, sondern „Streitkühne“) nach Italien und gründeten dann, nachdem er ein frühes „Grab im Busento“ gefunden hatte, unter seinem Verwandten Athaulf in Spanien ein blühendes Reich, das unter 34 Königen gerade drei Jahrhunderte bestand und 711 unter Roderich dem Schwert der Mauren erlag. Walsa (Kurzname für Walarich), ein Bruder Marichs, schlug die Silinge und Alanen bis zur Vernichtung, Theodorich II. (453—466) unterwarf das spanische Schwabenreich, und Leovigild (569—586) vereinigte dieses endgiltig mit dem der Goten, dessen Sohn Retared (586—601) endlich tat den folgenreichen Schritt, das katholische Bekenntnis anzunehmen. Auch nach dem Sieg der Mauren hielten sich die Überbleibsel der Goten in den nördlichen Landesteilen, vertrieben später die Sarazenen und legten den Grund zum heutigen spanischen Staat. Die großen Erfolge der Spanier und Portugiesen, besonders zur See, und die Besiedelung weiter überseeischer Gebiete verdanken sie dem noch lange in ihnen lebenskräftig gebliebenen Blut germanischer Eroberer, an die auch manche Namen erinnern, Alfonso, Aldefonso, Fernando, Ramiro, Ramon, Gonzalo, Diego, Rodrigo (Athalfuns, Hildifuns, Ferdinanths, Ragnimers, Ragnimunds, Gunthamunds, Thiudariks, Hrothariks) u. a.

Erst mehrere Jahrzehnte nach dem westgotischen wurde durch den großen Theoderich das ostgotische Reich in Italien gegründet, das diesem durch die Wirren des Völkereampfes schwer heimgesuchten Lande eine Zeit der Ruhe, der Erholung und des Wohlstandes brachte. Wie ungerecht die frühere, besonders die ausländische Wissenschaft die „Barbarenherrschaft“ beurteilt hat, zeigt der Ausspruch eines angesehenen italienischen Gelehrten, des 1750 gestorbenen *Muratori*: „Unter den Völkern, die unser Italien von dem Gipfel des Ruhmes, der Macht und des Glanzes in ein klägliches Loos und barbarische

Sitten zurückgeworfen haben, sind vor allem die Goten zu nennen". Anders lauten die Stimmen der Zeitgenossen: „er war“, heißt es von Theoderich in der Schrift eines ungenannten Geistlichen von Verona, „ein Liebhaber der Werkstätten und ein Wiederhersteller der Städte“, und von dem ritterlichen Totila (neben Baduila Kurzname, vermutlich von Thiudabab) sagt Paul Warnefrids Sohn: „er lebte mit den Römern wie ein Vater mit seinen Kindern“. Der Kanzler Cassiodor schreibt: „Der Goten Lob ist die bewahrte Gefittung“, und durch ihn hat der große König an sein Volk die stolzen, aber wohlberechtigten Worte gerichtet: „dahin haben wir nämlich mit Gottes Hilfe unsere Goten gebracht, daß sie zugleich in Waffen gerüstet und der Gerechtigkeit ergeben sind. Das ist es, was die übrigen Völker nicht haben können, was euch unvergleichlich macht, wenn man sieht, wie ihr, obwohl an den Krieg gewöhnt, doch friedlich unter den römischen Gesezen lebt“. Überbleibsel von Kirchen und Palästen, besonders das mächtige, eigenartige Grabmal Theoderichs selbst, kunstreich gearbeitete und geschmackvoll verzierte Waffen und Schmucksachen, so eine bei Ravenna gefundene Prachtrüstung, Zeitweiser und Verkaufsurkunden, vor allem aber die Bibelübersetzung, ein Sprachdenkmal von unschätzbarem Wert, dem nur die Slaven etwas Ähnliches an die Seite zu stellen haben, legen Zeugnis ab von der Kunstfertigkeit und den Kenntnissen der Goten. Für den tiefer blickenden Geschichtsforscher ist es keine Frage, daß ohne den Sturz des Gotenreiches das Zeitalter der „Wiedergeburt“ früher und vielleicht auch schöner angebrochen wäre. Wohl hat der lange und blutige Gotenkrieg unendliches Unheil über Italien gebracht, aber daran tragen die Goten keine Schuld; sie waren ja die Angegriffenen und haben trotz mancher Herausforderung den Krieg stets menschlich, ja ritterlich geführt. Die Schilderungen dieses weltgeschichtlichen Ringens gehören zu dem Großartigsten und Erschütterndsten, was man lesen kann, und gerade die kampferschütterte Gegenwart mahnt, auch unserer Helden der Vorzeit zu gedenken. Ich kann es mir darum nicht versagen, nach der Darstellung Prokops, des Rechtsbeistands und Geheimsehreibers des Feldherrn Belisar, den Heldentod eines Mannes zu erzählen, „der in keiner Hinsicht einem der sogenannten Heroen nachsteht“, des Königs Teja (vermutlich Kurzname von Thiudagern, Sohn Frithagerns, Bruder Aligerns) in der Schlacht am Besuv: „Weit hin kenntlich stand Teja mit wenigen Begleitern vor der Schlachtreihe, vom Schild gedeckt und den Speer

schwingend. Als die Römer ihn sahen, glaubten sie, mit seinem Fall werde der Kampf beendet sein, und darum drangen gerade die Tapfersten, in großer Zahl, geschlossen auf ihn ein, indem sie alle mit den Speißen nach ihm stießen oder warfen. Er aber fing alle Geschosse mit dem schützenden Schilde auf und tötete viele der Angreifer in blitzschnellem Sprunge. Immer, wenn sein Schild von aufgefundenen Speeren voll war, reichte er ihn einem der Waffenträger und nahm einen neuen. So hatte er schon den dritten Teil des Tages unablässig gefochten. Da kam es, daß zwölf Lanzen in dem Schilde hafteten und er ihn nicht mehr frei zum Zurückstoßen der Feinde gebrauchen konnte. Laut rief er, ohne seine Stellung zu verlassen oder einen Schritt zurückzuweichen, nach dem Waffenträger. Keinen Fußbreit ließ er die Feinde vorrücken, weder wandte er sich so, daß der Schild den Rücken deckte, noch bog er sich zur Seite, sondern wie mit dem Erdboden verwachsen stand er hinter seinem Schilde, mit der Rechten Tod und Verderben austeilend, mit der Linken die Gegner zurückstoßend — so rief er laut den Namen des Schildträgers. Dieser sprang sofort mit dem Schilde herzu, und er vertauschte diesen mit dem speerbewehrten. Einen Augenblick nur war seine Brust entblößt, doch gerade da traf ihn ein Wurfspeer und streckte ihn tot zu Boden. Einige Römer steckten den Kopf auf eine Stange und zeigten ihn beiden Heeren, den Römern, um sie noch mehr anzufeuern, den Goten, damit sie in Verzweiflung den Kampf aufgeben sollten. Diese taten das aber keineswegs, sondern kämpften bis zum Einbruch der Nacht, obwohl sie wußten, daß ihr König gefallen war“. Was von den Goten dem Schwert entgangen und nicht außer Landes gebracht oder in das römische Heer eingereicht war, mag später den Langobarden sich angeschlossen und so zum Wiederaufbau des italienischen Volkes beigetragen haben. Mit viel leichterem Mühe war zwanzig Jahre vorher das seemächtige, aber der Üppigkeit verfallene vandalische Reich in Afrika durch Belisar, einen Feldherrn von gotischer Abkunft, gestürzt worden. Doch wurde auch hier wenigstens die Waffenehre gerettet, und der Tod Ammatas' (wohl Kosename für Amalariks oder ähnlich), eines Bruders des letzten Königs Gelimer, erinnert mit den zwölf erschlagenen Feinden an den Tejas. Noch weniger als von den Ostgoten blieb von den Wandalen übrig, und die wiederholt gemachten Versuche, einzelne hellhaarige Kabylen als ihre Nachkommen auszugeben, sind verfehlt.

Nach den ältesten Sagen und Überlieferungen hatten die Franken ursprünglich nur Herzöge, von denen sogar einige Namen, Genobaud, Markomer, Sunno und Richimer, erhalten sind. Als sie aber in Nordgallien erobernd immer weiter vordrangen und auch über fremdvölkische Untertanen zu herrschen begannen, fühlten sie offenbar das Bedürfnis, einen König an ihrer Spitze zu haben, und erhoben Theodemer, den Sohn Richimers, nach anderen Quellen Faramund, den Sohn Markomers, auf den Schild. Von diesem hören wir später nichts mehr, dagegen wurde Theodemer als Vater Chlodios (Kurzname, wahrscheinlich für Chlodomer) und Großvater Merowigs der Stammvater des später so mächtigen und berühmten Königshauses der Merowinger (eigentlich Merwiginger). Merowigs Sohn war nämlich der 481 gestorbene Chilberich, dessen Grab mit reichster Ausstattung an Waffen und Schmuck, darunter auch ein Siegelring, man im Jahre 1653 bei Doornik (Tournai) gefunden hat, und dieser der Vater Chlodwigs, der, allerdings wenig wählerisch in Bezug auf die Mittel, mit List und Gewalt das Frankenreich in Gallien gegründet und den christlichen Glauben angenommen hat. Das Erbe der entarteten und verweichlichten Merowinger trat 752 Pippin der jüngere an, der Vater Karls des Großen, früher nur Reichsverweser oder „Hausmeier“, doch auch einem hochadeligen, mit dem königlichen verwandten Geschlechte angehörend. Sein Sohn, mit Recht von der Geschichte „der Große“ genannt, vervollständigte die Eroberungen seiner Ahnen, unterwarf in langen, blutigen Kämpfen die trotzigen, freiheitsstolzen Sachsen, bezwang die wilden Wenden, vereinigte nach Besiegung des Langobardenkönigs Desiderius (mit heimischem Namen wahrscheinlich Adalulf) dessen Reich mit dem fränkischen und ließ sich Weihnachten 800 durch Papst Leo III. in Rom zum Kaiser krönen, dadurch das alte römische Kaisertum erneuernd und auf die germanischen Völker übertragend. Somit ist er als Gründer des alten und mittelbar auch des neuen Deutschen Reiches zu betrachten, und diesen Ruhm kann niemand seinem Volke, den Franken, obwohl sie jetzt zum Teil verwelscht sind, streitig machen. Freilich war er auch der Schöpfer des französischen Staates, aber darum doch kein Franzose, sondern ein echter Deutscher in Sprache, Tracht und Lebensweise.

Das von ihm gestürzte Reich der Langobarden hat unter 22 Königen etwas über zwei Jahrhunderte in Italien bestanden, das Königtum aber reicht bei diesem Volke viel weiter zurück, denn vor



Carl der Große
Kleines ebernes Standbild, früher im Domschatz zu Metz
(jetzt in Paris, in Metz Nachbildung).

Albwin hatten schon 11 Könige über dasselbe geherrscht. Die Langobarden waren nur besiegt, nicht ausgerottet und haben darum nicht geringen Anteil an der Zusammensetzung der italienischen Bevölkerung. Wie sie aber ihre angestammte Sprache, die *lingua todesca*, eine schwäbische, der alemannischen verwandte Mundart, auf die Dauer nicht behaupten konnten, so haben sich auch die äußeren Merkmale ihrer nordischen Herkunft, die blauen Augen und lichten Haare, im Lauf der Zeit mehr und mehr in der dunklen Blut der ihnen an Zahl überlegenen früheren Einwohner verloren. Während des ganzen Mittelalters, ja sogar noch in der Zeit der „Wiedergeburt“ galten aber die hellen Farben als Zeichen vornehmer Abkunft und besonderer Schönheit, die darum mit Vorliebe von den Malern dargestellt, von den Dichtern besungen wurden. Julia Gonzaga, „die schönste Frau Italiens“, wurde vom älteren Tasso ihrer goldenen Haare wegen in einem längeren Gedichte gefeiert, und auch Petrarca verherrlicht diese Haarfarbe mit folgenden begeisterten Worten:

O Lust, die sich an blonde Locken schmieget,
 Sie kosend hebt und, von dem holden Scheine
 Entzückt, das lichte Gold zerweht, das reine,
 Und wieder dann zu schönem Knoten füget.

Da bei den Hermunduren schon zu Anfang des 1. Jahrhunderts Könige bezengt sind, hat es nichts Auffallendes, auch bei ihren Nachkommen, den durch Angeln und Warnen verstärkten Thüringen, solche zu finden. Im 5. und 6. Jahrhundert bestand ein mächtiges, von der Elbe bis zum Main, vom Harz bis zum Fichtelgebirge sich erstreckendes thüringisches Reich, dessen Herrscher zum Teil bekannt sind und zu Weimar, wo sich auch das Heiligtum und die Thingstätte des Volkes befand, Hof hielten. In den letzten Jahren sind dort Fürstengräber mit reicher Ausstattung aufgedeckt worden, wobei sich auch ein silberner Löffel mit der lateinischen Inschrift *Basonae* gefunden hat. Auf's schönste hat hier der Spaten die urkundliche Forschung bestätigt, dem Basina (Kosename für Bathilde) war ja die erste, von dem verbannten Frankenkönig Childerich entführte Gemahlin des thüringischen Herrschers Bisino oder Bezso (Kurzname, vermutlich für Berhtfrid) und die Mutter Chlodwigs. Berhtfrid hatte drei Söhne, Hermansfrid, Berthar und Baderich, sowie eine mit dem Langobardenkönig Wacho (Walbugis) vermählte Tochter namens Radegunde. Dem Ältesten des thüringischen Königshauses hatte Theoderich seine Nichte Amalaberga

angetraut, die Tochter seiner Schwester Amalafrida, deren Name sich in dem ihres Enkels Amalfrid wiederholt. Der Gotenkönig hatte das Bestreben, seinen Einfluß durch verwandtschaftliche Verbindungen mit anderen germanischen Fürstengeschlechtern auszudehnen und zu verstärken. So hatte er seine vorehelichen Töchter Thudigotho und Ostrogotho dem westgotischen König Alarich II. und dem burgundischen Sigismund, seine Schwester dem Wandalen Thrasamund zur Ehe gegeben, sich selbst aber mit Chlodwigs Schwester Audofleda verbunden. Diese Art von Staatskunst war entschieden friedlicher und schonender als die rücksichtslose und gewalttätige der Franken; welche aber die meisten Erfolge erzielte, lehrt die Geschichte. Die Blüte des thüringischen Reiches war nicht von langer Dauer. Nachdem sich Hermanfrid zuerst mit dem fränkischen Theoderich verbündet hatte, um seine Brüder und Mitkönige zu stürzen, mußte er bald, da er sein Versprechen nicht hielt, den doppelten Verrat durch den Verlust von Krone und Leben büßen. In einer mörderischen Schlacht 531 an der Unstrut geschlagen und gefangen, wurde er bald darauf in Zülpich vor der Stadtmauer herabgestürzt. Mit besonderem Grimm wütheten die Franken in dem eroberten Lande; sie überließen den nördlichen Teil den hilfeleistenden Sachsen und behielten den südlichen für sich selbst. Nur in einem beschränkten Gebiete zwischen der Unstrut und dem Waldgebirge erhielt sich Name und Volkstum der Thüringe, aber unter fränkischen Herzögen. Der ums Jahr 630 als solcher von König Dagobert eingesetzte Throdulf oder Radulf, Sohn Chamars und Freund, vielleicht sogar Bruder des Haushofmeisters Fredulf, war zweifellos ein Franke und wurde der Stammvater eines etwa ein Jahrhundert lang herrschenden Geschlechts. Im Jahr 640 lehnte sich Throdulf, durch erfolgreiche Kämpfe mit den Wenden übermütig gemacht, gegen die fränkische Oberhoheit auf, schlug den ihn mit Heeresmacht überziehenden König Sigebert, behauptete durch einen Vertrag seine Unabhängigkeit und gebärdete sich fast wie ein König. Hundert Jahre später wurde aber das Herzogtum von König Pippin wieder aufgehoben und das Land in verschiedene Grafschaften geteilt.

Neben dem thüringischen hatte noch ein selbständiges warnisches Königreich in der sogenannten „Nortthuringia“ bestanden, dem kurz vor Schluß des 6. Jahrhunderts die Franken unter Childebert ein Ende machten. Das gleiche Schicksal hatte schon 534 das burgundische Reich am Rotten (Rhodanus) gehabt, auf das die Frankenkönige durch

die Heirat Chlodwigs mit Frothilde, der Urenkelin Gundahars, und Chlothars mit Gunzina (Rosename für Guntheuka), der Urenkelin Gundiochs, Erbansprüche zu haben glaubten oder doch vorgaben. Im Bunde mit Sachsen und Friten war in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts der größte Teil der in Schleswig zurückgebliebenen Angeln nach Britannien, das seitdem ihren Namen trägt, übergesetzt, wo mehrere kleine Königreiche, die sogenannte „Siebenherrschaft (Heptarchie)“ bildend, entstanden. Nach einer entscheidenden Schlacht im Jahre 825 vereinigte Egbert von Westsachsen (Wessex), der Vater Alfreds des Großen, die verschiedenen Reiche zu einem einzigen und legte damit den Grund zu dem infolge seiner günstigen, meerbeschützten Lage und der von jeher rücksichtslosen Ausnützung der Zeitverhältnisse und der Streitigkeiten auf dem Festlande immer mächtiger gewordenen englischen Weltreich. Zwischen diesem und dem neuen Deutschen Reich ist es zum Entscheidungskampf gekommen. Nicht mehr handelt es sich, wie in den Zeiten von Armin, Chlodwig und Karl, um die Vormacht in Germanien oder Europa, sondern es geht um's Ganze, um die Weltherrschaft. Im Vertrauen auf unser gutes Recht und unsere gesunde Volkskraft dürfen wir hoffen, mit Ehren zu bestehen, zu unserem wie der gesamten Menschheit Heil.

Wie mit der Wanderung der Langobarden nach Italien die Völkerwanderung noch nicht zu Ende war, so hat auch nachher die Gründung germanischer Reiche noch fortgedauert. Von den Einwohnern selbst als Retter herbeigerufen, richteten nordische Heerführer wie Rurik, Igor, Askold (Roderich, Ingwar, Askwald) u. a. unter den Slaven, im heutigen Rußland ihren Königsstuhl auf, die Normannen dagegen eroberten einen Teil von Nordfrankreich und von dort sowohl England als auch Unteritalien. Die Kreuzzüge führten zum Königreich Jerusalem, dessen Krone Friedrich II., ein Enkel der Normannen, trug, und am Ostseestrande zur Entstehung des Ordensstaates, der dem Namen gegeben ist, der dem ganzen Weltteil gibt, auf dem germanischer Reichs-



Namenszug Theoderichs des Gr.

Unteritalien. Die zur Errichtung des Ordens, dessen Krone Friedrich II., ein Enkel der Normannen, trug, und am Ostseestrande zur Entstehung des Ordensstaates, der dem Namen gegeben ist, der dem ganzen Weltteil gibt, auf dem germanischer Reichs-



Pfahlbauten

Nach aufgedeckten Resten wiederhergestellt von Ferd. Keller (Zürich).



Zweites Buch
Kunst und Sitte

Von allem Vergangenen fühlen wir uns mit
dem Einheimischen am nächsten verwandt

Tegnér



Tracht und Bewaffnung Cimbrischer Krieger
Einzelheit vom Silbertessel von Gundestrup 2. Jahrhundert v. Chr.

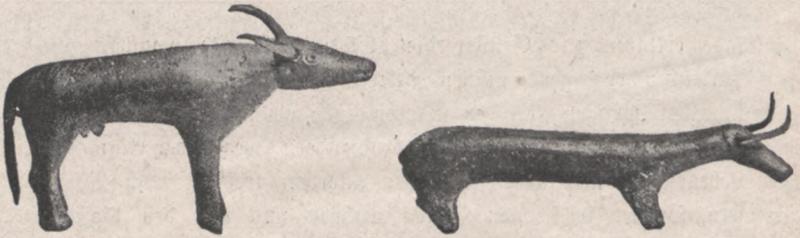


1. Ackerbau und Viehzucht.

Die Worte Cäsars „den Ackerbau betreiben sie nicht sehr eifrig“ oder „auf den Ackerbau legen sie keinen großen Wert“ sind vielfach, besonders so lange man über unseres Volkes Herkunft im Unklaren war, mißverstanden worden, und zwar in dem Sinne, als ob die Germanen beim Eintritt in die Geschichte keine oder doch nur eine sehr notdürftige Feldbestellung gekannt hätten. Seitdem wir aber Südschweden, wo schon in der Steinzeit, also mindestens zwei Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung, nach stets sich mehrenden Funden verschiedene Getreidearten geerntet wurden, als unsere Stammesheimat erkannt haben, ist diese Frage erledigt. Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß unsere Vorfahren schon vor der Berührung mit den Römern eine ganze Anzahl von Halm- und Hülsenfrüchten, sogar von Gemüsen und Nutzkrautern, wie Weizen, Dinkel, Gerste, Hirse, Hafer, Roggen, Buchweizen, Rüben, Kettiche, Mohn, Flachs, Hanf, Waid u. a. zu bauen verstanden haben. Bei Völkern, die noch in Bewegung und auf der Wanderschaft sind, die noch keine festen Wohnsitze behaupten und alle ihre Habe auf Wagen und Karren mitführen, kann man allerdings eine planmäßige und geordnete Ackerwirtschaft nicht erwarten. Doch werden auch solche wohl vorübergehenden Aufenthalt zum Säen und Ernten benutzt haben. Nach Plutarch sind die Kimbern „nicht in einem Sturme oder ohne Unterbrechungen, sondern im Verlauf einer langen Zeit kriegerisch über das Festland gezogen, indem sie nur in der guten Jahreszeit vorrückten“, was auch Tacitus durch Befestigungen und Lagerräume zu beiden Seiten des Rheins, deren Umfang auf die ungeheure Menge des Volkes und des Troffes schließen ließ, bestätigt fand. Es ist kaum anzunehmen, daß solche wandernde Völker nur von Fleisch und Getreidelieferungen der Besiegten gelebt haben, vielmehr wahrscheinlich, daß meistens im Herbst das Land bestellt und vor dem Weiterziehen das Reifen der Winterfaat abgewartet wurde. Diese unfertigen, einem fortwährenden Wechsel unterworfenen

Zustände erklären zur Genüge die abfälligen Urtheile mancher Zeitgenossen über den germanischen Ackerbau. So schreibt Strabo: „Denn allen dortigen (an der unteren Elbe wohnenden) Völkern gemeinsam ist der leichte Entschluß auszuwandern, wegen der Einfachheit der Lebensweise und weil sie weder Ackerbau treiben, noch Vorrat sammeln, sondern in leichten Hütten wohnen und nur den täglichen Bedarf besitzen. Die meisten Nahrungsmittel gewinnen sie aus dem Vieh, wie die Wanderhirten, so daß sie, diese nachahmend, ihren Hausrat auf Wagen laden und mit den Herden sich dahin wenden, wo es ihnen beliebt.“

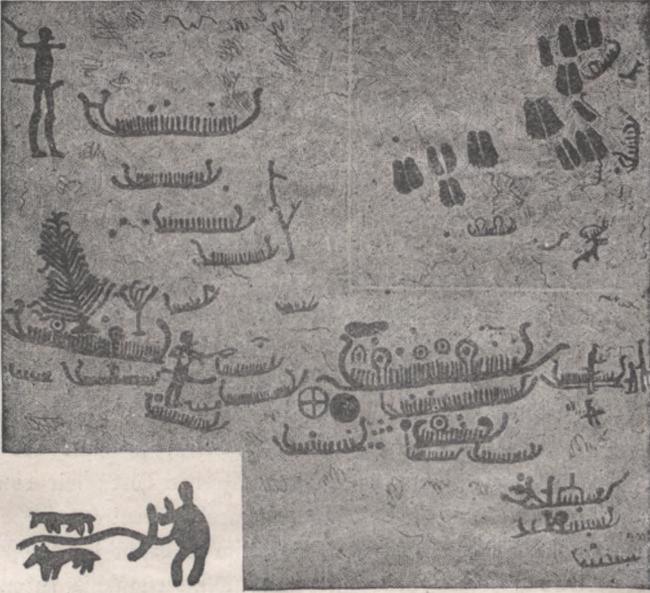
Es ist einleuchtend, daß es in den unruhigen Zeiten der Wanderung und Landsuche weder feste Wohnsitze noch eine ordentliche Landwirtschaft geben konnte. Daher auch der gemeinsame Grundbesitz und der ständige Wechsel der Bebauer: „Auch hat keiner“, berichtet Cäsar, „ein bestimmtes Maß von Ackerfeld oder eigenen Besitz, sondern die Behörden und Fürsten teilen Jahr für Jahr den Stämmen und Sippen, die sich zusammengelunden haben, an Bauland zu, soviel und wo ihnen gut scheint, und dringen auf jährlichen Wechsel. Für diesen Brauch bringen sie viele Gründe bei: damit sie nicht, durch ständige Gewohnheit gefesselt, die Kriegslust mit der Feldarbeit vertauschten; damit sie nicht nach Erweiterung ihres Gebietes strebten und die Mächtigen nicht die Schwächeren aus ihrem Besitz vertrieben; daß sie nicht sorgfältiger zum Schutz vor Kälte und Hitze bauen sollten; daß keine Geldgier entstehe, die Parteiungen und Zwistigkeiten zur Folge habe; daß sie dem Volke die Zufriedenheit erhielten, da jeder sein Vermögen mit dem der Bornehmsten vergleichen könne.“ An anderer Stelle bezieht derselbe Schriftsteller diese Angaben auf die Sueben, die damals noch in vollem Vordringen begriffen waren, fügt aber doch bei, daß die bei Kriegszügen zuhause Gebliebenen „sich und die übrigen ernähren“ und daß auf diese Weise weder die Landwirtschaft noch Zweck und Übung des Krieges zu kurz komme; auch sagt er von den Aspeteren und Tenkerern, sie wären durch ihre unruhigen Nachbarn, eben die Schwaben, während mehrerer Jahre „durch kriegerische Übersälle bedrängt und an der Bestellung der Felder gehindert“ worden. Unterhalb Jahrhundert später, nachdem der germanischen Völkerflut vorläufig halt geboten war, wurde zwar nach Tacitus' Worten die Feldmark immer noch „von der ganzen Gemeinde in Besitz genommen“, doch auch „nach Zahl und Rang unter die einzelnen Bauern verteilt.“ Es scheint so-



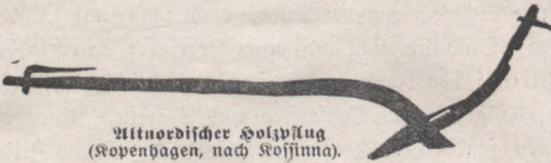
Bronzene Küder mit silbernen Hörnern (Fund aus der Provinz Sachsen).



Germanisches Vieh von Römern erbeutet, rechts: gefangene Germaninnen (von der Marcussäule zu Rom).



Schwedische Felszeichnungen mit Schiffen und Pflug.



Alt-nordischer Holzpflug
(Kopenhagen, nach Rossinna).



Erzene Sichel mit kunstvollem Holzgriff.

mit ein Übergangszustand eingetreten zu sein; ein gemeinsamer Grundbesitz, der sich als sog. „Allmende“ bis in die neueste Zeit erhalten hat, blieb bestehen, doch wurde den einzelnen Gemeindegliedern offenbar auch Sondereigentum zugeteilt, und zwar durchaus nicht gleichmäßig, sondern nach Güte und Umfang verschieden, je nach der Größe von Sippe und Gefinde, wie auch nach den Verdiensten und Würden des Hausvaters. Andere Angaben lassen keinen Zweifel darüber, daß es neben der wohl in den meisten Fällen aus Wald und Weide bestehenden Allmende auch Einzelbesitz gab. So heißt es von den Leibeigenen: „jeder sitzt auf besonderem Grundstück im eigenen Heim; nur legt ihm der Herr, wie einem Pächter, ein bestimmtes Maß von Getreide, eine Anzahl von Vieh oder Gewandstücken als Steuer auf.“ Wäre der Herr nicht zugleich auch Eigentümer gewesen, so hätte der Zins an die Gemeinde bezahlt werden müssen. Ferner hören wir von den durch ihre vortreffliche Reiterei sich auszeichnenden Tenkterern: „Neben dem Hause und dem Grundbesitz nehmen im Erbrecht die Kasse eine besondere Stellung ein.“ Zu irreführendem Mißverständnis haben folgende Stellen Anlaß geboten: „Zum Bebauen der Felder und Erwarten der Ernte sind sie nicht so leicht zu bringen, wie zur Herausforderung des Feindes und zur Erwerbung von Wunden; Faulheit, ja Feigheit heißt es, mit Schweiß zu verdienen, was man mit Blut gewinnen kann“, und: „Sind sie nicht auf einer Heerfahrt begriffen, verbringen sie ihre Zeit auf der Jagd, mehr noch mit Nichtstun, Schlafen und Schmausen, da gerade die Tapfersten und Stärksten keine gemeine Arbeit verrichten, sondern die Sorge um Haus und Hof, um Feld und Vieh den Weibern, Alten und Schwachen überlassen. Die Helden liegen auf der Bärenhaut — seltsamer Widerspruch der Gemütsart, daß dieselben Menschen den Müßiggang lieben und die Ruhe hassen.“ Es handelt sich hier doch offenbar nur um die alljährlich auf kriegerische Abenteuer ausziehende Jungmannschaft und um die Gefolgsleute der Fürsten, deren einziger Beruf der Krieg war. Auch die sogenannte „Dreifelderwirtschaft“, d. h. der jährliche Wechsel von Winterfaat, Sommerfaat und Brache, hat zu Mißverständnissen Anlaß gegeben. Nach Tacitus war nur der Anbau in jedem Jahr ein anderer, nicht aber der Nutznießer. Das erste, was germanische Wanderscharen verlangten, war Ackerland; das hören wir durch Livius schon von den Kimbern, und kaum hatten im Jahre 58 n. Ch. die Frisen ein streitiges Gebiet in Besitz genommen, als sie auch schon „die Saaten den Fluren anvertrauten.“

Nach schlagender aber als alle schriftstellerischen Zeugnisse sind die tatsächlichen Beweise für das hohe Alter des germanischen Ackerbaus. Außer manchen in steinzeitlichen Pfahlbauten und Wohnstätten, in Topfscherben und im Wandbewurf gefundenen Körnern, Halmen und Hülsen verschiedener Getreidearten hat die Germanenheimat, und zwar die engere, auch die ältesten bildlichen Darstellungen des Pfluges geliefert, die Felsenzeichnungen von Tegneby in der schwedischen Landschaft Bohuslän und eine sehr altertümliche Bronzeplatte der Kopenhagener Sammlung, ja sogar das vollständige Gestell eines hölzernen Hackpfluges aus einem Torfmoor bei Döstrup in Jütland, und dazu kommen noch zahlreiche Handmühlen und Reibsteine. Die Benennungen dieser landwirtschaftlichen Geräte in den indogermanischen Sprachen lassen auf Bekanntschaft mit denselben vor der Völkertrennung schließen: griech. *arotron*, lat. *aratrum*, altnord. *ardhr*, slav. *oralo*, Pflug; lat. *vomis* aus *vocmis*, altpreuß. *wagnis*, ahd. *waganso*, Pflugshar; griech. *myle*, lat. *molina*, ahd. *mula*, Mühle; got. *quairnus*, lit. *girno*, Handmühle u. a. Der von Plinius überlieferte gallische Ausdruck *plaurorati* für Räderpflug beweist nicht nur, daß das germanisch-slavische Wort (ags. *plog*, ahd. *phluog*, slav. *pluga*, lit. *pliužas*) auch keltisch war (Zusammensetzung aus *plov* = *plog*, *plovum* im langobardischen Recht, und *reda*, Wagen), sondern ebenso die Erfindung dieser wesentlichen Verbesserung im Norden der Alpen.

Welche Getreideart zuerst in diesem Gebiete angebaut wurde, ist eine noch nicht entschiedene Streitfrage. Strabo berichtet nach den Erfahrungen des Reisenden Pytheas, in den nördlichsten Teilen Britanniens, wo sonst nichts mehr gedieh, lebe die Bevölkerung von Hirse und wildwachsenden Kräutern. Auch eine merkwürdige sprachliche Gleichung scheint dafür zu sprechen, daß in der Tat der Hirse (ahd. *hirs* ist männlichen Geschlechts), der in steinzeitlichen Siedelungen Skandinaviens, der Schweiz, Ungarns, Rumäniens und Italiens nachgewiesen ist, die älteste Brotrucht (lat. *panicum* hängt ja zweifellos mit *panis*, Brot, zusammen) der Europäer war; denn der Name *Ceres* der römischen Göttin des Ackerbaus, wie auch die keltischen Bezeichnungen *cerea*, *cervesia* für Bier sind mit dem deutschen Worte ebenso verwandt wie *cervus* und *cerobrum* mit ahd. *hiruz*, *hirni* (Hirsch, Hirn). Später kam dazu die Gerste (griech. *krithe*, Umstellung aus *kirthe*, lat. *hordeum*, *far*, ahd. *gersta*, got. *baris*, angl. *bere*), nach Plinius „zu den ältesten Speisen“ gehörend, dann verschiedene

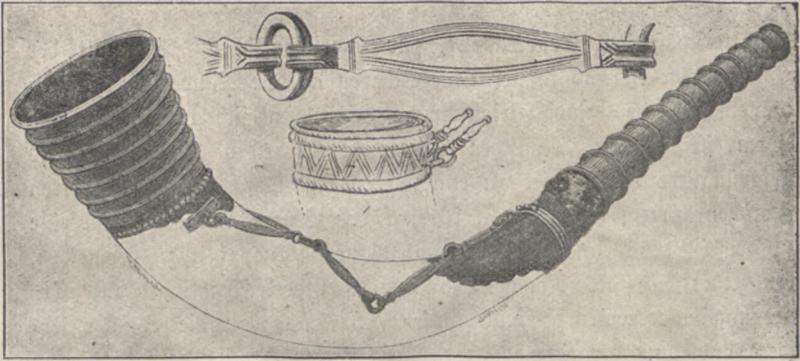
Weizenarten, Dinkel, Spelz, Einforn, Emmer a. a. (griech. pyros, lit. purai, slav. pyro, altind. yava, griech. zea, lit. jawai, griech. olyra, felt.=lat. alica, alicastrum, spätlat. spelta, sicher ein Lehnwort aus dem Germanischen, ahd. spelta, angf. spelt), endlich der Hafer (ahd. neben habaro auch evina, wohl verwandt mit lat. avena, lit. awiza, slav. oviza), aus dem eine nach Plinius im Norden sehr beliebte Grütze bereitet, gelegentlich auch Bier gebraut wurde, und zuletzt der heute sehr verbreitete und zu Schwarzbrot verbackene Roggen (angf. ryge, altnord. rugr, lit. rugys, slav. ruzi, finn. ruhis, thrakisch und neugriechisch briza, vielleicht aus vriza, vruja). Aus dem Umstand, daß die romanischen Sprachen für diese Getreideart ein anderes Wort haben (lat. secale, it. segala, franz. seigle), ist auf eine selbständige Erwerbung durch die nordischen Völker zu schließen. Roggenbrot, panis sigilatus, wird zuerst in der Lebensbeschreibung der S. Radegunde von dem schon mehrfach angeführten, im 6. Jahrhundert im Frankenreiche lebenden Venantius, erwähnt.

Wenn hier und da die Meinung geäußert wird, eine geordnete Landwirtschaft sei in altgermanischer Zeit schon darum unmöglich gewesen, weil es bei dem freien Weidengang des Viehs an dem nötigen Dung gefehlt habe, so ist dagegen zu sagen, daß in den nordischen Ländern während des langen und harten Winters eine Stallfütterung unumgänglich und dadurch eine beträchtliche Ansammlung von Mist gegeben war. Tacitus erwähnt solchen (simus) ausdrücklich bei Gelegenheit der unterirdischen Vorratskammern, und eine in dem Pfahlbau Robenhausen gefundene Schicht von Ziegen- und Schafmist beweist, daß schon in der Steinzeit eine solche Nachhilfe der Fruchtbarkeit bekannt war. Da das Brachfeld als Viehweide diente, wurde es auch dadurch für die künftige Aussaat vorbereitet. Plinius und Varro beschreiben eine in Gallien übliche Art der Bodenverbesserung durch erdige Stoffe, Mergel und Kalk (marga, candida fossicia creta), und von den am Rheinufer wohnenden Ubiern erfahren wir, daß sie das noch heute gebräuchliche Umgraben oder „Kuhlen“ anzuwenden pflegten: „Von allen bekannten Völkern düngen nur die Ubiern das äußerst fruchtbare Feld, das sie bebauen, dadurch, daß sie den Boden in einer Tiefe von drei Fuß ausheben und durch eine fußhohe Aufschüttung verbessern“.

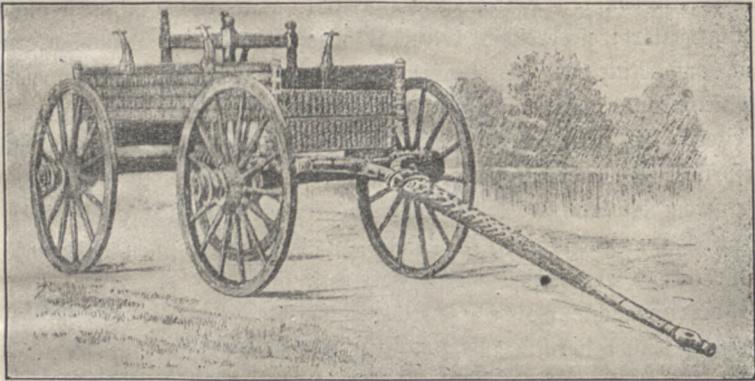
Wäre der Norden unseres Weltteils nicht seit uralter Zeit ein Sitz des Ackerbaus gewesen, so hätte er unmöglich zum fruchtbaren

„Mutterschoß der Geschlechter“, zur unerschöpflichen „Werkstatt der Völker“ werden und immer neue Scharen auf die Wanderschaft schicken können. Jäger- und Hirtenstämme vermehren sich kaum, während einem fleißig den heimischen Boden bearbeitenden Volke bald das ursprüngliche Wohngebiet zu eng wird. In längeren oder kürzeren Zwischenräumen, je nach dem Ausfall der Ernten, muß es, um eine zu große Bevölkerungsspannung und Nahrungsknappheit zu vermeiden, den Überschuß des Nachwuchses als „Heiligen Frühling“ zur Eroberung einer neuen Heimat ausfinden. Das war die einfache Ursache nicht nur der germanischen, sondern auch der ihr vorausgehenden arischen oder indogermanischen Völkerwanderung, wobei immer nur der Überfluß abströmte und das Stammvolk auf der alten Scholle sitzen blieb. Die Frage nach der Herkunft der schon in vorgeschichtlicher Zeit von den Nordeuropäern gebauten Halmfrüchte ist noch nicht völlig geklärt; neuerdings betrachtet man die in den Donauländern und am Mittelmeer wildwachsenden Gräser verschiedener Arten von *Triticum* als die Stammformen von Einkorn, Emmer, Spelz und Weizen. Es wäre aber leicht möglich, daß derartige Grasgewächse ursprünglich weiter nach Norden verbreitet und, an den durch den Golfstrom erwärmten Küsten selbst während der Eiszeit ausdauernd, durch lange Zucht und Veredlung zu den wertvollsten Nahrungspendern des Menschengeschlechts geworden sind.

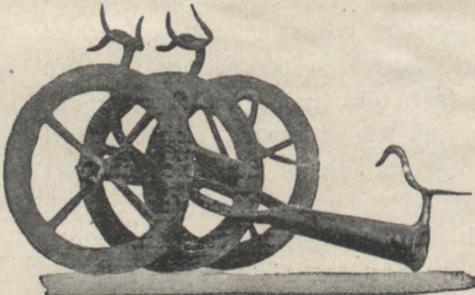
Wenn auch Tacitus schreibt: „Die Fruchtbarkeit des Bodens suchen sie nicht durch Baumpflanzungen, Wiesenanlagen und Gemüsegärten künstlich zu steigern“, so werden doch wohl in dem das germanische Haus umgebenden Hofraum (*gard*), von dem ja auch der römische Garten (*hortus*) seinen verwandten Namen hat, außer den eigentlichen Mchlsfrüchten noch allerlei nützliche Kräuter und Wurzeln (davon got. (*v*)aurtigards, Wurzgarten) gebaut und gezogen worden sein. Die Übereinstimmung des Namens in verschiedenen Sprachen läßt vermuten, daß die Rübe (ahd. *raba*, *ruoba*, lat. *rapa*, *rapum*, griech. *rhaps*, lit. *rope*) schon früh bekannt und als Nahrungsmittel geschätzt war. Der Erlaß Karls des Großen über die Landgüter nennt auch *ravacaulis*, „Rübenkohl“ oder Kohlraben (unser Kohl, ahd. *kol*, *choli*, angels. *cawl* gilt als Lehnwort vom lat. *caulis*, eigentlich Stengel, urverwandt mit „hohl“). Mit der Rübe sachlich und sprachlich verwandt ist der Rettich (griech. *rhaphanos*, lat. *rhaphanus* oder *radix*, wie ahd. *ratih*, angels. *raedic*), der im Norden



Blashorn mit Griff (Schweden).



Wagen von vorlender Bauart und mit reicher Verzierung (dänischer Fund).



Bronzewagen von Burg Spreewald.



Kleiner töneener Schmelzofen,
aus Willendorf (Brandenburg)

besonders gut gedieh; wie Plinius erzählt, gab es in Germanien Kettiche von der Größe neugeborener Kinder. Die Beete (spätlat. beta, angl. bete, ahd. bieza, slav. botva, bitva) trägt einen noch heute in Norddeutschland gebräuchlichen Namen („Kote Beete“, franz. bette-rave). Eine andere Rübenart ist die Möhre (ahd. moraha, angl. moru, slav. morkovi, mrkva), und zu ihr gehörte wahrscheinlich die Süßwurzel (siser), die in Gelduba, einer Stadt der Abier am Rhein, so vorzüglich gedieh, daß sie, nach Plinius, der Kaiser Tiberius alljährlich von dort kommen ließ. Der Eppich (Sellerie und Petersilie) hat einen urverwandten, dem Lateinischen, Germanischen und Slavischen gemeinsamen Namen (apium, eppi, ephi, opich). Sogar Spargel, (griech. asparagos, lat. asparagus, eigentlich „Sproß“) gab es im alten Deutschland. „Es gibt noch eine andere Art“, schreibt Plinius, „weniger gepflegt als der Gartenspargel, aber zarter als der wilde und allenthalben auf den Bergen wachsend. Die Felder im oberen Germanien sind so voll davon, daß Tiberius Cäsar nicht unpassend sagte, es gäbe dort ein Kraut, das dem Spargel sehr ähnlich sei“. Die einheimische Bezeichnung kennen wir nicht, vielleicht war sie von „Kute“ abgeleitet (lat. corruda, rudis). Von den Hülsenfrüchten sei zuerst die Bohne genannt, die schon in stein- und bronzzeitlichen Wohnstätten Mittel- und Südeuropas nachgewiesen und deren Anbau auch durch das Salische Gesetz bezeugt ist. Nach Plinius genoß sie das meiste Ansehen, wurde dem Hirsebrei und dem Brot zugesetzt und fehlte fast bei keiner Speise der Gallier. Burchana, das heutige Vorkum, hieß auch „Bohneninsel (Fabaria)“ von einer ähnlichen, „dort wildwachsenden Frucht“, deren Beschaffenheit wir jedoch nicht kennen. Althochdeutsch bona, aus bavina, altnord. haun, altpreuß. babo, slav. bobu sind urverwandt mit dem lateinischen faba, während der naturgeschichtliche Name vicia mit ahd. wicka, Wicke, eins ist. Die Erbse und die Kicher, in steinzeitlichen Pfahlbauten nachgewiesen, haben in den meisten europäischen Sprachen verwandte Bezeichnungen (griech. orobos, krios, lat. ervum, cicer, ahd. arwiz, kichurra, altpreuß. keckers); dasselbe gilt für die Linse (lat. lens, ahd. linsi, slav. lesta) und den Mohn (griech. mekon, spätlat. mahonus, manus, ahd. mago, lett. magone, slav. maku). Ein sorgfältigerer und ausgedehnterer Gartenbau ist in Germanien erst nach längerer Berührung mit dem Römerreich eingedrungen und mit ihm eine Reihe entlehnter, aber längst eingedeutschter Ausdrücke wie Kirsche, Pfirsich, Quitte, Pflanze,

Frucht, impfen (*Cerasus, Persicum, Cydonia, planta, fructus, imputare*) u. dergl.

Während die Namen landwirtschaftlicher Geräte, darunter auch die der schon genannten, meist urverwandt und daher, was übrigenz auch die Funde dartun, von hohem Alter sind, wie Egge (griech. *oxine*, lat. *occa*, felt. *ocet*, ahd. *egida*, lit. *aketi*), Sichel (lat. *secula*, ahd. *sihhila*, angels. *sicol*), Axt (griech. *axine*, lat. *ascia*, got. *aqizi*), Sieb (lat. *cribrum* aus *cridurum*, felt. *criathar*, angels. *bridder*, ahd. *ritara*, daneben noch *sib*, angels. *sife*, slav. *sito*, und neudeutsch *Seiher*, von *sihan*; das Haarsieb ist nach Plinius eine gallische Erfindung), sind andere wie Sense (ahd. *segansa*, angels. *sigde*), Beil (ahd. *bihal*, angels. *widubill*, hildebil, Holz- und Schlachtbeil, felt. *biail*), Dreschflegel (bairisch *Drischl*, ahd. *driscil*; ahd. *flegil* entweder von lat. *flagellum* entlehnt oder damit verwandt), Schaufel (ahd. *scuvala*, angels. *sceoffl*), Heugabel (ahd. *gabala*, angels. *geaful*, felt. *gabul*), Hacke oder Haue (ahd. *houwa*), Rechen (von got. *rikan*, ahd. *rechen*) u. dergl. auf die nordeuropäischen Sprachen beschränkt und bezugen damit die Selbständigkeit der Germanen. Sobald diese sichere und ausreichende Wohnsitze erstritten hatten, krümmten sie, wie es in dem Lobgedicht auf Stilicho von den Sigambren heißt, „ihre Schwerter zu Sicheln“ und wurden eifrige Ackerbauer.

Unter „Vieh“ (got. *faihu*, ahd. *fihu*, altpreuß. *pecku*. lat. *pecus*, altind. *paçu*, altpers. *pasu*; griech. *pekos, pokos* = Bließ hat damit nichts zu tun, sondern gehört zu ahd. *vahs*, angels. *feax*, Haarlocke) verstehen die germanischen und die mit ihnen verwandten Sprachen nur zahmes Getier, und schon aus dieser beachtenswerten Übereinstimmung, ganz abgesehen von den zahlreichen Knochenfunden, geht hervor, wie früh schon der Mensch versucht und verstanden hat, gewisse Tierarten an sich zu fesseln, für sich arbeiten zu lassen, durch Zucht zu „veredeln“, d. h. für bestimmte Zwecke brauchbarer zu machen, und die von denselben während des Lebens oder nach dem Tode gelieferten Stoffe für Nahrung und Kleidung, für Waffen und Werkzeuge zu verwenden. So lange man die Wiege des Menschengeschlechts sowohl wie die Urheimat der Indogermanen in Asien suchte, war es selbstverständlich, daß man auch das Haustier als Geschenk des Ostens ansah, teils durch von dort auswandernde Völker mitgebracht, teils infolge späterer Handelsverbindungen eingeführt. Jetzt hat man einsehen gelernt, daß der vorgeschichtliche Mensch, wie

überall, so auch in unserem Erdteil, seine Hausgenossen und Hilfsarbeiter nur aus der ihn umgebenden Tierwelt gewählt haben kann. Das Wort „Haustier“ sagt aber für die ältesten Zeiten etwas zu viel, denn schon lange vor der Erbauung künstlicher Wohnungen haben unsere entfernten Vorfahren mit solcher Versuchen begonnen.

Das erste dem Menschen sich anschließende Tier war zweifellos der Hund, dessen Überbleibsel schon in den viele Jahrtausende alten Muschel- und Abfallhaufen (Kjökkenmøddinger) der dänischen Küsten sich finden, aus einer Zeit stammend, in der es weder Herden zu bewachen gab, noch die Jagd eine große Rolle spielte. Die Ansicht, der Hund habe sich zuerst als Schmaroher in den Lagerstätten und bei den Feuerstellen jener armseligen Fischer eingefunden, hat manches für sich; ganz allmählich wird er sich, von Abfällen lebend und darum geduldet, an den Umgang mit dem Menschen gewöhnt haben, der seinerseits nach und nach das gelehrige Tier kennen und schätzen lernte und sich dasselbe nutzbar zu machen wußte. Dieser vieltausendjährige Verkehr mit dem denkenden, von Erfindung zu Erfindung fortschreitenden Menschen erklärt es auch, daß jetzt der Haushund (*Canis familiaris*) zu den klügsten aller vierbeinigen Geschöpfe gehört und, seitdem ihm verständnisvolle Tierfreunde durch eine sinnreiche Klopfsprache die Möglichkeit der Mitteilung gegeben haben, durch Äußerungen selbstständigen Denkens und eines reichen Gemütslebens die Gelehrten in Erstaunen versetzt. Welcher Art des Hundegeslechts der älteste tierische Begleiter des Menschen angehört hat, läßt sich mit Bestimmtheit nicht angeben. Nach den hinterlassenen Gebeinen scheint er von kleiner Gestalt und dem Schakal (*Canis aureus*) ähnlich gewesen zu sein, doch mag er einer besonderen nordischen Art (*Canis ferus*) angehört haben; spätere Kreuzungen mit dem stärkeren, zur Jagd besser geeigneten Wolf (*Canis lupus*) sind dabei keineswegs ausgeschlossen, für die Gallier, wie schon erwähnt, sogar bezeugt. Größer und wilder als die Hunde der Muschelhaufen und Pfahlbauten müssen auch die der Kimbern gewesen sein, die, wie Plinius berichtet, nach der Schlacht die Wagenburg bis aufs äußerste verteidigten. So sehen wir unsere Vorfahren gleich bei ihrem Eintritt in die Geschichte von dem Hunde begleitet, den sie jedenfalls in sorgfältiger Weise abzurichten und zu züchten verstanden. Hohes Lob spendet der genannte Schriftsteller diesen Tieren: „Sie allein kennen ihren Herrn . . . wie auch ihren Namen und die Sprache des Hauses; selbst die weitesten

Wege merken sie sich, und außer dem Menschen hat kein anderes Geschöpf ein besseres Gedächtnis“. Ganz besonders rühmt er die Meuten der Gallier mit ihren vortrefflichen Leit- und Spürhunden, und bei der Ähnlichkeit der Verhältnisse zu beiden Seiten des Rheins dürfen wir annehmen, daß dies auch für die Germanen zutrifft. Schon in den Volksrechten werden verschiedene Hundrassen aufgeführt, die teils zur Bewachung der Höfe und Herden, teils zu den verschiedenen Arten des edlen Weidwerks gebraucht wurden.

Neben dem Hund ist „dem Menschen am treuesten“ das Pferd, dessen geistige Fähigkeiten gleichfalls nicht gering sind. In steinzeitlichen Gräbern und Wohnstätten des südlichen Schwedens haben sich unter andern Haustierknochen auch solche des Pferdes gefunden, einmal, bei Jungelstad in Schonen, unter Umständen, die auf eine Opferung schließen lassen. Ebenso ist es in Mecklenburg und Westfalen als Haustier der Steinzeit nachgewiesen. Bis weit ins Mittelalter hinein gab es auch in unserem Weltteil wilde Pferde, die noch unter der Jagdbeute der Helden des Nibelungenliedes aufgezählt werden; denn unter „schelch“ und „halpful“ kann, wie ich schon S. 33 gezeigt habe, nichts anderes verstanden werden als ein Wildhengst und ein halbwüchsiges Fohlen. Aus dieser einheimischen und nicht aus einer ausländischen wilden Art ist das gezähmte europäische Pferd, ein kräftiges, aber nicht sehr großes, am Widerrist etwa anderthalb Meter hohes Tier, hervorgegangen, was durch die Pferdegerippe aus gallischen oder altgermanischen Reitergräbern, z. B. dem 1912 bei Neukölln (Nixdorf) aufgedeckten, in unwiderleglicher Weise festgestellt worden ist. Überbleibsel gezähmter Pferde aus so früher Zeit wie die erwähnten nordischen hat kein anderer Weltteil aufzuweisen, und auch die berühmtesten Reitervölker des Altertums, Skythen und Gallier, von denen erst Semiten und Mongolen die Pferdezücht und Reitkunst gelernt haben, sind ja europäischen Ursprungs. „Die skythische Reiterei“, schreibt Plinius, „ist ihrer Pferde wegen hochberühmt“. Auch die Germanen zeichneten sich bei ihrem ersten Auftreten durch stattliche Reitergeschwader aus: „in glänzender Rüstung sprengten sie einher“, sagt Plutarch von den 15000 Reitern der Kimbern. Wie hoch der kriegserfahrene Cäsar die den Sattel verachtenden, mit unwiderstehlichem Ungeflüm angreifenden germanischen Reiter schätzte, geht daraus hervor, daß er stets einige Abteilungen derselben in seinem Heere hatte, die er, da ihm ihre Rasse „minder geeignet“ schienen, mit den besten seiner Obersten

und Hauptleute beritten machte und im entscheidenden Augenblick der Schlacht einsetzte. Im Gegensatz zu den Galliern, die dafür sehr viel Geld ausgaben, begnügten sie sich mit einheimischen Reittieren, die zwar „klein und unansehnlich, aber durch tägliche Übung von größter Leistungsfähigkeit“ waren. Damit stimmt auch Tacitus überein: „Die Pferde zeichnen sich weder durch Schönheit noch durch Schnelligkeit aus“, doch spricht er auch von auserlesenen Rossen, durch deren Überwindung Fürsten geehrt wurden, und der Pferdeliebhabelei der Denkerer, wo nicht der Erstgeborene, sondern „der Tapferste und Kriegstüchtigste“ des Vaters Schlachtross erbt. Später mag auf die Zucht und, neben der Leistungsfähigkeit, auch auf das Äußere noch größere Sorgfalt verwendet worden sein; einzelne Schläge, wie der thüringische und der schwedische, wurden besonders geschätzt, und verschiedene Völker, außer den genannten Denkerern vor allem die Bataver und Alemannen, die „noch im Tode mit ihren Rossen verwachsen schienen“, waren wegen ihrer Reiterei berühmt. Auch das Pferd, das übrigens anfangs nur zum Fahren und erst später zum Reiten gebraucht wurde, verdankten unsere Vorfahren nicht dem Auslande, sondern der heimischen Tierwelt und der eigenen Tatkraft.

Wie das Pferd das Lieblingstier des Kriegers, so ist das Rind das des Landmanns. Es bringt so großen Nutzen, daß wir uns ohne dasselbe die menschliche Gesellschaft kaum noch vorstellen können. Schon die Arbeitsleistung, besonders der zwar schwerfälligen, aber um so kraftvolleren Ochsen ist nicht zu unterschätzen; noch viel wichtiger sind aber die von dieser Tierart während des Lebens und nach dem Tode gelieferten Stoffe, einschließlich des für die Landwirtschaft so wertvollen Mistes. Die Milch der Kühe, in der mannigfaltigsten Weise zubereitet und in verschiedenster Gestalt genossen, ist ein allgemein beliebtes bei der Aufzucht der Kinder, selbst der an der Mutterbrust genährten geradezu unentbehrliches Nahrungsmittel geworden, und nach der Schlachtung findet vom Maul bis zur Schwanzspitze alles und jedes Haut und Haare, Hörner und Hufe, Fleisch und Eingeweide, Fett und Knochen, seine nützliche und zweckmäßige Verwendung.

Über die Abstammung unseres Hausrindes gehen die Ansichten der Forscher noch weit auseinander, doch nehmen die meisten zwei Stammarten an, eine große, langhörige, mit dem wilden Auerochsen (*Bos primigenius*) zusammenfallende, und eine kleinere, kurzhörige (*Bos brachyceros* oder *europaeus*), die aber durch Knochenfunde

nicht mit Sicherheit zu belegen ist. Es scheint darum zutreffender, nur die erste vorauszusetzen, von der sich allerdings da und dort, in beschränktem Raume, auf Eilanden oder in abgeschlossenen Thälern, verkümmerte Spielarten gebildet haben können, an die sich wegen ihrer geringeren Kraft und Wildheit der Mensch mit seinen Zähmungsversuchen zuerst herangewagt haben wird, wobei er den schädlichen Folgen zu langer Inzucht durch gelegentliche Blutauffrischung mit der stärkeren Art abhalf. Die Milcherzeugung der Kuh ist in gezähmtem Zustande sehr viel bedeutender als in der Freiheit, was nur durch langdauernden Mehrgebrauch in Folge täglichen Melkens und fortgesetzte, hauptsächlich auf diese Fähigkeit gerichtete Zuchtwahl zu erklären ist. Daß dabei andere Eigenschaften, wie Größe und Stärke, zu kurz kommen müssen, liegt für den Sachverständigen auf der Hand. In geschichtlicher Zeit scheinen im Süden unseres Welttheils mehr die kleinen, milchgebenden, im Norden mehr die größeren, fleischreichen Schläge verbreitet gewesen zu sein. „Das Alpenvieh“, berichtet Plinius: „obwohl von kleinster Gestalt, gibt die meiste Milch und leistet, am Kopf, nicht am Hals angeschirrt, die größte Arbeit“. Die mit den Römern zuerst in Berührung gekommenen Germanenstämme waren offenbar im Besitze solch einer kleinwüchsigen, kurzhörnigen, genügsamen, aber leistungsfähigen Rinderart, denn nur so erklären sich Tacitus' Worte: „reich an Vieh, das aber meist von kleinem Schläge. An den Rindern vermißt man den Stirnschmuck, die mächtigen Hörner“. Später aus dem Norden nachgerückte Wanderscharen scheinen auch größeres, dem wilden Auerochsen näherstehendes Vieh mitgebracht zu haben. So hören wir von dem Gotenkönig Theoderich, daß er die in seinen Schutz aufgenommene Alemannen ihre großen, aber durch langes Umherziehen abgetriebenen Rinder gegen die kleineren der Landbewohner umtauschen ließ. Aus diesem wie aus andern Beispielen geht hervor, daß die Herden auf allen Wanderzügen mitgeführt wurden. Bildeten sie doch „den einzigen und begehrtesten Reichtum“. Die Tatsache, daß im Gotischen *faihu* auch „Vermögen“ bedeutet, daß das lateinische Wort für Geld *pecunia* von *pecus* abgeleitet ist, läßt erkennen, welche wichtige Rolle die Herden im Wirtschaftsleben einfacher, dem Urzustande noch nahestehender Völker gespielt haben. Witterung und Graswuchs waren in Mitteleuropa der Viehzucht durchaus günstig: „was ist mehr zu loben als Germaniens Weiden“, lesen wir bei Plinius. Die Verwertung ihrer Ertragnisse in der

Hauswirtschaft und für die Volksernährung wird im nächsten Abschnitt noch eingehender behandelt werden.

Milch und Fleisch, wenngleich nicht in dem Maße wie das Rind, liefert auch das Schaf, nach der weiten Verbreitung seines Namens (altind. avi, griech. ois, lat. ovis, kelt. oi, got. avi(s), ahd. awi, lit. awis, slav. ovica) zu schließen, eines der ältesten Haustiere der Indogermanen. Seine volkwirtschaftliche Bedeutung lag aber offenbar weniger in den von ihm stammenden Nährstoffen, als in der seit den ältesten Zeiten zu Geweben verarbeiteten und zur Kleidung gebrauchten Wolle (altind. urna, lat. vellus, kelt. gulan, got. vulla, lit. vilna, slav. vlna). Wie sehr das Schaf gerade von den Germanen geschätzt wurde, geht schon aus der großen Zahl seiner Benennungen hervor (ahd. scaf, nord. foer, faar, got. withrus, lamp = Widder und Lamm, ahd. stero und ram, der „Starke“, Schafbock, und hamal, „der Verstümmelte“). Die wilde Art, von der das zahme Tier abstammt, läßt sich mit Sicherheit nicht angeben, lebt wahrscheinlich als solche gar nicht mehr, muß aber verwandt gewesen sein mit dem südeuropäischen Bergschaf oder Mufflon, (*Ovis musimon*), dem jetzt auf Nordafrika beschränkten Mährenschaf (*Ammotragus tragelaphus*) und dem asiatischen Wildschaf (*Ovis argali*). Die ältesten, steinzeitlichen Gebeine gezähmter Schafe stammen aus unserem Weltteil, aus Mecklenburg und den Pfahlbauten der Schweiz und Österreichs. Nach Plinius nannte das Zwölfstafelgesetz das Schaf vor den Rindern und sah vor, daß niemand um einen Ochsen gestraft werden durfte, der nicht vorher mit einem Schaf gebüßt hatte. Zur Bewachung der Schafherden war eine besondere, durch Klugheit sich auszeichnende Hundart gezüchtet worden. In der Dichtung, und zwar nicht bloß in der deutschen, treten Schäfer und Schäferinnen als beliebte, durch die verschönernde Einbildungskraft mit eigentümlichem Reiz umgebene Gestalten auf.

Ein anderes wertvolles Milchtier ist die Ziege, „die Kuh des kleinen Mannes“, wegen ihrer Genügsamkeit vor anderen geschätzt. Ihr neudeutscher Name ist nicht einmal gemeingermanisch, sondern auf das Althochdeutsche, ziga, beschränkt; ob ein Zusammenhang mit Zieger oder Quart besteht, erscheint fraglich. Das griechische aix ist nur in den östlichen Sprachen, altind. aja, lit. ozys, vertreten, dagegen lat. haedus und caper, capra dem gotischen gaits, ahd. goiz, neudeutsch Geiß, und althochdeutschen haper, altnord. hafr, mundartlich Habergeiß, entsprechend. Unser Bock (ahd. boc, angels. bucca), haupt-

sächlich für das männliche Tier dieser Art gebraucht, ist auch persisch (buz) und keltisch (boce, bwch) Vorgeschichtliche Knochen der Hausziege sind, sogar noch häufiger als die des Schafes, in Schweden, Dänemark, der Schweiz, in Oberitalien und Griechenland gefunden. Die Abstammungsfrage ist auch in diesem Falle nicht geklärt; man hat an die in Osteuropa und Westasien lebende Bezoarziege (*Capra aegagrus*) gedacht, doch könnten auch verwandte ausgestorbene Wildarten in Betracht kommen. Für die Bedeutung der germanischen Ziegenzucht spricht die Mitteilung des *Vopiscus*, daß sich unter dem vom Kaiser Aurelian auf seinem Kriegszuge gegen nordische Völker erbeuteten Vieh „zweitausend Kühe, tausend Stuten, zehntausend Schafe und fünfzehntausend Ziegen“ befunden hätten. Ist wirklich die Lesart *caprino* statt *carpineo* bei *Plinius* richtig, so haben Gallier und Germanen die feinste Seife aus Buchenasche und Ziegenschmalz hergestellt; Käse von Ziegenmilch wird von demselben Schriftsteller erwähnt. Die Haare feinwolliger und langlodiger Spielarten wurden auch zum Spinnen und Weben gebraucht, besonders von kleinasiatischen Völkern thrakischen Stammes.

Während über die Herkunft anderer Haustiere noch gestritten wird, ist das Schwein allgemein als ein durch Zucht und Zählung etwas veränderter Abkömmling des Wildschweins unserer Wälder anerkannt, dessen Name in verschiedenen europäischen Sprachen (lat. *aper*, ahd. *ebur*, slav. *vepri*) übereinstimmt. Das „Torf Schwein“ der Pfahlbauten ist nur eine verkümmerte Abart desselben; außer in der Schweiz ist dieses durch Knochenfunde auch in Schweden, Oberitalien und Ägypten nachgewiesen, während es bezeichnender Weise in Asien fehlt. Die germanischen Gesetzbücher nehmen oft auf die Schweinezucht Bezug; Schinken und Rauchfleisch gehörten zu den Vorräten des altdeutschen Hauses und wurden sogar nach Rom ausgeführt. Unsere „Würst“ hängt sprachlich doch wohl mit dem gotischen *vaurstv* (= Werk, von *vaurkjan*) zusammen und ist demnach keine Nachahmung des lateinischen *farciimen*, Füllsel. Das Federvieh wird in Zusammenhang mit dem Hühnerhof im folgenden Abschnitt behandelt werden.

Aus eigener Kraft, ohne fremdes Vorbild oder Beispiel haben, wie die vorausgehenden Untersuchungen zeigen möchten, unsere Vorfahren gelernt, dem heimischen Boden reiche Ernten abzugewinnen und sich mit einem Stamm nuzbringender, die Lebensmöglichkeiten erweiternder Haustiere zu umgeben.

2. Haus und Hof.

Der Hausbau war nach Tacitus ein kennzeichnendes Merkmal der Germanen, das sie von ihren östlichen, entweder „im Sattel und auf Wagen lebenden“ oder „auf der Erde schlafenden“ Nachbarn unterschied. Dabei war die Bauweise so eigenartig und den besonderen Verhältnissen angepaßt, daß jede Entlehnung aus dem Süden ausgeschlossen erscheint. „Stein und Ziegel“, sagt der Geschichtschreiber an anderer Stelle, „verwenden sie nicht; ihr einziger Baustoff ist Holz, roh und unbehauen, ohne Rücksicht auf Gestalt und Schönheit.“ Doch waren sie offenbar für den Reiz der Farbe nicht unzugänglich denn einzelne Teile bestrichen sie „mit einer so reinen und leuchtenden Erdart, daß es den Eindruck von Malerei und farbigem Bierwert“ machte. Zudem läßt die augenscheinlich der Holzschnitzerei nachgeahmte Verzierung altgermanischer Schmuckstücke wie Gewandnadeln, Anhänger und Riemenzungen auf eine auch in der Baukunst häufige Anwendung des Schnitzmessers schließen. Die etwas geringschätzige Behandlung der nordischen Bauart durch römische und griechische Schriftsteller erklärt sich teils aus ihrer Vorliebe für den Steinbau, teils aus der Unsicherheit der öfteren Verwüstungen ausgesetzten Grenzgebiete und der bei noch nicht zu fester Ansiedlung gelangten Völkern begreiflichen Nachlässigkeit und Beschränkung auf das unbedingt Notwendige. Daß ein Volk, dessen Vorfahren seit Jahrtausenden, schon in der Steinzeit das Holz zu bearbeiten und damit umfangreiche Bauten (auch in der nordischen Stammesheimat sind jetzt Pfahlbauten entdeckt) auszuführen verstand, diese Kunst wieder verlernt haben sollte, muß jedem Einsichtigen unwahrscheinlich vorkommen. Auf der anderen Seite wären in den wenigen Jahrhunderten der wildbewegten Wanderzeit, ohne lange Vorbildung und Schulung solche Fortschritte unmöglich gewesen, wie sie aus zeitgenössischen Schilderungen königlicher Pfalzen und einfacher Wohnhäuser zu ersehen sind. So beschreibt Priscus, ein Abgesandter der oströmischen Kaisers, die in germanischem Geschmack und sicher auch von gotischen Baumeistern errichtete Königsburg Attilas in folgender Weise: „Sie (die einzelnen Häuser) waren aus Balken und schön geglätteten Planken erbaut und von einem hölzernen Zaun umschlossen, der nicht zum Schutz, sondern zum Schmuck diente. Nächst der Wohnung des Königs war die des Dnegis (eines Ange-



Bronzezeitliche Häuserreihe und Einzelhaus, ausgegraben bei Buch (Brandenburg)
und wiederhergestellt von Dr. Albert Kietebusch (Märkisches Museum, Berlin).



Hausurnen. Aus Döpp Germanenkunst.

hörigen des langobardischen Königshauses) am ansehnlichsten; auch sie hatte eine hölzerne Einfriedigung, aber diese war nicht wie bei Attila durch Türme geziert“. Die innerhalb der Zaunringe stehenden Gebäude bestanden „teils aus geschnitztem und zierlich zusammengefügtm Bohlenwerk, teils aus geglätteten Säulen, die in gewissem Abstand von einander entfernt, durch geschweifte Holzbögen verbunden waren.“ Damit übereinstimmend schildert Jordan den einer „ausgedehnten Stadt“ gleichenden Königssitz mit den Worten: „Wir fanden darin hölzerne, aus glänzendem Bohlenwerk zusammengefügte Mauern, deren Verbindung eine solche Festigkeit vorkäufte, daß die Fugen selbst bei genauestem Zusehen kaum zu erkennen waren. Geräumige Festhallen konnte man sehen und mit reichem Bierwerk ausgestattete Säulengänge. Der ganze Raum aber war in so weitem Umkreis eingezogen, daß schon der Umfang den Königshof kenntlich machte.“ Ähnlich, wenn auch nicht ganz so groß und prächtig, müssen wir uns die Höfe (das Wort bewahrt noch heute die Erinnerung) und Hallen germanischer Fürsten aus jener und wohl auch einer noch etwas früheren Zeit vorstellen, von denen manche in den Geschichtsbüchern erwähnt und wie sie in den ältere Zustände widerspiegelnden Gedichten „Heliand“ und „Beowulf“ besungen werden. Etwa 100 Jahre nach dem Tode des Hunnenkönigs hat die Schönheit und Behaglichkeit des fränkischen Hauses den schon mehrfach angeführten Venantius sogar zu einem Lobliedchen begeistert, das seiner kunstgeschichtlichen Bedeutung wegen hier in sinnetreuer Übertragung mitgeteilt sein möge:

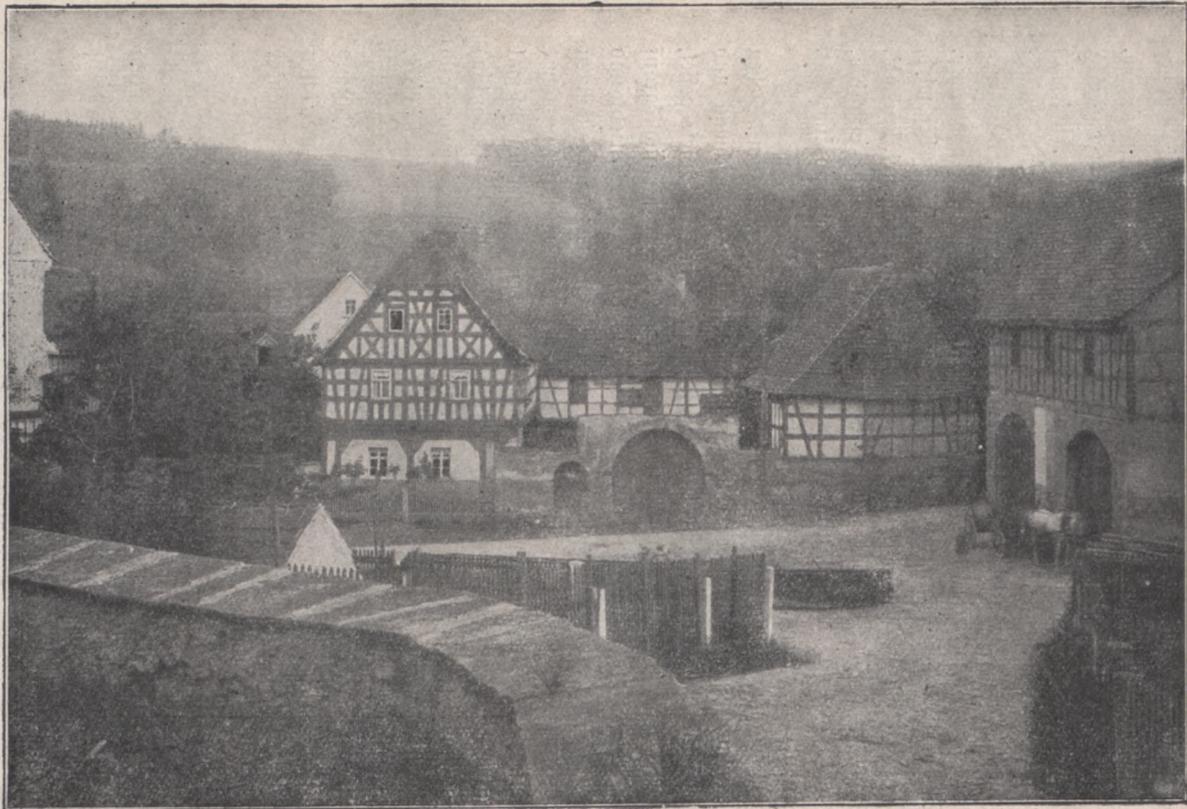
Weichet, ihr Wände, gemauert aus steinernen Blöcken! ich ziehe Dank Baumeisters Geschick, vor euch das hölzerne Haus.

Trefflich verpahren vor Wind und vor Wetter getäfelte Stuben,
Wo nicht klaffenden Spalt duldet des Zimmermanns Hand.

Schutz, wie ihn sonst nur gewähren Stein, Mörtel und Sand im
Einzig erbaut und allein ihn uns der gütige Wald. [Bereine,
Lustig umgeben den Bau im Geviert hochbozige Lauben,
Zierlich vom Meister geschnitzt, reizvoll in spielender Kunst.

Mit dem Ausdruck „spielende Kunst“ (ludit in arte faber) kennzeichnet der römische Dichter treffend die germanische, von der klassischen grundverschiedene Bierweise, die durch Verschlingungen und Zerdehnungen, durch Auflösung menschlicher und tierischer Gestalten in scheinbar wahllos verwirrte Bandgeflechte, durch wild wucherndes, von allerlei kletterndem Getier belebtes Rankenwerk eigenartige, immer

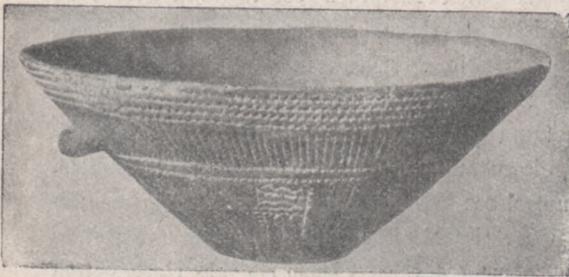
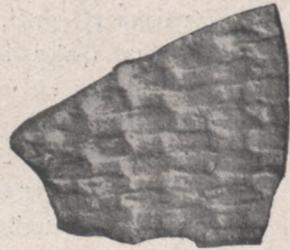
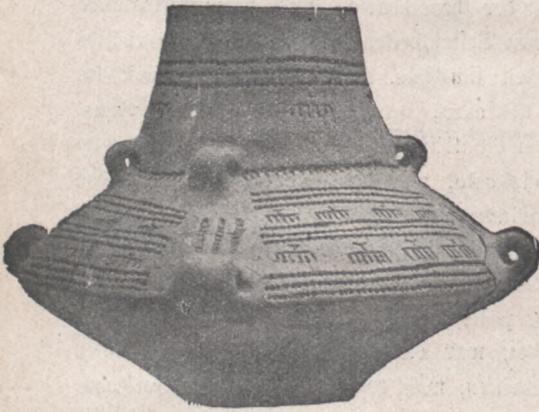
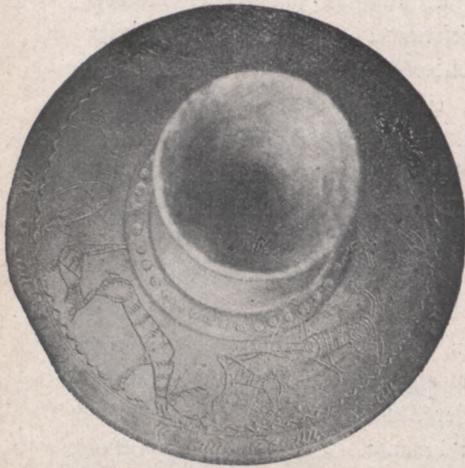
neue Wirkungen zu erzielen wußte. Wir finden diese Zierkunst nicht nur an ehernen, eisernen, silbernen und goldenen Schmucksachen der Wanderzeit, an Weinschnitzereien und Felszeichnungen, sondern auch an den Überbleibseln von Hausbauten, wie wir sie in den noch stehenden Stabkirchen der norwegischen Fjorde und an den von solchen stammenden, in Sammlungen befindlichen Theilen bewundern. Als infolge längerer und engerer Berührung mit dem Römerreich unsere Vorfahren anfangen, den angestammten Holzbau mit Steinmauern zu vertauschen, gaben sie die ihnen in Fleisch und Blut übergegangene Verzierungsart keineswegs auf, sondern wandten sie vielmehr, wenn auch nicht in so reicher Fülle wie bei dem leichter zu bearbeitenden Holz, an allen dazu geeigneten Stellen wie Torbögen, Säulenknäusen, Pfeilerkrönungen und Wandleisten mit Vorliebe an. Manche bezeichnende Einzelheiten der sogenannten „romanischen“, diesen Namen aber in keiner Weise verdienenden Baukunst sind entwicklungsgeschichtlich nur als Entlehnungen von hölzernen Bauwerken zu verstehen, so der Rundbogen-Fries als Schutzleiste für die Einfügung von aufrechtstehenden Planken in die Querbalken, die Pfeiler als stärkere Zwischenpfosten zur Festigung der hölzernen, besonders der gebogenen Wände, die Säulenstellungen als offene Lauben (davon Loggia, Loge als „Fremdwort“ zu uns zurückgekehrt), die Kreuzgänge als säulgetragene Vorhallen zum Trockenhalten der Grundbalken, die Dachreiter als Vorrichtungen zur Deckung des Querschnitts der Firstsäulen, die Spitz- und Steildächer samt den Wasserspeiern, um das Liegenbleiben des Schnees zu verhindern und den Regen so schnell als möglich abzuleiten. Außer dem verzehrenden Feuer war nämlich das säulniserregende Wasser eine große Gefahr für die Holzbauten, und man hat oft die Erfahrung gemacht, daß, wenn an einer alten Holzkirche die Vorhallen wegen Baufälligkeit abgebrochen und nicht erneuert waren, bald der ganze Bau nachfolgte. Beim Steinbau dagegen, dem die Feuchtigkeit nichts anhaben kann, hätten all die genannten Schutzmittel keinen Sinn. Die Holzkirchen sind nicht, wie man früher gemeint hat, Nachahmungen steinerne Vorbilder, sondern der „romanische“, besser „germanische“ oder „fränkische“ Baustil ist im Gegentheil die Übertragung einer am Holz herangebildeten Kunst auf den Stein. Die meisten der auf den Hausbau sich beziehenden Ausdrücke, wie Haus, Halle, Saal, Säule, Stube, Tor, Tür, Schwelle, Dach, Wand, Stall, Scheuer, sind echt deutsch und weisen geradezu auf den Holzbau hin,



Fränkische Hofanlage
(Schüringen).

wie Zimmer, Balken, Brett, Diele, Zaun u. a. Einige sind auch mit dem Steinbau von den Römern übernommen worden, so Mauer (murus), Kammer (camera), Mörtel (mortarium), Quader (quadrum), Ziegel (tegula), Keller (cellarium), Söller (solarium) Kamin (caminus), Fenster (fenestra); für letzteres gab es auch einheimische, dichterisch anmutende Ausdrücke, wie „Augentor“ (got. augadauro) und „Windauge“ (altnord. vindauga, engl. window); andere sind eigentlich urverwandt (cellarium von cella, ahd. halla, und murus, ahd. mur, Steinwall). Auch Küche, das meist für ein Lehnwort angegeben wird, ist gemeinsames Sprachgut (ahd. choh, chohhon, slav. kuchari, kuchati, wovon auch Kuchen, lat. coquere, griech. peptein, alth. cuhhina, angels. cycene, lat. coquina, mundartlich auch culina, popina, fest. cucan, lit. kukne, altpreuß. kukore).

War das Wanderziel erreicht und die Völkerflut zum Stehen gekommen, suchte sich jeder edle oder freie Mann nach Geschmack und Bedürfnis, wo ihm zuerst eine Quelle, ein Hain, eine Wiese gefiel, einen Ort zur dauernden Ansiedelung aus und erbaute sich darauf sein Haus, nicht mit anderen zusammenstoßend, sondern einzeln und abgesondert, von einem weiten, durch einen Zaun oder Hag geschützten Hofraum umgeben. In diesem standen außer dem eigentlichen Wohnhause noch verschiedene andere Gebäude, bei reichen Bauern ein Festsaal (sala), ein Schlafraum für Gäste (stuba), ferner Küche (lat. coquina) Backhaus (lat. pistorium), Bad (lat. balnearium), Scheune und Speicher (scuria, lat. granea), Schaf- und Schweineställe (lat. ovilia, porcaritia), dazu noch abseits im Walde oder auf den Bergen Sennhütten (buricae), Viehhürden und Schweinekoben. Dieser Zustand entspricht allerdings einer etwas späteren Zeit, als man die alten Volksrechte aufzuschreiben begann; doch erwähnt schon der Seefahrer Pytheas, daß im Norden das Korn in geräumigen Scheunen gedroschen werde. Das Wohnhaus war je nach dem Wohlstand des Besitzers und der Sicherheit der Verhältnisse entweder ein Blockhaus mit Strohdach oder ein kunstreicherer, mit Schindeln gedeckter Bohlenbau (nord. reisverk); der Fest- oder Hochsaal wurde meist etwas sorgfältiger ausgeführt und reicher geschmückt. Daß man übrigens auch ein Blockhaus reizvoll ausgestalten kann, zeigen die niedlichen Schweizerhäuschen. Die wirtschaftlichen Gebäude waren selbstverständlich einfachere, nur ihrem Zweck dienende, mit Stroh oder Schilf gedeckte Block- und Fachwerkbauten. Eine größere oder kleinere Anzahl solcher



Fougejäh mit Tiergestalten.

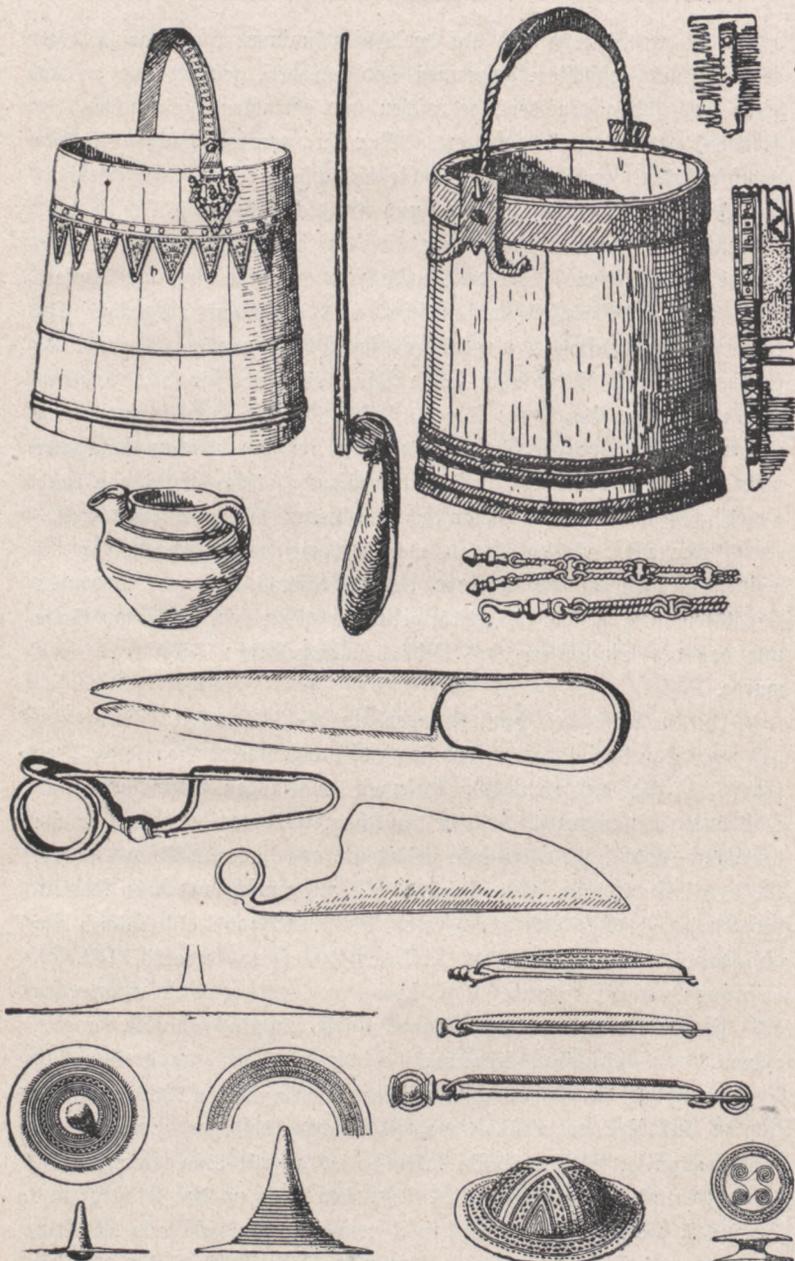
Eiserne Gußformen
für Bronzegeräte
(Beilklingen, Stichel).

Norddeutsche Fougejähre
aus der Steinzeit
nach Kossinna.

Bronzegeflecht
(Fundestück).

Gehöfte — die Nachbarn waren ursprünglich fast immer blutsverwandt, verschwägert oder doch befreundet — mit den zugehörigen Hütten der leibeigenen Knechte bildeten einen Weiler (wilare), eine Ortschaft (wik, felt. lat. vicus), ein Heim (got. haims), oder ein Dorf (got. thaurp, nicht vom lat. turba, Menge, abzuleiten, sondern mit dem engl. turf, Rasen, und dän. schwed. torv, torg, Markt, verwandt). Städte (got. staths, Stätte) gab es in den ältesten Zeiten bei den Germanen noch nicht; sie fürchteten vielmehr solche wie umgitterte Gräber, doch befand sich in der Nähe größerer Siedelungen als Zuflucht in Kriegsgefahr oft ein Ringwall (got. baurgs) oder ein Pfahlhag (altnord. tun, ahd. zun, engl. town, langobard. iderzon, mundartlich heute noch Etter, ahd. etar, altsächs. eder). Die Dörfer wurden teils nach der Gegend (Berg, Bach, Wald, See), teils nach dem Gründer oder Sippenältesten benannt. Von größter Bedeutung, weil das hohe Alter solcher Wohnstätten bezeugend, ist die Tatsache, daß die Ortsbezeichnungen der benachbarten und stammverwandten Völker meist von den einzelnen Bestandteilen des germanischen Gehöftes hergenommen sind; so finden sich hus, bur, burg, wila, wik im Keltischen und Lateinischen als casa, burum, burgus, villa, vicus, die Einfriedigung (gard), der Saalbau (sala) und das Dorf (wik), im Slavischen als grad, gorod, selo, vic, die Heimstätte (haims), das Haupthaus (palas, lat. palatium, ahd. palinza) und die Halle (halla) im Litauischen als kehmen, pillis, kallen, die Burg, der Palas, das Gehöft (wik) und die Stube (stuba) im Griechischen als pyrgos (makedonisch sogar byrgos), polis, oikos und stoa.

Wie Tacitus berichtet, war die Arbeitsteilung in Germanien noch nicht sehr weit vorgeschritten, wohl begreiflich bei einem Volk ohne Städte und mit noch wenig entwickeltem Handel und Handwerk. Auf den Gutshöfen mußte, um den Bedürfnissen des täglichen Lebens zu genügen, eine rege Tätigkeit herrschen, an der sich alles beteiligte, Alt und Jung, Mann und Weib, Herrschaft und Gesinde, die Frauen mit ihren Töchtern und Mägden so gut wie die Hausväter mit ihren Söhnen und Knechten, wenn sie nicht gerade auf einer Heerfahrt begriffen waren. Das „Liegen auf der Bärenhaut“ beschränkte sich im wesentlichen auf die unter den Waffen ergrauenden Gefolgsmannen der Fürsten, die nur zum Kriegsdienst verpflichtet waren und jegliche andere Arbeit, mit Ausnahme des edlen Weidwerks, als eines Helden unwürdig ansahen. Im übrigen wurde außer der eigentlichen Feld-



Hand- und Hausgerät: Eimer, Kanne, Echöpfel, Zierschnüre, Kämmе, Schere, Schermesser, Sicherheitsnadeln (oben gallisch); Gürtel- und Riemenschmuck, Doppelknopf. (Nach Rossina).

arbeit in den Häusern und auf den Höfen gezimmert und geschmiedet, geschnitten und geflochten, gesponnen und gewoben, gestrickt und gestickt, geschuftert und geschneidert, gedroschen und gemahlen, geschlachtet und gebacken, gebrant und gebuttert. Nur für wenige, ganz besondere Kunstfertigkeit, Erfahrung und Geschicklichkeit erfordernde Beschäftigungen, wie die des Waffen- und Goldschmieds, des Schiff- und Wagenbauers, gab es sicher auch in der älteren Zeit schon eigens ausgebildete Meister. Wie die Funde zeigen, wurde auch die Töpferkunst seit der Steinzeit mit Geschick und Geschmac ausgeübt. In einigen weltentrückten Gebirgstälern, im Süden wie im Norden der Germanenheimat, findet man solche Bauernhöfe und ähnliche Arbeitsverhältnisse noch heutigen Tages. „Die Art im Haus erspart den Zimmermann“ sagt der Dichter, und auch im bürgerlichen Haushalte wurde früher, vor der großen Umwälzung durch Eisenbahn und Dampfschiff manches, was man jetzt im Laden kauft, im eigenen Betriebe hergestellt. Es gehört zu meinen Jugenderinnerungen, daß bei meinen Großeltern, die in einer kleinen, damals noch sehr ländlichen Stadt wohnten, geschlachtet, Brot gebacken, gesponnen, ja sogar Seife und das vor Einführung des Erdöls unentbehrliche Talglicht bereitet wurde.

In der Nähe des Hauses, innerhalb des schützenden Gartenzauns hat man wahrscheinlich sehr früh, nach den angeführten Beispielen sicher schon während der römischen Kaiserzeit angefangen, Nutkräuter und Obstbäume anzupflanzen. Außer den schon erwähnten sei noch genannt: der Lauch (ahd. louh, snitilouh, prieslouh, angels. leac, altnord. laukr, lit. lukai, slav. luku, finn. laukha) mit einheimisch-nordischen Namen, der Knoblauch, eigentlich Klob- oder Spaltlauch (ahd. chlobolouh von chlioban, angels. clufe), die Kresse, ahd. cressa, kresso, felt.-lat. crissonus, angels. caerse, slav. kres), der vor dem Bekanntwerden des Pfeffers vielgebrauchte Kümmel (ahd. kumin, chumil, angels. cymen, slav. kjuminu, kiminu; bei dieser weiten Verbreitung in Nordeuropa ist die Ableitung vom Griechischen kyminon, lat. cuminum fraglich und Urverwandtschaft wahrscheinlicher) und die Zwiebel (lat. cepa, caepulla, ahd. zwibollo oder holla, angels. cipe, slav. cebule, cibule, entlehnt oder verwandt). In den Gärten der Klöster und königlichen Hofgüter der Frankenzzeit wurden schon fast alle Kräuter, Blumen und Obstarten gezogen, die noch heute üblich sind. Ob die in den Rheinwaldungen sich hie und da findenden wilden Neben ein-

heimisch oder nur verwildert sind, ist mit Sicherheit noch nicht entschieden. Jedenfalls hat sich der Anbau des Weinstocks und die Weinbereitung von Italien aus rasch über Südgallien ins Rheinland verbreitet. Schon Plinius und Columella erwähnen beliebte gallische Weinmarken, und Kaiser Probus hob im 3. Jahrhundert die den Weinbau nördlich der Alpen einschränkenden Bestimmungen auf, so daß im 4. Jahrhundert nach dem angeführten Gedicht des Ausonius die Moselberge schon dicht mit Reben bestanden waren. Auch unsere Vorfahren, die anfänglich die Einfuhr des schweren Südweins als erschlaffend und verweichlichend verboten hatten, gewöhnten sich bald an das angenehme Getränk, das unter dem nordischen Himmel manches von seinen schädlichen Eigenschaften verloren und einen feineren Duft angenommen hatte. Schon die ältesten Geschichtschreiber der Franken nennen einige besonders geschätzte Lagen, so den Sigolsheimer (im Elsaß) und den Scaloner (Burgunder von Chalon?). Das Wort „Wein“ (griech. oinos, lat. vinum, hebr. jain, arab. wain, got. vein, ahd. win, lit. wynas, slav. vino) gilt allgemein als Lehnwort aus dem Lateinischen, doch läßt die weite Verbreitung gerade in Nordeuropa auch an Urverwandtschaft denken, wobei es selbstverständlich nicht den Traubensaft, sondern irgend ein berauschendes Getränk bedeutet haben würde. Daß der Weinbau früher noch weiter verbreitet war als heute, zeigen Ortsnamen wie Weingarten, Weinberg, Weinau; daß mit seiner Einführung auch einige jetzt vollständig eingedeutschte Fachausdrücke (Most, lat. mustum, Kelter oder Torkel, lat. calcatorium, torcalum, Trichter, lat. trajectorium) übernommen wurden, ist begreiflich; dagegen ist das hölzerne Faß (ahd. vaz, altnord. fat, angels. faet, schwed. fat von fassen) eine nordische Erfindung und trägt einen einheimischen Namen (ebenso auch ahd. tunna, angels. tunne, schwed. tunna, feld. tunna).

Zu den Haustieren, unter denen sich nach Tacitus auch die Kinder der Herren und Hörigen bis zur Mannbarkeit herumtummelten, gehörte vor allem das die Höfe bevölkernde Federvieh. Unter diesem steht der für die Ernährung so wichtigen Eier wie des Fleisches wegen das Hühnervolk in erster Reihe. Manche Forscher glauben, die Hühnerzucht sei erst durch die Römer eingeführt worden, doch ist dies aus verschiedenen Gründen sehr unwahrscheinlich, u. a. durch die Galliern und Germanen gemeinsame Bezeichnung (capus, capo, chappo, capun vom deutschen kappen, verschneiden, wie Kapphengst, Wallach) für den

unfruchtbar gemachten Hahn. Dessen Name (got. hana, ahd. hano, weibl. haninna, henna, ungeschlechtlich huan, huon, altnord. hani, finn. kana), ist im Norden uralt und auch für verschiedene Wildarten Auerhahn, Birkhahn, Haselhuhn, Wasserhuhn, Rebhuhn u. a. im Gebrauch. Die gezähmte Art läßt sich schon für die Bronzezeit durch Knochen belegen; über ihre wilden Vorfahren ist jedoch nichts Näheres bekannt. Von einem anderen Wort (kelt.-lat. coccus, angels. coce, altnord. kokkr, franz. coq) ist unser Küchlein, mundartlich niederb. Rükfen abgeleitet. Das Keltisch = Lateinische gallus findet sich als „Guller“ auch im Alemannischen; Gockel dagegen scheint zu coce zu gehören. Auffallend ist die Angabe Cäsars, daß die Kelten in Britannien Hühner und Gänse zwar hielten, ihr Fleisch aber nicht essen durften, vielleicht weil sie für heilig galten. Hohes Lob spendet Plinius dem Hahn als dem Verkünder des Tages und der Zukunft, als dem für die Götter angenehmsten Opfertier, und auch bei den Nordgermanen wurde er als Bringer des Lichtes unter dem Namen Gullinkambi gefeiert:

Da sang unter den Göttern Guldensamm,
Der die Helden weckt in Walvaters Halle.

Ein anderer „roter Hahn“, der unter der Erde in Hells Saal sang, wurde offenbar als Sinnbild des Feuers angesehen, und darum zum Schutz gegen den zündenden Blitzstrahl auf Dächern und Türmen angebracht. Wirtschaftlich fast noch wertvoller als das Huhn war die Gans, von der alles, Fleisch, Fett und besonders auch die Federn zu gebrauchen waren. Das altdeutsche, durch Plinius und Venantius überlieferte, übrigens auch in anderen Sprachen gemeinsame Wort ganta scheint ursprünglich „weiß“ bedeutet zu haben (Gandvik hieß im Altnordischen das Weiße Meer und ganot neben albiz auch der Schwan). Die Leber des gemästeten Vogels war in Rom ein so beliebter Leckerbissen, daß aus dem nördlichen Gallien große Herden von Gänsen dorthin getrieben wurden. „Wunderbar ist an diesem Geflügel“, schreibt Plinius, „daß es von den Morinern (am Ärmelmeer) bis nach Rom zu Fuß kommt. Die Mäden werden an die Spitze gebracht, und die übrigen schieben sie von selbst durch ihr Nachdrängen vorwärts“. Nicht weniger begehrt war der weiche Flaum. „Einen andern Ertrag der weißen Gänse bilden die Federn. In manchen Orten werden sie zweimal gerupft, was sich durch Nachwuchs wieder ersetzt; der zunächst am Leibe sitzende Flaum ist der weichste; der aus Germanien stammende wird am meisten gelobt. Der

Preis beträgt 5 Denare (3 Mk.) für das Pfund". Es ist leicht möglich, daß unter den aus den Norden eingeführten Federn als kostbarste Gattung auch solche der Gidergans (*Somateria mollissima*) sich befanden, deren heute hochnordisches Verbreitungsgebiet sich damals vermutlich weiter nach Süden erstreckte. Mit diesen Flaumfedern (ahd. *pfluma*, schwed. *fjun*, felt. *clum* und lat. *pluma* sind verwandt) oder Daunen (altn. *dunn*, schwed. *dun*) wurden die in kälteren Gegenden besonders geschätzten Pfühle (ahd. *pfulwo*, mundartlich noch *Pfulben*, Häupfel, d. h. Hauptpfulben) und Rissen (ahd. *chussin*, franz. *coussin*, ital. *cuscina*, spätlat. *coxinus*, daher die Ableitung von *culecita* fraglich) gefüllt. Mag man auch über die Herkunft der einzelnen Stücke und ihrer Bezeichnungen streiten, das warme Federbett in seiner Gesamtheit (got. *badi*, ahd. *betti*, altnord. *badhr*, finn. *patja*) stammt jedenfalls aus dem Norden unseres Weltteils, und die „bettewat“ gehörte zum Feldgepäck des germanischen Kriegers. Eine ganz besondere Bedeutung erlangte die Flügelfeder (lat. *penna*, verwandt mit *pannus*, ahd. *fano*) der Gans nach der Erfindung des Pergaments und des Papiers als Schreibwerkzeug. Sie verdrängte mit der Zeit ganz den zum gleichen Zweck gebrauchten Rohrhalm, bis sie selbst der Stahlfeder, die aber den alten Namen bewahrte, weichen mußte. Auch die Ente (altind. *ati*, griech. *nessa*, lat. *anas*, ahd. *anut*, lit. *antis*, slav. *ati*) ist früh gezähmt worden und hat als Haustier die bunten Farben der wilden Art verloren, aber lange nicht die Bedeutung der Gans erreicht. Schon Plinius kennt das Ausbrüten von Enteneiern durch Hühner: „Vor allem erregt es Verwunderung, wenn eine Henne, die untergeschobene Enteneier ausgebrütet hat, zuerst die Brut nicht anerkennen will, dann aber diese sorgsam zusammenruft und schließlich am Rande des Teiches zu klagem beginnt, wenn die Jungen, dem angeborenen Triebe folgend, untertauchen“. Die Taube, ohne Zweifel von der grauen Holztaube stammend, galt bei unseren Vorfahren als Totenvogel (got. *hraiavadubo* neben dem keinerlei Anklänge zeigenden *ahaks*). Von einem sinnigen Brauch erzählt Paul Warnefrids Sohn: „An den Stangen aber heißt dieser Ort (bei der Muttergotteskirche vor Pavia) darum, weil hier vormals aufrechte Balken standen, die nach langobardischer Sitte aus folgendem Grunde gesetzt wurden: wenn einer im Kriege oder sonstwo umgekommen war, errichteten seine Verwandten auf ihrer Grabstätte eine Stange, deren Spitze eine hölzerne Taube trug, die nach der Gegend,

wo der Geliebte gestorben war, hinschaute, damit man wisse, wo der Tote seine letzte Ruhe gefunden habe“. Im kaiserlichen Rom wurde mit künstlich gezüchteten Taubenarten ein großer Aufwand getrieben; ebenso kannte man schon die Verwendung von Briestauben zu Kriegszwecken. Auch von unseren Vorfahren wurden Tauben gehalten, aber weniger als Nutzgeflügel, wie es scheint, denn als Lockvögel bei der Jagd auf Raubzeug, nach dem Salischen Gesetz, oder zur Liebhaberei auf größeren Edelhöfen, nach dem Erlaß Karls des Großen über die Landgüter. Aus demselben Grunde belebte man auch den Hühnerhof durch Kraniche und Störche, in späterer Zeit durch Pfauen, Fasanen und Perlhühner.

Als unser Volk, erheblich später als seine westlichen und südlichen Nachbarn, teils durch Eroberung in den Besitz von Städten gelangte, teils selbst, meist in der Nähe von Fürstensitzen, Gerichtsstätten, Wallfahrtsorten oder Handelsplätzen, solche anzulegen begann, siedelte sich nur die besitzlose Menge in engen Gassen und zusammenstoßenden Häusern an, während der Vornehme und Wohlhabende seinen geräumigen, außer dem Herrenhaus verschiedene Nebengebäude, Stuben und Ställe, Scheunen und Schuppen umfassenden Hof — noch heute erinnern die Ausdrücke „Königshof“ und „Gasthof“ daran — auch auf städtische Verhältnisse übertrug. Sämtliche Gebäude aber, das ganze „Gezimber“, nicht nur die Bürgerhäuser und Arbeiterhütten, sondern auch Kirchen und Hallen, „palas unde sal“ waren, wie wir im Nibelungenlied lesen,

Von holze harte michel, wit unde groz.

Der seit Jahrhunderten geübte Holzbau wurde zunächst, im Bierat wie im Zimmerwerk, unverändert beibehalten, zu anderen größeren Aufgaben noch weiter ausgebildet. Nur ganz allmählich, nach wiederholten verheerenden Bränden und in Nachahmung der auf Kriegszügen und Handelsreisen kennengelernten Römerstädte, ging man, selbstverständlich mit den öffentlichen Gebäuden den Anfang machend, zum Stein über, ohne dabei der am Holz erlernten Zierkunst und Bauweise untreu zu werden. Das bürgerliche Wohnhaus blieb, besonders im steinarmen Niederland, noch lange ein Holzbau, den man vortrefflich den veränderten Verhältnissen und dem wechselnden Zeitgeschmack anzupassen wußte, sodaß im Großen und Ganzen während der Herrschaft verschiedener Stilarten, Romanisch, Gotisch, Wiedergeburt, ja sogar Bopf, der Gesamteindruck derselbe blieb. Einzelne Zierformen,

wie zum Beispiel die Wellenranke und das Rosenmuster, haben sich von der Völkerwanderung bis ins 17. und 18. Jahrhundert fast unverändert erhalten. Wer wissen will, wie die altdeutschen Städte zur Zeit der Sachsenkaiser und der Staufer ausgesehen haben, braucht nur durch die malerischen Gassen von Hildesheim, Braunschweig, Goslar, Queblinburg und Osnabrück zu wandern; aber auch im Süden ist noch manches von reizvollen alten Holzbauten vorhanden, obwohl leider immer mehr dem Feuer und der Verständnislosigkeit zum Opfer fällt. Als ich nach dem letzten großen Brande wieder einmal in Weiringen war und die meisten der reizenden Schweizerhäuschen durch plumpe, jeder Eigenart bare Steinbauten ersetzt fand, konnte ich mich eines Gefühls der Wehmut nicht erwehren. Es ist höchste Zeit, daß von dem reichen Schätze der Holzbildnerei gesammelt und aufbewahrt wird, was irgendwie sich noch austreiben läßt. Wird durch den Ausdruck „romanischer Stil“ leicht die falsche Vorstellung erweckt, daß wir diese Kunst den Römern oder ihren Nachfolgern verdanken, so verbindet sich mit der von Italien ausgegangenen Bezeichnung „gotisch“ noch vielfach der Begriff des „Barbarischen“. Wie verkehrt und ungerecht das ist, bedarf eigentlich keiner Begründung mehr; wer sich mit offenen Augen vor eine der wunderbaren gotischen Kirchen des Rheinlandes stellt, wird von dem großartigen Eindruck ebenso überwältigt werden wie unser größter Dichter, der in jugendlicher Begeisterung ausrief: „Das ist deutsche Baukunst, unsere Baukunst, da der Italiener sich keiner eigenen rühmen darf, viel weniger der Franzose!“ Und doch haben manche Kunstforscher den gotischen Stil für eine Entlehnung erklärt und aus Frankreich hergeleitet, ohne zu bedenken, daß damals der Norden dieses Landes, wenn auch nicht mehr der Sprache, so doch dem Blute nach rein germanisch war und kurz vorher die letzte Einwanderung aus der Stammesheimat aufgenommen hatte. Eine Vorbedingung für das Erwachen der gotischen Kunst aus der romanischen war die Entlastung der Seitenwände durch das wunderbar gefügte, sich selbst tragende Sprengwerk des hölzernen Dachstuhl. Dadurch konnten an den Seiten die hohen Fenster mit ihrem wechselvollen Maßwerk, an den Giebeln die prächtigen Rosen ausgespart werden, und infolge dieser, wenn ich mich so ausdrücken darf, Vergeistigung des ganzen Bauwerks, dieser Durchbrechung der öden Wandflächen, dieser scheinbaren Überwindung der Schwerkraft entwickelten sich die reizvoll ausgestalteten Strebebögen, die zierlichen

Netzgewölbe, die himmelanstrebenden, immer mehr sich verjüngenden Türme.

Wahrlich, ohne Selbstüberhebung dürfen wir behaupten: die gotische oder nach dem Gesagten besser „normannische“ Baukunst ist unser unbestreitbares Eigentum, eine selbständige, von jedem fremden Einfluß unberührte Schöpfung germanischen Geistes. Gewiß hat der griechische Tempel manche Schönheiten, aber dabei doch etwas Schwerlastendes, an der Erde Haftendes; ein gotischer Dom mit seinem unerschöpflichen Reichtum an immer neuem Bierwerk, seinen hoch und schlank wie Waldbäume aufsteigenden Säulen, seinen mächtigen, von farbigem Licht durchfluteten Hallen, seinen ragenden, mit durchbrochenen Helmen gekrönten Türmen braucht in keiner Hinsicht den Vergleich zu scheuen, ist aber doch in des Wortes vollster Bedeutung himmelweit verschieden.

3. Waffen und Gewand.

Schon bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte erschienen die Germanen in glänzendem Waffenschmuck. „Die kimbrischen Reiter“, schreibt Plutarch, „hatten Helme, die den Häuptern wilder Tiere mit offenem Rachen glichen; durch Federbüsche und Fittiche wurde der Helm noch erhöht, sodaß die ganze Gestalt noch größer erschien. Außerdem trugen sie stattliche Panzerhemden aus Eisen und glänzende weiße Schilde. Jeder schwang einen zum Wurf wie zum Stoß brauchbaren Speer, und im Handgemenge führten sie schwere, mächtige Schwerter“. Nach dieser Beschreibung glaubt man ein Ritterheer des Mittelalters vor sich zu sehen, denn alle diese Waffenstücke zu Schutz und Trutz haben sich durch viele Jahrhunderte, die eisernen Kettenhemden oder Brünnen (got. brunjo, ahd. brunna, spätlat. brunea) bis zur Erfindung des Schießpulvers fast unverändert erhalten. Da die vorderste Reihe des Fußvolkes durch Gürtelketten zusammengeschlossen war, scheint auch kein Mangel an Eisen geherrscht zu haben. Nach seinen Siegen über die Kimbern und Teutonen ließ Marius die guterhaltenen und durch besondere Schönheit ausgezeichneten Beutestücke für seinen Triumphzug sammeln; außer den eigentlichen Waffen werden dabei noch Feldzeichen und Heerhörner genannt. Auf dem bei Gundestrup in Jütland gefundenen Silberkessel, den wir der kimbrischen Kunst

zuschreiben dürfen, und der uns eine Vorstellung gibt von dem durch eine Sühnegefandtschaft an Kaiser Augustus geschickten, ist Tracht und Bewaffnung jener Zeit anschaulich dargestellt (S. 105). Die Reiter tragen Helme mit Tierbildern, Hörnern oder Flügeln, lange Schwerter und spitze Sporen, die Streiter zu Fuß lange schmale Schilde mit runden Buckeln, kurze Waffenröcke, Kniehosen und Schuhe, das Baumzeug gleicht dem gallischen, die langen, an die dänischen „Iarer“ erinnernden Hörner endigen in Drachenköpfe mit weit geöffnetem Rachen. Mag auch die kimbrische Reiterei eine ausgesuchte, mit besonderer Sorgfalt ausgerüstete Truppe gewesen sein, immerhin lehrt ihre stattliche und ritterliche Erscheinung, daß auch die späteren, zur Zeit von Cäsar und Tiberius auftretenden germanischen Heere nicht allzu dürftig ausgestattet gewesen sein können. Tacitus berichtet zwar, daß auch die Reiter sich mit „Schild und Speer“ begnügt, daß nur Wenige Schwerter, Kettenhemden, Helme und Sturmhauben besessen hätten, aber dabei handelt es sich vermutlich um das allgemeine, in Zeiten der Not aufgebotene Volksheer, bei dem eben alles, was irgend wie als Waffe zu gebrauchen war, zur Verwendung kam. Die Gefolgschaften der Könige und Herzöge waren ohne Zweifel besser, etwa nach Art der kimbrischen Reiter, gerüstet. Spricht doch der genannte Schriftsteller selbst von edlen Rossen, mächtigen Waffen, Baumzeug und Hals- oder Armringen. Auch was Cäsar von der Verachtung der Sättel und Sattelreiter erzählt, bezieht sich wahrscheinlich nur auf eine bestimmte Art leichter Reiterei, die auf schnellen, überraschenden Angriff und abwechselndes Kämpfen zu Roß und zu Fuß eingeübt war, denn bei dem häufigen Auf- und Abspringen konnte ein Sattel nur hinderlich sein. Wenn Germanicus in seiner Ansprache vor der Schlacht bei Idistavibus versicherte, der Feind „habe weder Panzer noch Helme, nicht einmal durch Eisen oder Leder gefestigte, sondern aus Weidengeflecht und dünnen bemalten Brettern bestehende Schilde, höchstens das erste Glied führe ordentliche Lanzen, die andern nur durch Feuer gehärtete Stangen oder kurze Wurfspeße“, so wollte er teils seinen Soldaten durch Übertreibung Mut machen, teils hatte er gerade hier ein solches in aller Eile bewaffnetes letztes Aufgebot vor sich.

„Waffen“ (ahd. wafan, altsäch. wapan, angels. vaepen, got. vepna) ist zwar ein uraltes, wie das griechische hopla (für wopna) zeigt, in die Zeit vor der Sprachentrennung zurückreichendes Wort,

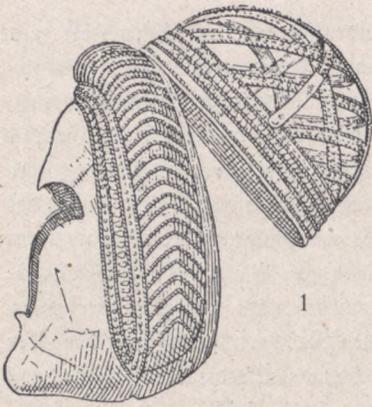
doch gehört die Ansicht, unsere Vorfahren hätten noch gegen die Römer mit Steinbeilen und Knochenpfeilen gekämpft, zu dem in der deutschen Altertumskunde leider immer noch nicht ganz überwundenen Vorurteilen. Zu Beginn unserer Geschichte und Zeitrechnung war in Nordeuropa das Bronzealter schon seit Jahrhunderten vorüber und der Gebrauch des Eisens allgemein. Sehen wir uns nun die einzelnen Waffenstücke, zunächst die zum Schutze dienenden, etwas näher an.

Der das Haupt schirmende Helm (got. *hilms*, ahd.-angels. *helm*, altn. *hjalmr*, lit. *szalmas*, slaw. *slemu*, *selom*, davon spätlat. *helmus*, ital. *elmo*) trägt einen auf die nordeuropäischen Sprachen beschränkten Namen, der nicht etwa von *helan* = verbergen oder altind. *garman* = Schutz abzuleiten, sondern eher mit *hel* = licht, glänzend in Verbindung zu bringen ist, wofür auch die zahlreichen mit diesem Wort zusammengesetzten Eigennamen, Wilhelm, Diethelm, Helmold, Helmrich u. a. sprechen. Aus dem Süden oder Westen (lat. *cassis*, mit felt. *cais* = schön und *cassiterus* = Zinn verwandt und in römischen wie gallischen Mannsnamen wie *Cassius*, *Cassignatus*, *Bercassivellaunus* und dergl. häufig) kann darum diese Schutzwaffe nicht entlehnt sein. Daß die Mehrzahl der germanischen Krieger barhäuptig, höchstens durch den Haarknoten des Scheitels geschützt, zu fechten pflegte, ist schriftlich und bildlich bezeugt; der Helm war anscheinend in älterer Zeit eine Auszeichnung der Vornehmen, was selbstverständlich eine sorgfältige, ja kunstvolle Herstellung nicht ausschließt. Wir lesen darüber im *Beowulf*liede:

Wie in der Vorzeit ihn

Der Waffenschmied wirkte, mit Wundern zierte,
Mit Schweinbildern schirmte, damit den schönen
Blinkende Beile nicht heißen möchten.

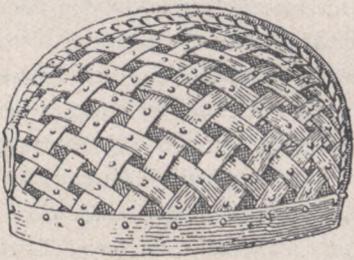
Dieser Schilderung entsprechen die in altgermanischen Gräbern des Südens (Baldeheim, Gültlingen, Gammertingen u. a.) wie des Nordens (Torsberg, Vondöl) gefundenen, kunstreich geschmiedeten und geschmückten Spangenhelme, deren einheimische Arbeit nach dem Urteil der Sachverständigen aus dem Stil hervorgeht. Auch die aus Leder oder Filz bestehende, manchmal durch eiserne oder eherne Bänder verstärkte Sturmhaube trug einen einheimischen Namen (ahd. *huba*, schwed. *hufva*). Um Brust und Leib schmiegte sich, ebenfalls nur bei den bessergerüsteten Kämpfern, als trefflicher Schutz gegen Hieb und Stich das aus eisernen Ringen geflochtene Kettenhemd, das „glänzende



1



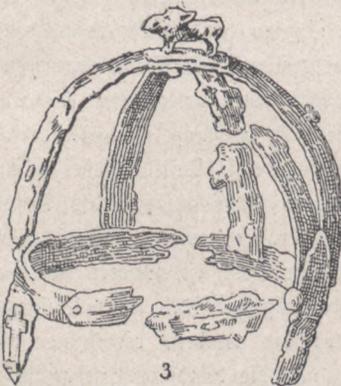
4



2



5



3



6

Germanische Helme aus dem 2. bis 5. Jahrhundert.

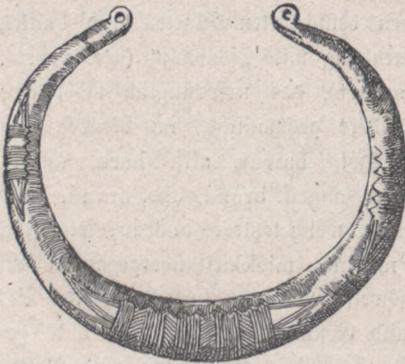
Ringeisen“ des angelsächsischen Heldenliedes, die geschmeidige und dabei doch so widerstandsfähige Brünne, deren germanische, selbstverständlich nicht vom felt. bruinne, Brust, sondern von brun, ursprünglich „glänzend“, abzuleitende Bezeichnung auch in die romanischen und slavischen Sprachen (bronie, bronha, branja, bronja) übergegangen ist. Nach dem Zeugnis der Römer und Griechen selbst war das Panzerhemd, „der Waffentrock aus eisernen Ringen“ bei Varro, eine gallische, will sagen nordische Erfindung. Platten- und Schuppenpanzer aus Eisen, Erz oder Horn wurden nicht von den Germanen, sondern ihren gallischen und keltischen Nachbarn getragen. Eine den Hals schützende Verbindung mit dem Helm stellte die ebenso geflochtene Halsberge her (ahd. halsperga, angels. healsbeorg, davon franz. haubert). Panzer (mittelhd. panzier, altfranz. panchire, span. panc-ra) gilt als Lehnwort vom lateinischen pantex = Wanst (got. vamba, ahd. wanaz, wampa, das vielleicht mit dem lateinischen Wort verwandt und von dem wieder wambeis, wambeiz, Wams, Leibrock, abgeleitet ist). Harnisch (mhd. harnasch, franz. harnais, ital. arnese) hat mit felt. iarn oder haiarn = Eisen nichts zu tun, sondern bedeutet, wie das altnordische hardneskja zeigt, „hartes Geschlecht“ (ahd. nusca, nusta, nast, Spange, Flechte). Die wichtigste Schutzwaffe war der am linken Arm (daher Schildarm) getragene bewegliche Schild, mit dem ein geübter Fechter leicht Hiebe und Stöße abwehren, Wurfgeschosse auffangen konnte. Ursprünglich bestand er aus einem einfachen Brett, nach dem er auch in der deutschen Sprache benannt ist, denn das gotische skildus (ahd. scilt, angels. seild, ahd. skjöldr, auch felt. scell) ist ohne Zweifel, ähnlich wie unser „Scheit“ (ahd. scit, altn. skidh, wovon felt. sciath, lit. skydas, und wahrscheinlich auch lat. scutum, Schild), von einem nicht überlieferten, doch im schwed. skilja erhaltenen Zeitwort skiljan, scheiden, spalten (lit. sceliu = ich spalte, sciltis Scheibe) abzuleiten; auch das angels. bord (im sächs. staimbort des Hildebrandsliedes ist der erste Teil unsicher) ist ja gleichbedeutend mit Brett. Andere alte Bezeichnungen des Schildes sind rant, vom Teil auf's Ganze übertragen, und linta, nicht vom Baum, dessen Holz zwar leicht, aber sehr weich ist, sondern von einer gemeinsamen Wurzel. Durch Randbeschläge, in der Mitte aufgesetzte eiserne Buckel (daher franz. bouclier; die runden, oft spitzen germanischen schützten bedeutend besser als die bandsförmigen gallischen) und Lederüberzug suchte man die Schilde widerstandsfähiger zu machen;

aus Weidengeflecht lassen sich leichte und dabei doch zähe Schutzwaffen herstellen. Die zusammengestoßenen Schilde des ersten Gliedes bildeten einen fast undurchdringlichen Schutzwall (angels. scildveall). Schon Tacitus kennt viereckige wie runde Schilde und bezeichnet letztere als Kennzeichen der gotischen Völker, was auch durch die Funde bestätigt wird. Schildriemen oder Schildfesseln hielten die Waffe fest, wenn sie beim Marsch auf den Rücken geworfen wurde. „Den Schild im Stich zu lassen, gilt für besonders schimpflich“; man hielt ihn hoch und schmückte ihn „mit ausgesuchten Farben“. Von solchen Schildfarben sind bekannt: weiß bei Kimbern und Franken, gelb bei diesen, blau oder weiß bei den Goten, schwarz bei den Hariern, rot bei Sachsen und Normannen, blau oder braun bei den Frisen, und noch manche andere mögen im Gebrauch gewesen sein; auf diese Grundfarben wurden noch besondere Bilder aufgemalt, teils den Göttern heilige Tiere oder Sinnbilder, teils Abzeichen der Stämme und Sippen. Wie bekannt, sind aus dieser Sitte die „Wappen“ (eigentlich Waffen in niederdeutscher Lautgebung) entstanden mit der ganzen reichentwickeltesten Wissenschaft der Heraldik (von ahd. heriold oder hariwald, „der des Heeres waltet“, in Sonderheit bei den Kampfspielen die Helmszier der einzelnen Ritter ausrief).

Unserer Vorbäter Lieblingswaffe war das blanke Schwert (ahd. swert, angels. sveord, altn. sverdh), mit dem Mann gegen Mann gekämpft werden mußte und zu dem man im entscheidenden Augenblick der Schlacht seine letzte Zuflucht nahm. Herkunft und Verwandtschaft des auf die germanischen Sprachen beschränkten Wortes sind dunkel, doch besteht vielleicht ein Zusammenhang mit „schwarz“ (got. svarts, ahd. swarz, altf. suart, angels. sveart), das ursprünglich wohl eine allgemeinere Bedeutung hatte. Andere germanische, im Neudeutschen verloren gegangene Namen sind got. hairus, altf. heru, angels. heor, altn. hjörr, ferner ahd. brant, angels. brond, ahd. brandr, und got. mekeis, altf. maki, angels. mece, welch letzteres auch ins Slavische, Litauische und Finnische (mici, mecins, miekka) übergegangen ist. Das lange zweischneidige, vorzugsweise von den Vornehmen und Berittenen getragene, mit Kunst und Geschmack geschmiedete und geschmückte Schlachtschwert wird in den Geschichtsbüchern und Volkssagen spata, spatha, spathe genannt, was meist als Entlehnung aus dem Griechischen angesprochen wird. Da aber das Wort spathe in dieser, wie das ähnlich lautende (altf. spado, angels. spada, neud.



Germanenstueh mit Daniel (Srajanstaute).



Halbring.



Germanischer Krieger
mit Farnhelm und Kettenhemd,
nach Funden gezeichnet,
(Schwert richtiger links).

Spaten, Spatel) der germanischen Sprachen ursprünglich ein flaches, beim Weben oder Graben gebrauchtes Werkzeug bezeichnet hat, besteht zweifellos Urverwandtschaft, beruht die Anwendung auf die Waffe schwerlich auf fremdem Einfluß. Dieses Schwert, „ein Waffen stark und lange“, war der Stolz des freigeborenen germanischen Kriegers und von ihm in Tod und Leben unzertrennlich; wir finden es darum in vielen reicher ausgestatteten Gräbern der Wanderzeit und können noch heute die Güte der oft mit Schlangensymbolen gezierten Klingen, die Kunst der Ausstattung bewundern. Griff und Scheide waren vielfach mit Gold oder Silber beschlagen, mit edlem Gestein besetzt und mit dem Namen des Besitzers gezeichnet. So trägt das Ortband (Endbeschlag) von Torsherg in Runenschrift den ebenso wohlklingenden wie sinnvollen Namen *Wulthuthewas*, d. h. „in Herrlichkeit strahlend“, und im angelsächsischen Heldenliede steht zu lesen:

So war auf dem Blech von blankem Golde
Mit Runenstaben recht vermerket,
Geseget und gesaget, für wen das Schwert,
Der Eisen bestes, erst sei gefertiget,
Das wurmbunte, griffumwundene.

Im Gegensatz zu den eisernen oder ehernen Schwertscheiden der Gallier bestand die Scheide des germanischen Schwertes aus Holz, innen zum Schutz vor Rost mit geölter Leinwand ausgekleidet, außen mit lebhaft gefärbtem Leder, Tuch oder Samt überzogen, von dem sich die glänzenden, am Mundring und Ortband oft künstlerisch ausgestalteten Beschläge wirkungsvoll abhoben. Getragen wurde das bis zu den Ferseu herabhängende Langschwert —

diu ort der swerte giengen nider uf die sporn —

mittels eines Wehrgehens am Leibgurt und zwar links, während das leichtere gallische, wie schriftliche Quellen und Altertumsfunde übereinstimmend zeigen, an einer über die linke Schulter laufenden Kette an der rechten Seite hing. Nach der *Spatha* der germanischen Eroberer heißt der ritterliche Degen (ein neueres, wie spätl. *dagua*, franz. *dague*, ital. *daga*, engl. *dagger*, Dolch, von der „Glanz“ bedeutenden Wurzel *dag* abzuleitendes Wort) noch heute bei den romanischen Völkern *espada*, *épée*. Wie hoch im Altertum das Schwert geschätzt war, geht schon aus den ihm von den berühmtesten Helden unserer Sage beigelegten Namen hervor: *Balmung*, *Waske*, *Wimring*, *Nägling*, *Hrunting*, *Eckesachs*, *Nagelring*, *Rose*, *Durandart* u. a. Außer dem



Germane mit Haarnoten,
Mantel und Strumpfhosen.
(Nach Kossinna).



Krieger mit Eberhelmen
(Erzplatte von Deland).

langen zweischneidigen gab es noch ein kurzes einschneidiges Schwert, nach Tacitus ebenfalls ein Kennzeichen der Dätgermanen, nach den Funden aber auch von anderen Völkern, vor allem den Franken getragen, eine furchtbare, zu Hieb und Stich geeignete Waffe mit langem Griff, starkem Rücken und scharfer Spitze, mit der die Goten, wie Ammian berichtet, die Köpfe ihrer Feinde vom Wirbel bis zum Nacken zu spalten verstanden. Bei voller Rüstung war dieses Kurzsword an der rechten Hüfte befestigt; so wird von dem kühnen Walthar gesagt:

Mit zweischneidigem Schwerte war er zur Linken gegürtet

Und einem anderen rechts nach dem Brauche der östlichen Völker,
Das mit der einen Seite allein ansteilet die Wunden.

Der gemeine Mann und der Streiter zu Fuß begnügte sich jedoch in den meisten Fällen mit dem Kurzsword, das bei den Franken Skramasax, sonst auch kurzweg Skrama oder Sachs genannt wurde. Die Ähnlichkeit dieses Wortes mit dem lateinischen saxum, Fels, ist augenfällig, die Verwandtschaft aber eine ziemlich weitläufige, freilich nicht auf das Steinmesser zurückgehende, sondern auf der Verwendung eines gemeinsamen Wortstammes für beide Begriffe beruhende; skram dagegen ist zweifelhafter Herkunft und hängt schwerlich mit „Schramme“ (alt-nord. skrama) zusammen; ahd. halswert ist ohne Frage aus halpswert (semispata) entstanden, muchilswert zu altf. maki zu stellen. In süddeutschen Reihengräbern findet sich diese Schwertart sehr häufig.

Die meistgebrauchte, weil zum Wurf wie zum Stoß geeignete, mit schmaler, aber um so schärferer Eisen Spitze bewehrte Waffe der Germanen nennt Tacitus „Frame“ (framea), welches Wort, falls nicht mit etwas veränderter Bedeutung in unserem Pfiem (mort-pfiemen bei F i s c h a r t), niederd. Prem, erhalten, der späteren Sprache verloren gegangen ist. Andere, dem Keltischen und Germanischen gemeinsame Ausdrücke sind Lanze (in griechischen Quellen lankia, in römischen lancea geschrieben und vielleicht wie griechisch lonche den Grundbegriff „lang“ enthaltend), Ger (gaisos, gaesum, ahd. ger, angels. gar, got. gairu, in Namen wie Madagais, Gaijirikz u. a. noch den alten Lautstand verratend), Speer (spätlat. sparus für eine gallische Waffe, ahd. angels. sper), Hesse (cateia, von kelt. cat, german. had, Kamp), Mataris (ahd. mezziras, heute Messer mit Sinnwechsel). Auf das germanische Sprachgebiet beschränkte Bezeichnungen sind Spieß (ahd. spioz, altn. spjot, vielleicht mit spizzi

spitz, verwandt), Schaft (ahd. scaft, angels. scaeft, altn. skapt, möglicherweise mit schaben, glätten zusammenhängend), Esche (ahd. asc, altn. askr, von der mit Vorliebe zu Lanzenstäben gewähltest Holzart) u. a. Besonders bei den Franken beliebt war ein Wurfspeer mit langer Eisenspitze und Widerhaken (ahd. ango, an griech. enchos erinnernd) zum Durchbohren und Herabreißen der Schilde. Bogen und Pfeile, schon seit der Steinzeit im europäischen Norden bekannt, gehörten auch zur Kriegsrüstung unserer Vorfahren; ersterer, meist aus dem zähen Eichenholz gefertigt, hat selbstverständlich seinen Namen (ahd. bogu, angels. boga) vom Biegen, Pfeil dagegen (ahd. phil, angels. pil, altn. pila, neben ahd. strala, angels. strael, slav. strela) gilt als Lehnwort vom Lateinischen pilum, könnte aber ebensogut urverwandt sein. Mit großer Anschaulichkeit ist im Beowulf der die Schlacht einleitende Pfeilhagel oder „Eisenschauer“ geschildert:

Wenn der Pfeile Sturm, von den Strängen geschneelt,
 Schoß über Schildwall, der Schaft seine Pflicht,
 Von Federn beflügelt, trefflich erfüllte.

Von anderen wirksamen Waffen sei noch genannt die langstielige Streitaxt (got. aqizi, ahd. acchus) oder Hellebarde (ahd. helmbarta, vom Zerhauen der Helme, oder hiltibarta, von hiltja, Kampf) und das kurzstielige Wurfspeer (ahd. bihal, angels. bil, altf. bill), das als Lieblingswaffe der Franken „Frankenaxt“ (francisca) hieß. Diese, in zahlreichen Gräbern gefunden, war mit ihrer haarscharfen Schneide, ihrer schön geschwungenen Gestalt und dem kurzen, gebogenen Stiel in geübter Hand eine furchtbare Waffe; dem zerschmetternden Weilhagel des fränkischen Fußvolks widerstand keine feindliche Schildburg. Mit bescheidenen Mitteln leisteten diese unüberwindlichen Krieger Hervorragendes. „Die Bewaffnung dieses Volkes“, sagt Agathias, „ist ärmlich und bedarf nicht der Hilfe verschiedener Handwerker; wenn etwas verdorben ist, bessern es die Besitzer selbst aus. Panzer und Beinschienen kennen sie nicht, die meisten gehen barhaupt, und nur wenige setzen für die Schlacht einen Helm auf. Brust und Rücken sind nackt bis zu den Hüften, und von da reichen leinene oder lederne Hosen bis zum Knie. Die wenigsten sind beritten, weil sie von altersher an den Fußkampf gewöhnt und darin geübt sind. Am Schenkel tragen sie das Kurzschwert und an der linken Seite den Schild. Bogen, Schleudern und andere Waffen zum Fernkampf haben sie nicht, sondern nur scharfschneidige Äxte und die Angonen,

die sie mit Vorliebe gebrauchen“. Hier ist, wohlgemerkt, nur vom Volkshcer die Rede, nicht von den Reitergeschwadern der Edelleute und Leibwächter. Die Schleuder (ahd. *slinga*) war bei anderen Völkerschaften im Gebrauch, ebenso der Streithammer zu Wurf und Hieb (ahd. *hamar* hat altn. wie im slav. *kamenj* auch noch die Bedeutung Fels und könnte darum die Erinnerung an uralte Steinwaffen bewahrt haben). Sporen sind im Norden seit der älteren, Steigbügel seit der jüngeren Eisenzeit bekannt. Die ältesten Sporen waren einfache Stacheln, wovon sie auch den Namen haben (ahd. *sporo*, angels. *spora*, von *sper*, ins Keltische, *yspar*, und Romanische *sperone*, *éperon*, übergegangen), und wurden von den germanischen Reitern zuerst nur am linken Fuß getragen. Der Steigbügel oder Stegreif (ahd. *stegareif*), woher die bekannte Redensart, war ursprünglich von Leder, was die Gestalt der älteren Eisenbügel noch deutlich erkennen läßt. Die ganze Rüstung hieß gotisch *sarva*, ahd. *saro*, altn. *serkr*, wovon sich am ungezwungensten *berserkir*, der „Waffenträger“ oder Kriegsmann von Beruf, ableitet. Cherusker, Heruler, Suardonen und Sachsen als „Schwertmänner“ deuten zu wollen, gehört einer überwundenen Stufe der Worterklärung an; sie verdanken ihre Namen denselben Grundwörtern wie die Waffen. Die Schmiedekunst erfreute sich bei unseren Vorfahren großen Ansehens und besonderer Vorrechte; ihre berühmtesten Vertreter, Wieland, Mime, Hartrich, Eckebrecht, Wadelger u. a., sind durch das Heldenlied unsterblich geworden.

Wie unklare, ja geradezu verkehrte Vorstellungen über Tracht und Rüstung der alten Germanen immer noch herrschen, zeigt deren Ausstattung in der Kunst und auf der Bühne, wo Tierfelle und Weinbinden eine große Rolle spielen, oft sogar Stücke der verschiedensten Zeitalter wahllos durcheinander gemengt sind. Die Gerbsäure der nordischen Moore hat aber so viele, selbst vergängliche Stoffe erhalten, in unseren Sammlungen sind so manche wertvolle Grabfunde öffentlich ausgestellt, daß es mit Hilfe der aus dem Altertum stammenden Beschreibungen und Darstellungen gar nicht so schwer fällt, sich ein wahrheitgetreues Bild vom Aussehen der Kämpfer in den Römekriegen zu machen. Ein solches ist von heutigen Zuständen lange nicht so weit entfernt, als man sich gewöhnlich einbildet; so mag beispielsweise einer der mit Alwin nach Italien ziehenden Langobarden nicht viel anders ausgesehen haben als ein oberbairischer Holz knecht mit seinen ledernen, gestickten Kniehosen, seinen Wadenstrümpfen, seinem

Leibgurt und Lodenwams. Im heißen Sommer, bei der Arbeit und auch in der Schlacht pflegten sich unsere Vorfahren leicht zu machen, woraus aber nicht auf eine ebenso mangelhafte Bekleidung während des strengen Winters geschlossen werden darf; auch bestand sicherlich ein wesentlicher Unterschied zwischen der Tracht der Vornehmen und der des niederen Volkes, ja zwischen der des freigeborenen Bauern und der hörigen Knechte. „Die Wohlhabendsten“, sagt Tacitus ausdrücklich, „zeichnen sich durch eine Kleidung aus, die nicht weit und wallend ist wie bei den Sarmaten und Parthern, sondern anliegend und den einzelnen Gliedern sich anschmiegend“. Sie bestand aus dem leinenen Hemd (ahd. hemithi, von dem Grundwort hamo wie in gundhamo, Kriegsgewand), dem wollenen, am Halsauschnitt und an den Rändern oft mit bunten Vorten verzierten Leibrock (ahd. hroch, wambiz), kurzen bis zum Knie oder langen bis zum Knöchel reichenden Hosen (ahd. bruoh, angels. broc, felt. bracca; unser heutiges Wort, ahd. hosa, hat ursprünglich Strumpf bedeutet) aus Leder, Leinwand (ahd. linwat) oder Wollstoff, gestrickten Strümpfen, ledernen, oft mit geschmackvollen Schnittmustern versehenen Schuhen und einem auf der rechten Schulter durch eine Spange zusammengehaltenen Mantel mit bunten Säumen oder Fransen. Das Haupt bedeckte in der kalten Jahreszeit, wenn nicht der Helm, eine runde Woll- oder Pelzmütze. Von Rauchwerk wurde überhaupt ausgiebiger Gebrauch gemacht, aber nicht in Gestalt ganzer, ungegerbter Felle, sondern zur Herstellung warmer Pelzjacken (renones) und bei den kostbareren Arten zum Auspuß und Besatz anderer Kleidungsstücke.

Die weibliche Tracht bestand nach nordischen, bis ins Erzalter zurückreichenden Funden ähnlich der heutigen aus Haube, Jacke, Rock und Gürtelband mit Quasten; gewissermaßen als Zeichen ihrer Würde trug die Hausfrau am Gürtel auch Ringe oder Taschen mit hakenförmigen Schlüsseln, Messerchen, Scheren, Zangen, Feuerstein oder anderen nützlichen Dingen. Von der sorgfältigen Pflege des Haares bei beiden Geschlechtern legen zahlreiche, oft kunstvoll geschnitzte Kämme Zeugnis ab. Außer wollenen Stoffen gebrauchten die Weiber, jedenfalls hauptsächlich im Sommer, auch solche aus selbstgesponnenem Leinenzeug. Tacitus spricht von leinenen Umhängen, „deren Säume mit rotbunten Vorten verziert“ waren, wie wir sie noch heute in der Volkskunst finden. Diese Sommertracht hatte „keine Ärmel (an wollenen Jacken finden sich solche), so daß Ärmel, Schultern



Reiter mit Hosen und Schild (London).



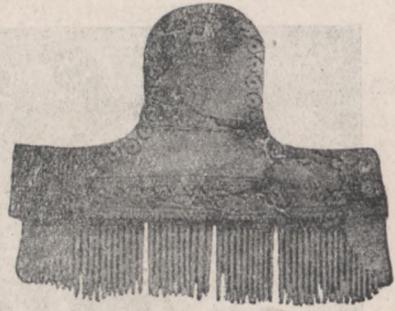
Germane mit Rock und Hosen, sowie sorgfältigem Haar- und Bart-
schnitt
(Fürstl. Sammlung in Arolsen).



Strumpfhose einer Moorleiche
(Museum in Kiel).



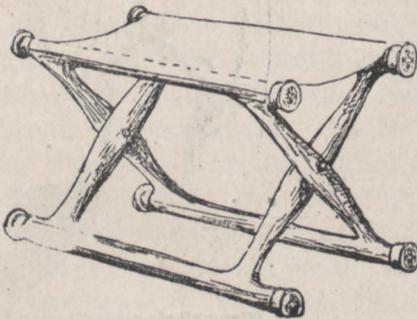
Alt nordisches Frauengewand.



Zierkamm.



Arm- und Halsring.



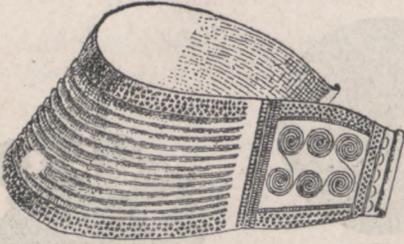
Faltstuhl.

Gürtelhaken.



Armring.

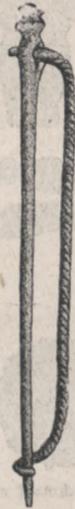




Halskragen und Gürtelschild aus Bronze.



Söhre.



Gewandnadeln (Brandenburg) aus dem 1. Jahrh. vor] Ehr. G.
 (Nach Kossinna).

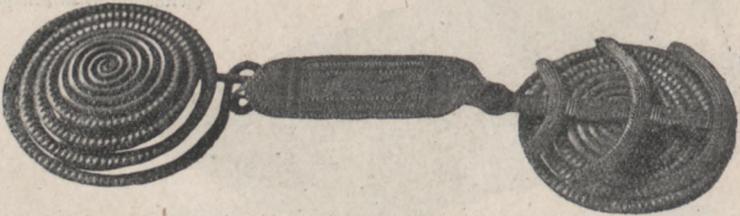
Älteste Sicherheitsnadel
 (germanischen Ursprungs).



Germanischer Frauenschuh, ostfriesischer Moorfund (Außenseite).



Schmuck aus alemannischen Gräbern: Nadelköpfe, Spange, Bernsteinkette
Karlsruhe i. B.



Spange (Spiralfibel), Fund von Stappenbeck, Prov. Sachsen
Maßstab 1:3,5.

und sogar die anstoßenden Teile der Brust unbedeckt“ blieben. Spinnwirtel, Webergewichte und Teile von Geweben sind vielfach gefunden worden. „Friedensweberin (fridhuwebbe)“ wird mit feinsinnigem Gleichnis die vornehme Frau im angelsächsischen Heldenliede genannt. Reichen Schmuck aus Gold und Silber, mit Edel- oder Halbedelsteinen besetzt, trugen in älterer Zeit beide Geschlechter, und die erhaltenen Stücke geben Kunde von der Geschicklichkeit der Goldschmiede wie von dem eigenartigen, in der Erfindung immer neuen Zierwerks unerschöpflichen Kunstgeschmack. Solche Stücke sind Gewandnadeln (spanga), Fürspangen (nusca, nadla), Anhänger (meist Ziermünzen, muniza, mit glückbringenden Bildern und Zeichen), Halsbänder (menni), Ohrgehänge (orrinc), Armringe (houga), Riemenenden (nastala), Gürtelschnallen (hringa), Scheidenbeschläge (ortbant) u. dergl.

In sehr anschaulicher Weise beschreibt die altdeutsche Tracht, der auch Karl der Große als Kaiser treu geblieben war, Eginhard in dessen Lebensbeschreibung: „Er kleidete sich nach heimischer, nämlich fränkischer Weise. Auf dem Leibe trug er ein leinenes Hemd und leinene Unterhosen, darüber einen mit seidenen Worten verbrämten Leibrock und Kniehosen; die Unterschenkel umschnürte er mit Binden, die Füße mit Schuhen, und schützte im Winter Schultern und Brust durch ein Wams aus Seehundsfell und Zobelpelz; darüber trug er einen meergrünen Mantel und an der Seite stets das Schwert, dessen Griff und Gurt mit Gold und Silber beschlagen war. Zuweilen trug er auch ein mit Edelsteinen verziertes Schwert, jedoch nur bei festlichen Gelegenheiten oder wenn er Gesandte fremder Völker empfing . . . An hohen Festen schritt er in einem golddurchwirkten Gewande und mit Edelsteinen besetzten Schuhen einher, auf der Schulter eine goldene Mantelspange, auf dem Haupte einen goldenen, steinbesetzten Stirnreif; an anderen Tagen unterschied sich seine Kleidung wenig von der allgemeinen Volkstracht“. Mit dieser Schilderung stimmt auch die des Mönchs von Sankt Gallen überein. Von der Pracht, mit der sich sonst germanische Fürsten zu kleiden liebten, gibt Sidonius einen Begriff, indem er den Einzug des burgundischen Königssohnes Sigismar beschreibt: „Der junge Held, in Purpur und weiße Seide gehüllt und von Goldschmuck schimmernd, schritt mit einem Gefolge von Rittern und Knappen hinter seinem reichgeschirrten Rosse einher; ein hochgeschlossener, anliegender bunter Waffenrock mit kurzen Ärmeln umgab

die Brust, von der Schulter wallte ein blauer Mantel mit rotem Saum und an einem mit blanken Nägeln verzierten Leibgurt hing das lange Schwert.“

Wenn es sich hier auch um Helden fürstlichen Standes handelt, so unterschied sich nach dem Zeugnis seines Lebensbeschreibers die Alltagskleidung Kaiser Karls doch nur wenig von der allgemeinen Volkstracht, und man wird zugeben müssen, daß auch diese schlecht zu dem Bilde paßt, das sich noch immer manche Leute von den germanischen Bärenhäutern machen.

4. Schiffahrt und Handel.

Ein seit der grauesten Vorzeit an der Meeresküste wohnendes und mit der Bearbeitung des Holzes vertrautes, zudem unternehmendes und wagemutiges Volk war von selbst auf den Wasserweg verwiesen, was immer wieder neue Anregung zum Schiffbau geben mußte. Die ersten Versuche, ein gebrechliches Fahrzeug den Fluten anzuvertrauen, sind offenbar uralt, denn schon vor der Sprachentrennung hat es ein gemeinsames, von den verschiedenen Volksstämmen mit auf die Wandschaft genommenes Wort für Schiff gegeben: altind. nau, altperf. navi, griech. naus, lat. navis, mittelhö. nawe, naue, altn. nor, felt. noi (im Norden wie im Süden der Germanenheimat mundartlich noch als Nāhe, Naue, No fortlebend). Treibende Baumstämme, auf die sich vielleicht bei einer Überschwemmung allerhand Getier gerettet hatte, scheinen dem Menschen den frühesten Anstoß gegeben zu haben, sich aufs Wasser zu wagen. Die Verbindung von mehreren derselben zu einem Floß oder die Abplattung und Aushöhlung eines einzelnen mit Hilfe von Steinbeilen oder auch von Feuer lag nahe, und so kann man wohl sagen, daß der Einbaum die älteste Schiffsart gewesen sei. Auch das Werkzeug zur Fortbewegung und Lenkung solcher Fahrzeuge ist in den meisten indogermanischen Sprachen übereinstimmend benannt: altind. aritra, griech. eretmon, lat. remus, ahd. riemo, und ruodar, felt. rām, neudeutsch Ruder und in der Seemannssprache auch noch Riemen. Vorgesichtliche Einbäume aus Eichenholz, oft in der Länge von nahezu 50 Fuß, sind im Bereich der Nordsee mehrfach in Mooren oder Riesbänken gefunden; ihrer Einfachheit und leichten Herstellbarkeit wegen waren sie durch Jahrtausende im Gebrauch und noch in neuester

Zeit auf manchen abgelegenen Seen und Gewässern zu finden, von wo die letzten Stücke als Merkwürdigkeiten in die öffentlichen Sammlungen gewandert sind. Wenn darum zu Anfang unserer Geschichte mehrfach Einbäume erwähnt werden, so schließen diese gleichzeitige Schiffe von kunstvollerer Bauart so wenig aus wie die altertümlichen Fischerbarcken des 19. Jahrhunderts die auf denselben Gebirgseen verkehrenden Dampfboote. „Germaniens Seeräuber“, schreibt Plinius, „fahren auf ausgehöhlten Bäumen, von denen einzelne sogar 30 Mann tragen“, und Bellejus erzählt eine merkwürdige Geschichte von der Begegnung des späteren Kaisers Tiberius mit einem vornehmen Germanen an der Elbe: „Als wir unser Lager an dem diesseitigen Ufer des Flusses geschlagen hatten . . . , bestieg einer der Barbaren, ein Mann von höherem Alter, stattlichem Wuchs und, nach seiner Tracht zu schließen, von hervorragendem Range, einen ausgehöhlten Baumstamm, wie sie dort üblich sind, kam, selbst diese Art von Fahrzeug lenkend, bis zur Mitte des Stromes und bat, ungefährdet das von uns besetzte Ufer betreten und den Feldherrn sehen zu dürfen“. Zu der Tat sind aus dieser oder einer doch nur wenig späteren Zeit Schiffe erhalten, deren vollendete, auf reicher Erfahrung und langer Übung beruhende Bauart wir noch heute bewundern müssen. Im Jahre 1863 wurden im Nydamer Moor zwei große Boote gefunden, eines aus Eichen-, das andere aus Kiefernholz gezimmert, die nach den darinliegenden römischen Münzen im 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung versenkt sein müssen. Das größere, eichene Boot befindet sich vollkommen wiederhergestellt in der Kieler Sammlung, ist fast 80 Fuß lang, in der Mitte mehr als 10 Fuß breit, hat 14 Paar lange, den jetzigen ähnliche Ruder und an der rechten Hinterseite ein entsprechendes Steuerruder. Die Bordplanken sind mit Weiden an den Rippen festgebunden und greifen mit ihren Rändern übereinander. Ein Mast ist nicht vorhanden, und die beiden Enden sind vollständig gleich, bestätigen somit die Angabe von Tacitus: „Auch haben sie weder Segel noch feste Ruderbänke, sondern die Ruder sind, wie bei manchen Flußschiffen, lose und beweglich, so daß man nach Bedürfnis bald vorwärts, bald rückwärts fahren kann“. Sehr bemerkenswert ist der eiserne, von unseren heutigen nicht sehr verschiedene Anker. Außer solchen Ruderbooten mit gleichem Vorder- und Hintersteven hat es aber zweifellos noch andere, für weitere Fahrten bestimmte und mit Segeln versehene



Schiff von Nydam, 2. Jahrhundert n. Chr. G. (im Kieler Museum).



Schermesser mit Schiffsdarstellung (nach Rosslna).

Schiffe gegeben. Als Cäsar nach Britannien übersezen wollte, brachte er bei den Venetern, die von allen gallischen Völkern am meisten vom Schiffbau verstanden und erfahrene Seeleute waren, eine große Zahl von Lastschiffen zusammen; diese hatten wegen des flachen Strandes keinen großen Tiefgang und wegen der häufigen Stürme ein erhöhtes Vorderteil und Heck, außerdem lederne Segel und eiserne Anker an ebensolchen Ketten. In ähnlicher Weise müssen wir uns auch die Fahrzeuge der am Meere wohnenden germanischen Völker vorstellen. Strabo berichtet von einer Seeschlacht auf der Ems, in der Drusus die Brukterer besiegte; nach Tacitus kämpfte im Jahre 47 der Feldherr Corbulo auf dem Rhein gegen die Chauken, im Jahre 70 Cerialis an der Maasmündung gegen die aufständischen Bataver, deren zahlreiche Schiffe teils von Rudern getrieben wurden, teils mit bunten Segeln versehen waren. Die Aufstellung der großen Flotten, mit denen die Römer die niederdeutschen Küsten angriffen und in die Flußmündungen einliefen, wäre unmöglich gewesen ohne Zuhilfenahme einheimischer Fahrzeuge und Werkleute. Zu den frühesten Schiffsdarstellungen, an ehrwürdigem Alter höchstens durch die ägyptischen aus dem 2. vorchristlichen Jahrtausend erreicht, gehören die bronzezeitlichen Felszeichnungen der südschwedischen Küste, wo oft ganze Seeschlachten abgebildet sind. Ähnliche, zu Zieraten verwendete und dementsprechend stilisierte Bilder finden sich auf vielen ehernen Geräten, insbesondere Schermessern, hie und da sogar mit Andeutung von Segeln. Meist aber sind die langen Boote nur für Ruder eingerichtet, reich bemannt und am hochragenden Vordersteven, genau wie die viel späteren Drachenschiffe der Wikinger, mit einem Tierkopf geschmückt. Auch die altägyptischen Schiffe zeigen hinten und vorn Bogelköpfe und schon deutliche Segel. Es ist anzunehmen, daß der Drang zur See und die Schiffbaukunst durch die ersten indogermanischen Wanderscharen, Danaer, Pelasger, Tyrsener, ins Nilland gebracht wurde. In der nordischen Heimat aber hat, gefördert durch einen unablässigen Kampf mit Wind und Wogen und unterstützt durch einen unererschöpflichen Vorrat an trefflichem Bauholz, der Schiffbau solche Fortschritte gemacht, daß er schon bei Ankunft der Römer kaum noch zu verbessern oder zu übertreffen war. Alle auf das Seewesen sich beziehenden Ausdrücke sind heimischen Ursprungs, so Mast (ahd. mast, angels. maest, altnord. mastr, davon franz. mât), Segel (ahd. segal, angels. segel, altnord. segl), Kiel (angels. ceol, altnord.

kjölr), Steben (angels. stefn, altnord. stafn, altsächf. stamn, von ahd. stap, neud. Stab), Stenge (ahd. stanga), Rahe (altnord. ra, altsächf. rae), Schote (angels. sceata, altnord. skaut), Stag (angels. staeg, altnord. stag), Steuer (ahd. stiura, angels. steor, altnord. styri), Bord (ahd. bort, altnord. bordhr) u. a., die meist auch in die östlichen und in die keltisch-romanischen Sprachen übergegangen sind (mastas, zeglins, styras, kiele, bordare, escota, étai u. dergl. m.). Eine besondere Bemerkung ist über „Anker“ zu machen, das gewöhnlich als Entlehnung aus dem Griechischen (ankyre) angesehen wird, nach seiner großen Verbreitung in den nordischen Sprachen (ahd. anchor, verwandt mit Angel, angels. ancor, kelt. ancor, slav. omkira) aber doch wohl nur verwandt ist. Eisernen Anker und Ankerketten finden sich zuerst im Norden; daneben blieb allerdings noch lange der an Tauen hängende Senkstein (ahd. senchilstein) im Gebrauch. Das ganze Fahrzeug selbst hat im Germanischen mehrere Namen: Schiff (got. skip, ahd. seif, verwandt mit ahd. schaf, neudeutsch Scheffel, griech. skaphe), Boot (angels. bat, altnord. batr und beit, franz. bateau, ital. battello), Nachen (ahd. nacho, nahho, altnord. nökkve, Ableitung von nawe, naue), Kahn (ahd. kan, altnord. kani, franz. canot, engl. canoe), Barke (ahd. barke, ital. barca, barcone, barchetta) usw. Unsere Vorfahren behandelten das Schiff fast wie ein lebendes Wesen, gaben ihm allerlei dichterisch empfundene Beinamen, wie Meerholz, Seegänger, Wogenschwimmer Wellenroß, Seedrahe, Ringnachen (von dem beringten Steven), schaumhalbig, weitbusig, hochgehörnt, und ließen es über den Walweg oder den Schwanenpfad segeln. Das Wort Matrose für Seemann stammt ja zunächst aus dem Französischen matelot, matenot), letzten Endes aber doch aus dem Germanischen (matanot, mötunautr, d. h. Tischgenosse, oder, wahrscheinlicher noch, mat, Mann, Geselle, mit Verkleinerungsendung).

Welch hohe Stufe der Entwicklung der Schiffbau im Norden zur Wikingerzeit erreicht hatte, lassen die hier und dort durch glücklichen Zufall erhaltenen Trümmer, vor allem aber die beiden prachtvollen Schiffe von Gotstad und Oseberg erkennen, die sich in Christiania befinden, wo ich sie selbst zu bewundern Gelegenheit hatte. Das letztere ist durch seinen kunstvoll geschnitzten Vorder- und Hinterstevan besonders ausgezeichnet und enthielt eine Menge von Geräten und Schmuckstücken, die nach ihrer Wiederherstellung einen hohen Begriff

von der künstlerischen Ausgestaltung des täglichen Lebens geben. Oft wurden auch Schiffe zur Bestattung hervorragender Toter gebraucht, entweder brennend ins Meer hinaus gestoßen oder auf dem Lande unter einem Erdhügel geborgen. In Ermangelung eines richtigen Schiffes begnügte man sich mit ähnlich gebildeten Steinsetzungen (skibssetninger, stenskeppar), wie sie in großer Zahl an den Küsten der Nord- und Ostsee gefunden worden sind. Flotten von 1000 und mehr Schiffen waren in der nordischen Geschichte nichts Seltenes, und bekanntlich haben ja auch germanische Seefahrer schon im 10. Jahrhundert, also lange vor Columbus, im westlichen Weltmeer Amerika oder, wie sie es nach vorgefundenen wilden Reben nannten, Winland entdeckt.

Und es führten im Sturme
 Blausegel am Mast
 In herrlicher Fahrt
 Der Landherren Drachen,

heißt es in der Knuts'sage und ähnlich in manchen anderen nordischen Heldenliedern. Wenn jenes bedeutame Ereignis damals keine weiteren Folgen hatte, so lag dies an der Ungunst der Zeitverhältnisse, nicht an mangelnder Unternehmungslust der skandinavischen Seefahrer. Die Sage von solchen Entdeckungen war aber nicht ganz verschollen, sondern hat unter den französischen Normannen fortgelebt, die sie mit nach Italien und in die dortigen Handelsstädte brachten. Unter den Schätzen der Markusbücherei in Venedig befanden sich zwei alte Karten vom Jahre 1436, auf denen mitten im atlantischen Meer, westlich von der französischen und spanischen Küste, zwei Eilande eingezeichnet waren.

Welch ein Unterschied zwischen einem holzbordigen, drachenköpfigen Wikingerboot und einem eisengepanzerten, Tod und Verderben speienden Schlachtschiff der Neuzeit! Der alte Seemannsgeist aber ist derselbe geblieben, und nordeuropäische Völker sind es, die das meiste im Schiffbau geleistet und die größten Flotten geschaffen haben.

Nach heutigen Begriffen sind Schifffahrt und Handel eng mit einander verbunden, in Wahrheit aber hat dieser lange vor jener bestanden, die doch selbst bei den allereinfachsten Fahrzeugen eine gewisse Erfahrung und Kunstfertigkeit voraussetzt. Der älteste Handel war ein einfacher Tausch von Hand zu Hand, woher auch das deutsche Wort stammt; was einer im Überfluß hatte, davon gab er einem

andern und empfang als Gegenleistung, was ihm selbst abging. Daß dabei der Wert nicht genau ausgeglichen werden konnte, ist leicht verständlich, und es mußte sich mit der Zeit das Bedürfnis nach einem gleichmäßigen Wertmesser einstellen. Als solcher diente in ältester Zeit, nachdem der Mensch gelernt hatte, das wilde Tier nicht nur zu jagen und zu erlegen, sondern auch zu zähmen und zu züchten, das Vieh, das meist in großen Herden und in verschiedenen Arten und Stücken zur Verfügung stand. Von ihm (lat. pecus, got. faihu) sind darum die Begriffe „Vermögen“ und „Geld“ (lat. peculium, pecunia, got. faihu, faihuthraihns) samt ihren Bezeichnungen abgeleitet; das Deutsche, nicht aber die andern germanischen Sprachen, wo got. und angels. gild, altnord. giöld nur Steuer, Buße, Opfer bedeutet, hat dafür noch den Ausdruck „Geld“ (ahd. gelt, von gelten, wert sein). Zur Zeit von Tacitus standen unsere Vorfahren, wenigstens die von fremden Einflüssen noch kaum berührten inneren Völker, diesen Zuständen noch sehr nahe; denn „Herden bilden den einzigen und begehrtesten Reichtum“, im Binnenlande „herrscht noch der einfachere, ältere Tauschhandel“, und „durch eine Anzahl von Rossen und Rindern“ werden die Vergehen gebüßt. Ein gewaltiger Fortschritt, eine große Erleichterung des Verkehrs war die Einführung des Metallgeldes, bei dem an Stelle des Viehs ein Stück Kupfer oder Silber trat, dem ein rohes Bild, des betreffenden Tieres eingeprägt war. Nach Herodot wären es die hochgesitteten, mit den Struskern verwandten Lyder gewesen, die zuerst gemünztes Geld zur Anwendung brachten. Daneben waren noch Barren, Ringe oder andere Stücke im Gebrauch, die man teils zählte, teils abwog. Die Germanen bedienten sich zuerst fremder, gallischer, römischer oder griechischer, Münzen (ahd. muniza, angels. mynet, Lehnwort vom lat. moneta) und fingen erst unter den Königen der nach der Völkerwanderung entstandenen Reiche an, eigenes Geld zu schlagen. Truchdem finden sich in Ulfilas Sprachschatz schon drei Ausdrücke für Geldstücke, das noch heute fortlebende Schilling skillings, ahd. scilling, altnord. skillingr, slav. sklezi, besser von „schillern“ als von skilja, scheiden, abzuleiten), das alleinstehende kintus (slav. ceta, vielleicht zu gallisch cantos, glänzend, gehörend, wie angels. heofoncandel, Himmelslicht, Sonne) und skatts (spätlat. scotus, ahd. scaz, altfris. sket, slav. skot), das in den germanischen und slavischen Sprachen sowohl eine Münze als auch Vieh oder Schatz im allgemeinen bedeutet. Die römischen Goldstücke wurden „Kaiserlinge“

(altsächs. cheisuring, angelsächs. casering) genannt und vielfach zu Schmucksachen verarbeitet; als cheisuringu gitan, „aus Kaiserlingen gefertigt,“ werden im Hildebrandsliede die gewundenen Armringe bezeichnet. Weitere altdeutsche Münznamen sind Pfennig (ahd. phennig, phantinc, angels. pening, pending, altnord. penningr, neuschwed. penningar, „Geld“, lit. piningai, slav. penegu, vielleicht gleichen Stammes mit ahd. panna, Pflanne, oder schwed. panna, Stirn), und Heller, ob mit Recht oder Unrecht von der Stadt Hall abgeleitet, sei dahingestellt.

Den römischen Heeren folgte der Kaufmann und der Kneipwirt, die in den um die Lager entstehenden Budenstädten sich niederließen und den Soldaten teils die Kriegsbeute abhandelten, teils gegen Geld allerlei Gebrauchsgegenstände, wie Kleidungsstücke und Geschirr, oder Genußmittel, vor allem Wein, verschafften. Ähnliche Vorburgen (franz. faubourg, ital. sobborgo) gab es auch bei den von den Römern besetzten und befestigten gallischen Städten, und überall herrschte in friedlichen Zeiten ein reger Verkehr, nicht nur mit dem unterworfenen Hinterland, sondern auch mit den freigebliebenen Gebieten, deren Bewohner, wie es Tacitus für Augsburg ausdrücklich bezeugt, oft und gern herüberkamen, um Geschäfte zu erledigen und Bekannte zu besuchen. Nach Cicero war das südliche Gallien schon bei Cäsars Ankunft voll von italienischen Handelsleuten, denen der genannte Feldherr den schwierigen, kostspieligen und gefährlichen Alpenübergang zu erleichtern suchte. Obwohl manche gallische und germanische Völkerschaften, Belgen, Nervier und Sueben, den schädlichen und verweichlichenden Einfluß solcher Krämer und Schenkwirte erkennend und fürchtend, ihnen den Zutritt in ihr Land verwehrten, wußten sich diese doch, von dem „leidigen Hunger nach Gold“ und der „Sucht, Geld zu verdienen“, getrieben, da und dort einzudrängen und festzusetzen, besonders wo üppige Fürstenhöfe, wie der des mächtigen Königs Marbod beim heutigen Prag, oder engere Verbindung mit Rom, wie bei den Batavern, dazu Gelegenheit gaben. Von den zeitgenössischen Schriftstellern werden diese Leute negotiatores, lixae, caupones oder mangones genannt; während die lateinische Herkunft des ersten Ausdrucks sicher, des zweiten wahrscheinlich ist, kann man über die beiden anderen verschiedener Ansicht sein. Da der dritte im Lateinischen ganz allein steht, im Germanischen aber allerlei Seitenproffen (got. kaupon = kaufen, ahd. chouf = Erwerb, angels. ceap=

man = Kaufmann, altnord. kaupangr = Kaufstätte) getrieben, ferner zur Bildung von Ortsnamen (Kaufungen, Köping, Copistain, heute Koftheim) gedient hat und auch in die östlichen Sprachen eingedrungen ist (lit. kupzius, kaupistan, slav. kupu, kupiti, finn. kaupias, kauponki), verdient die Annahme, das spätlateinische caupo sei ein Lehnwort aus dem Gallischen, den Vorzug. Das Gleiche gilt von mango, das manche Schriftsteller als „Eklavenhändler“ (von ahd. man, Mensch) auffassen, wir aber entschieden ungezwungener von dem angelsächsischen mengian, altnord. manga, handeln (verwandt mit ahd. mengen, mischen) und ahd. mangari, angl. mangere (engl. monger), Krämer, ableiten. Für die Begriffe „kaufen“ und „verkaufen“ hat die englische Sprache besondere, von verschiedenen Wurzeln stammende Ausdrücke: to buy (got. bugjan) und to sell (altnord. selja). Daß der in der Nähe größerer Ansiedlungen für Gerichtsverhandlungen wie für den Handelsverkehr bestimmte Ort, der Markt (ahd. marchet, angl. market, fris. merket, altnord. markadhr), mit lat. mercatus zusammenhängt, steht außer Zweifel, es fragt sich nur wie, ob entlehnt oder verwandt; als gemeinsames Stammwort ließe sich ahd. marca, lat. margo, Grenze d. h. abgeperrter, eingegatter Raum denken. Im gotischen mathl, ahd. mahal, angl. mathelstede, fränkisch = lateinischen mallus überwiegt der Begriff des Verhandlung; das dänische torv, schwed. torg (davon lit. turgus, slav. trugu), ist ohne Frage mit Dorf eines Stammes und derselben Bedeutung. Aus diesem Kleinhandel in den Städten und Lagern am Rhein und an der Donau mag sich mit der Zeit ein ausgedehnterer Handelsverkehr zwischen Italien und Germanien entwickelt haben, wobei dieses meist Rohstoffe, Häute und feines Pelzwerk, Rauchfleisch, Schinken, Flaumfedern und lebende Gänse, Wachs und Seife, einzelne im Norden besser gedeihende Gemüse, wie Rüben und Rettiche, Bernstein und Perlen ausgeführt und dafür außer Gold hauptsächlich Wein und Erzeugnisse des Kunstgewerbes empfangen haben wird. Auch kräftige, zu schwerer Feldarbeit geeignete Kriegsgefangene haben sicher stets Abnehmer gefunden, denn damals gehörte ja auch der Mensch zur Handelsware. Über den Handel mit Bernstein an der Ostsee berichtet Plinius: „Daß jene Küste Germaniens, von der er eingeführt wird, 600 000 Schritt von Carnuntum in Pannonien entfernt ist, hat man kürzlich erfahren, und noch lebt der römische Ritter, der zum Ankauf von solchem von Julianus, dem

Veranstalter der Fechterspiele unter Kaiser Nero, ausgeschickt wurde, jene Handelshäfen und Küsten besuchte und eine so große Menge mitbrachte, daß die Netze zum Anhalten der wilden Tiere und zum Schutze der Emporbühne mit Bernsteinstücken verbunden, die Waffen aber, sowie die Bahren und überhaupt die ganze Ausrüstung des Tages zur Abwechslung des Gepränges mit demselben Stoffe verziert waren. Das größte von ihm aufgetriebene Stück wog 13 Pfund". Offenbar hatten diese Unternehmer die alte, schon in vorgeschichtlicher Zeit vielbefahrene Handelsstraße von der Donau längs der Weichsel und Oder an die Ostsee verfolgt. Andere derartige Handelswege zur Einfuhr des im Altertum, besonders vor der Bearbeitung des Eisens, noch viel wichtigeren Zinns führten, neben dem durch Pytheas erforschten Seewege um Gallien und Iberien herum, von der Nordsee durch die Täler der Maas, des Rheins und der Rhone, vielleicht sogar über die Alpenpässe nach Italien und ans Mittelmeer.

Die Flotten der Normannen, deren kühne Seefahrten die Völkerwanderung fortsetzten, dienten nicht nur dem Kriege und der Eroberung, sondern auch der Anbahnung eines umfassenden Handelsverkehrs und einer Vermehrung der Kenntnisse von fremden Ländern und Völkern, hatten somit eine hervorragende Bedeutung für die Hebung der Gesittung und den Fortschritt der Menschheit. So sagt die Edda:

Der allein,	Kennet jegliches
Der weit gefahren	Menschen Sinn,
Und weit gereiset,	Wenn selbst er weise.

5. Zeit und Zahl.

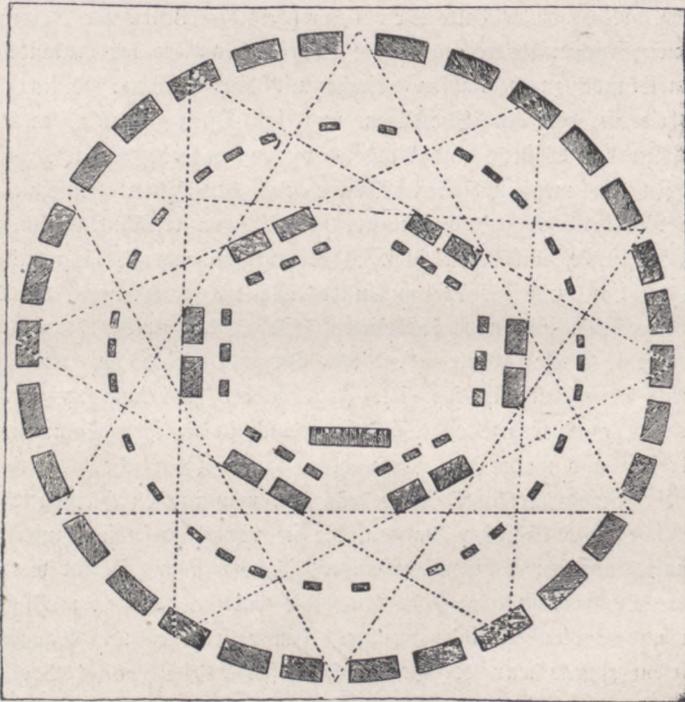
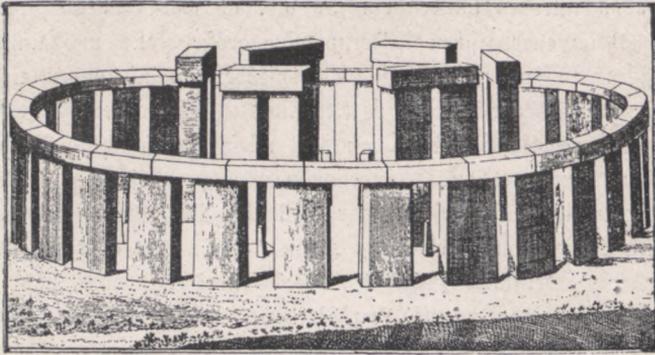
Der vielfach aus sehr alten Quellen schöpfende griechische Schriftsteller Diodor überliefert folgende merkwürdige, der Sagen Geschichte des im 6. und 5. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung lebenden Hekataeus entnommene Erzählung: „Dem Kettenlande gegenüber, im äußeren Weltmeer gegen Norden liegt ein Eiland, nicht kleiner als Sizilien. Die Bewohner desselben heißen Hyperboreer, weil sie jenseits des Nordwindes (griech. boreas) wohnen. Der Boden ist so gut und fruchtbar und der Himmelsstrich so günstig, daß man zweimal im Jahre ernten kann. Nach der Sage ist Leto (lat. Latona, Mutter Apolls und der Artemis oder Diana, der göttlichen Ver-

föperungen von Sonne und Mond) auf dieser Insel geboren; darum wird auch Apoll dort eifriger als alle anderen Götter verehrt. Die Einwohner sind eigentlich als Priester Apolls zu betrachten, da sie ihn täglich durch immerwährende Lobgesänge preisen und auf jede Art verherrlichen. Es ist auf der Insel ein prächtiger, dem Gotte geweihter Hain und ein merkwürdiger Tempel von kreisrunder Gestalt, mit vielen Weihgeschenken geschmückt. Auch eine Stadt ist ihm heilig, deren Einwohner größtenteils Harfenspieler sind; beständig singen sie mit Harfenbegleitung Lieder zu seiner Ehre und rühmen seine herrlichen Taten. Die Hyperboreer haben eine eigene Sprache. Im übrigen sind sie mit den Griechen, besonders den Athenern und Deliern ganz vertraut, und diese Zuneigung stammt aus alter Zeit. Es gab, wie die Sage meldet, Griechen, die zu den Hyperboreern reisten und dort kostbare Weihgeschenke mit griechischen Inschriften zurückließen. Ebenso kam nach Griechenland ein Hyperboreer namens Ubaris, der die alte Bekanntschaft mit den verwandten Deliern erneuerte. Von dem erwähnten Eiland aus erscheint die Entfernung des Mondes ganz gering, und man glaubt auf demselben bergähnliche Erhöhungen wahrzunehmen. Apoll kommt alle neunzehn Jahre dahin, also zu der Zeit, da die Gestirne in dieselbe Stellung zurückkehren; darum heißt auch ein Zeitraum von neunzehn Jahren bei den Griechen das große Jahr". Über die Beziehungen der Nordländer zu Delos, dem heiligen Eiland des Sonnengottes, berichten noch zahlreiche andere Schreiber, von denen nur Herodot, der „Vater der Geschichte“, und Plinius, der Verfasser der „Naturgeschichte“, angeführt sein mögen: „Die Opferspenden der Hyperboreer, so erzählten die Delier, kämen in Weizenstroh eingehüllt zuerst zu den Skythen; dann übernahm sie ein Volk von dem anderen und gäbe sie seinen Nachbarn weiter bis zur Adria im fernen Westen, von hier gingen sie südwärts zu den Dobonäern als erstem Volke der Hellenen, dann an den malischen Meerbusen und über See nach Euböa; eine Stadt schickte sie dann weiter zur andern bis nach Karystos. Die Karystier brächten sie nach Tenos und die Tenier endlich nach Delos“. Dies wird durch das erwähnte lateinische Werk bestätigt: „Man darf an dem Vorhandensein dieses Volkes nicht zweifeln, da es nach dem Zeugnis so vieler Schriftsteller die Erstlinge der Feldfrüchte nach Delos dem Apollo zu schicken pflegte, den es hauptsächlich verehrt. Zuerst brachten dieselben Jungfrauen, lange durch das Gastrecht geschützt, später nach

Verletzung der Sitte wurden sie den Nachbarn anvertraut und von Volk zu Volk bis nach Delos weitergegeben. Schließlich kam auch das außer Gebrauch". Solange man nicht nur die Wiege des Menschengeschlechts, sondern auch die Heimat der Indogermanen und den Urquell aller Gesittung im Osten suchte, war mit solchen Geschichten nichts anzufangen, nun aber, da das verhängnisvolle Vorurteil, wenn auch vielleicht noch nicht vollständig überwunden, so doch stark erschüttert ist, erlangen sie eine erhöhte Wichtigkeit, eine früher nicht geahnte Bedeutung. Zudem enthalten sie Einzelheiten, die mit unbestreitbaren Tatsachen übereinstimmen und darum diese wertvollen Überlieferungen über das Reich des Märchens erheben, wenn auch unzweifelhaft manches, wie zum Beispiel die doppelte Ernte und das unaufhörliche Harfenspiel, entschieden sagenhaft ist und auf Übertreibung beruht. Die Bemerkung, daß im Norden der Mond der Erde näher sei, ist freilich auch nicht wörtlich zu nehmen, erklärt sich jedoch aus der richtigen Beobachtung, daß er dort nicht so hoch am Himmel aufsteigt und in den langen, frostklaren Winternächten besonders gut zu sehen ist. Wer denkt aber bei dem runden Sonnentempel nicht an die nordischen Steinringe und Irzgärten, vor allem an das berühmte, wohl vierthausend Jahre alte Stonehenge (Hängesteine) bei Amesbury in England, über das die Gelehrten zwar die widersprechendsten Ansichten geäußert haben, von dem es aber nun nach sorgfältigen Untersuchungen und sachmännischen Beobachtungen feststeht, daß es in der That der Sonne geweiht war und der Zeitbestimmung, insbesondere der Angleichung des Mondjahres an das Sonnenjahr, gedient hat. Von nicht geringerer Beweiskraft ist der neunzehnjährige Zeitraum, das „große Jahr“ der alten Griechen, das aufs genaueste mit dem „Mondalter“, dem Tugletaudd der Nordländer übereinstimmt, in dem nach einer alten Sage Wodan, der hier als Himmels- und Lichtgott noch mit Apollo (germ. Phol) zusammenfällt, „seine Wolkenrosse abschirrt und weidet.“ Da nämlich zwölf Mondumläufe elf Tage weniger haben als ein Sonnenjahr, müssen die Monderscheinungen (Vollmond und Neumond) im gleichen Monat jedes folgenden Jahres um neunzehn Tage später eintreten, was im Lauf von 19 Jahren 361 Tage, also mit Einrechnung von vier Schalttagen ein Jahr ausmacht und somit den Unterschied ausgleicht. Der Vollmond diente aber, was bekanntlich auch die christliche Zeitrechnung beibehalten hat, als Grundlage für die Bestimmung gewisser Feiertage; nur die Sonnenwenden und



Stonehenge bei Salisbury (England), (Sonnenheiligtum, nahezu 4000 Jahre alt).
Nördliche und südliche Ansicht im Jahre 1720.



Stonehenge bei Salisbury (England)
oben wiederhergestellte Ansicht, unten Grundriss.

Tagundnachtgleichen standen ein für allemal fest. Darum spielt die Zahl 19 im europäischen Altertum eine große Rolle und findet sich häufig in den zur Zeitbestimmung dienenden Steinsetzungen und auf den immerwährende Zeitweiser (Kalender) darstellenden Runenstäben. Nach der griechischen, bisher von den meisten Geschichtschreibern und Sternkundigen urteilslos angenommenen Überlieferung hätte ein Athener namens Meton im Jahr 432 vor Christus diesen Kreislauf entdeckt, der darum „metonischer Zyklus“ heißt. Da aber die Griechen selbst diese bedeutsame Zahl schon viel früher erwähnen und zudem in engste Verbindung mit dem Norden bringen, hat die Annahme, aus dieser, und nicht einer östlichen Quelle sei die Kenntnis dieser Dinge geschöpft, die meiste Wahrscheinlichkeit. Darum brauchen wir doch nicht, wie vor dritthalb Jahrhunderten der Schwede Stjernhjelm getan, den sagenhaften Skythen Mbaris zum Lehrer Metons zu machen. Noch früher hatte Scaliger (1540—1609), der Begründer der neuzeitlichen Zeitrechnung, die Überschätzung der morgenländischen Himmelskunde zu bekämpfen gesucht mit den Worten: „Nicht alle Weisheit ist bei den Chaldäern und im Osten zuhause, auch die Menschen des Westens und Nordens waren denkende Wesen“.

Zu den merkwürdigsten Stücken aus der Hinterlassenschaft der alten Nordbewohner gehören unstreitig die schon erwähnten Jahrstäbe oder Zahlstücke, mit deren Hilfe es bei entsprechender Übung möglich ist, „den Lauf und die Stellungen des Mondes zu erkennen, die Tage der beweglichen und unveränderlichen Feste zu bestimmen . . . und wie aus einem Buche abzulesen“. Zu Duzenden sind sie, mit ihren ältesten Beispielen bis ins 12. Jahrhundert zurückreichend, in den nordischen, als vereinzelte „Wanderer“ auch in deutschen Sammlungen anzutreffen und waren vor gar nicht so langer Zeit, ehe die Erzeugnisse der Buchdruckerkunst sie verdrängten, noch in den Händen vieler schwedischer und dänischer Bauern, die sie nicht nur selbst anzufertigen und mit Kunst zu schnitzen verstanden, sondern auch „so gut wie ihre Finger kannten“, so daß jedes Kind die richtige Zeit zum Pflügen, Säen und Ernten zu finden wußte. Am beliebtesten und bequemsten zu diesem Zwecke war der Handstock, dessen Lob ein alter Professor von Upsala in folgenden hübschen, sinngemäß aus dem Lateinischen übertragenen Zeilen gesungen hat:

Was auf zahlreichen Blättern gedruckter Kalender zu finden,
 All das kündet der Stab, hält eine einzige Hand.

Dieses fürwahr nicht einfache Werk eines einfachen Bauern
 Hilft ihm zu merken das Jahr und zu berechnen den Tag;
 Auch wann der Mond sich erneut und wann er dann wiederum abnimmt,
 Wann sich zum Vollmond drauf rundet sein doppeltes Horn,
 Alles erklärt er genau, die nicht sich verschiebenden Feste,
 Wie auch solche, die stets wechseln im Wandel der Zeit.
 Traun, dir gereichet der Stock mit den Runen zu zwiefachem Nutzen,
 Lehrt dich erkennen die Zeit, leitet den eilenden Fuß.

Bei der herrschenden Grundanschauung war es leider fast selbstverständlich, daß man diese Zeitweiser nicht als selbständige Erfindung der Germanen gelten ließ, sondern auch für eine Entlehnung, eine „Übersetzung ins Runische“ des durch die christlichen Glaubensboten eingeführten römischen Kalenders erklärte. Dagegen sprechen aber verschiedene schwerwiegende Gründe, vor allem die Anwendung der Runen selbst, die doch von den Bekehrern als anstößige Erinnerung ans Heidentum bekämpft wurden, dann die altertümliche Gestalt derselben und das gelegentliche Auftauchen einzelner Zeichen der altgermanischen, damals längst außer Gebrauch gekommenen Reihe, ferner der anfangs vom römischen abweichende Jahresbeginn mit dem kürzesten, längsten oder nachtgleichen Tage, weiter die manchmal noch erkennbare Dreiteilung des Jahres, das ursprünglich aus zwölf Mondumläufen bestand und ab und zu durch einen dreizehnten oder Schaltmond mit dem Sonnenjahr in Einklang gebracht wurde, endlich das Vorkommen ähnlicher, wenn auch nicht so vollkommener Jahrstäbe bei den Nachbarvölkern, den Angelsachsen, Normannen, Deutschen, Slaven, Finnen und Lappen. Alles dies wird nur verständlich, wenn wir eine sehr frühe Entstehung dieser Zeitweiser, und zwar in der Germanenheimat voraussetzen. In den Kirchen, wie sicherlich vorher schon in den heidnischen Heiligtümern, wurden die Vorbilder aufbewahrt, die immer wieder nachgeahmt, später auch mit den Fortschritten in der Zeitrechnung, zum Beispiel der Verbesserung des Kalenders durch Papst Gregor XIII. im 16. Jahrhundert, in Übereinstimmung gebracht wurden. Einzelne nordische Gelehrte der älteren Zeit haben auch ihre Überzeugung von dem hohen Alter solcher nicht nur an Stöcken, sondern auf allen möglichen Gebrauchsgegenständen, wie Schwertklingen und Scheiden, Lanzenstäben, Art- und Peitschenstielen, Maßstäben, Mangelhölzern, Schränken, Truhen und dergl. angebrachten, manchmal auch auf Plättchen in Buchform zum Aufklappen oder fächerartigen Entfalten hergestellten



Zährstab.

Zeitweiser unzweideutigen Ausdruck gegeben. „In jeder Hinsicht zeigt sich, daß die Ausstellung zur Jahresberechnung, die wir Runstab nennen, in ihren Grundlagen wie in ihrer Anwendung ein einheimischer Zeitweiser ist, eine Skandinaviern . . . eigentümliche, uralte Einrichtung, deren Gebrauch immer noch nicht aufgehört hat, und es ist wahrscheinlich, daß man schon während der Zeit des Heidentums den Runen- oder Jahrstab hatte zur Berechnung der Jahreszeiten und der Tage, an denen Volksversammlungen oder Opferfeste abzuhalten waren“. Aber auch wer ihr höheres Alter bestreitet, muß ihre sinnreiche Anordnung, ihre Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit anerkennen. Sie enthalten außer den zweiundfünfzigmal wiederholten, durch die sieben ersten Zeichen (f u t h o r k h) der Runenreihe dargestellten „Sonntagsbuchstaben“, mit deren Hilfe sich die einzelnen Wochentage für das ganze Jahr bestimmen lassen, noch die „goldenen Zahlen“ des für den Eintritt der Monderscheinungen wichtigen neunzehnjährigen Kreislaufs, den achtundzwanzigjährigen Sonnenkreislauf für die Berechnung der Schaltjahre, die Tag- und Nachtlängen der einzelnen Monate, die Ausgangs- und Untergangszeiten der Sonne, in den sorgfältiger ausgearbeiteten Stücken auch noch die Ostervollmonde für einen bestimmten Zeitraum und endlich Bilder und Zeichen für die Feiertage, für die Arbeiten wie für die Freuden des Jahres, nämlich Kreuze, Kronen und Bischofsstäbe, Pflüge, Sensen, Rannen und Trinthörner, Rinder und Gänse, Dreschflegel und Melkfübel, Fischneze und Jagdspieße, Schlitten, Schiffe und anderes mehr. So unscheinbar ein solcher Runenzeitweiser ansieht, es steckt in ihm eine Menge geistiger Arbeit und eine tausendjährige Erfahrung. So sonderbar und rätselhaft seine Bilderschrift dem Unkundigen erscheinen mag, für den verständnisvollen Kenner ist er ein unschätzbares Zeugnis von der Erfindungskraft und dem Scharfsinn unserer Vorfahren. Wahrlich, jener dänische Gelehrte hatte recht, als er vor Worms berühmte, eine wahre Fundgrube des Wissens bildende „Dänische Zeitrechnung“ aus dem 17. Jahrhundert den Spruch setzte:

Wer darum unser Volk barbarisch schilt,
Als größter der Barbaren selber gilt.

Als Hauptgrund gegen die Selbständigkeit der Germanen in diesen Dingen wird gewöhnlich die sieben tägige Woche angeführt, die ihnen, wenn auch ziemlich früh, doch erst nach der Einführung des Christentums von außen zugegangen sein soll, und zwar als altsemitische, vielleicht sogar altägyptische Einrichtung. Weder auf ein Sonnenjahr von 364 oder 365 Tagen, noch auf dessen Einteilung in 52 Wochen wären sie jemals allein gekommen. Wie erklärt sich aber dann die Tatsache, daß sie die Woche, die im Griechischen, Lateinischen, Keltischen und Romanischen (*hebdomos*, *septimana*, *sechtmán*, *semaine*) einfach nach der Siebenzahl benannt ist, nicht mit einem entlehnten Fremdwort, sondern einem eigenen, ihnen allein zukommenden Ausdruck (got. *viko*, ahd. *wecha*, angels. *vuce*, altnord. *vika*) bezeichnen, daß die einzelnen Tage den heimischen Göttern, Sonne, Mond, Ziu oder Er (Kriegsgott), Wodan, Thonar und Fria oder Fria geweiht sind? Der Wodanstag (schwed. noch *onsdag*, niederl. *woensdag*, engl. *wednesday*) wurde, als „dem Obersten der Unholden“ heilig, wahrscheinlich durch den Übereifer der Befehrer in den farblosen Mittwoch (ahd. *mittawecha*) verwandelt, während für den Vorabend (ahd. *sunnunaband*, lat. *dies Saturni*) des Sonntags die germanische Gottheit nicht mehr bekannt und eine Ableitung von dem jüdischen Sabbath (ahd. *sambaztag*, neudeutsch *Samstag*, *Sonnabend*) eingetreten ist. Daß zwei spätgriechische Schriftsteller, Philon und Josephus, die Woche eine Einrichtung „der Barbaren“ nennen, daß die Reihenfolge der assyrischen Planetengötter (Mond, Sonne, Jupiter, Venus, Saturn, Merkur, Mars) eine ganz andere ist als die unserer Wochentage, spricht auch nicht für einen morgenländischen Ursprung. Die Griechen hatten früher ihren Monat in drei Abschnitte zu je 10 Tagen (Dekaden) geteilt, die Römer außer den Kalenden am Anfang und den Iden in der Mitte nur die gleichfalls von den Etruskern entlehnten neunten Tage (Nundinen oder Nonen, von etruskisch *nunth*, lat. *nonus*) gekannt. Aber, könnte man einwenden, die Benennung der Wochentage nach Göttern war doch eine römische, durch zahlreiche Bildsteine bezeugte Sitte. Gewiß, doch stammen diese sämtlich aus einer späteren, mit der Ausbreitung des Christentums zusammenfallenden Zeit und meistens aus dem römischen Gallien oder Germanien. Dieser seltsame Widerspruch erklärt sich nur durch

die Annahme, die Römer hätten diesen Brauch erst bei den nordischen Völkern kennen gelernt und von diesen übernommen, nach ihrer Gewohnheit den keltischen und germanischen Gottheiten lateinische Namen gebend; mit den Göttern der Tages- und Jahreszeiten finden sich die der Wochentage hauptsächlich auf den sogenannten Jupiter- oder Gigantensäulen, die durch einen mit fliegendem Mantel über einem schlangenförmigen Riesen wegsprengenden Reiter (Wodan, Habelberend) gekrönt sind und mit gutem Grund als ursprünglich germanische oder gallische, in die Formensprache römischer Kunst übersetzte Weltensäulen (lat. *universalis columna*, ahd. *irminsul*) gedeutet werden; dadurch löst sich auch das Rätsel, warum im Altnordischen die Weltfische den sonderbaren Namen *Yggdrasill*, d. h. „schnelles Roß“ oder „Wodans Kenner“ trägt. Nach altgermanischer, auch von den Galliern geteilter Anschauung war das Licht aus der Finsternis, der Tag aus der Nacht hervorgegangen; darum rechneten sie nach Nächten, eine Sitte, die sich noch in den deutschen Ausdrücken Weihnacht, Fasnacht, Zwölfnächten, den englischen *sennight* und *fortnight* (7 und 14 Tage) erhalten hat.

Wie die Wochentage hatten auch die Monate bei unseren Vorfahren einheimische und zwar — das beweist die Übereinstimmung des nordischen Jul mit dem kyprischen Julos — uralte Namen; möglich, daß anfänglich auch die Sommer Sonnenwende so benannt und die Ehrung des Kalenderverbessers Julius Cäsar eigentlich nur die Rückkehr zu einer alten Sitte war. Bekanntlich hat schon Karl der Große versucht, den Monaten, für die bei den Franken zum Teil lateinische Bezeichnungen üblich geworden waren, wieder durchweg deutsche Namen zu geben, und auch in neuester Zeit haben sich solche Bestrebungen wiederholt. Gerade das Beispiel des großen Frankenkönigs lehrt uns aber, daß man diesen Weg, wenn man dauernden Erfolg haben will, nur mit Vorsicht beschreiten darf und alle zu langen oder geschmacklosen Wortbildungen vermeiden muß. Ich selbst habe vor Jahren folgenden Vorschlag gemacht: Hartung, Hornung, Lenz, Östring, Mai, Brachmond, Heumond, Aukt, Herbstmond, Weinmond, Niblung, Jul; das wohlklingende Mai, dessen Wortstamm ja auch deutsch ist, und das im Volksmunde fortlebende Aukt, das vielleicht gar nicht mit dem Kaiser Augustus, sondern mit dem lateinischen *auctumnus* und dem verwandten gotischen *aukan* = vermehren zusammenhängt, sind beibehalten. Seit der Urzeit war der Mond mit seinen stets

wechselnden, in gleichen Zwischenräumen aber sich wiederholenden Erscheinungen für den über den nächsten Tag hinausdenkenden Menschen der augenfälligste und bequemste Zeitmesser gewesen; artali, Jahrzähler, nannten ihn die Nordmänner, und tungolvitogan, Mondweise, hießen bei den Angelsachsen die Wahrsager. Die Zeit eines Umlaufs von einem Neumond zum andern wurde einfach als „Mond“ oder mit einer Ableitungsendung als „Monat“ (altind. mas, griech. men, lat. mensis, got. menoths, ahd. manoth, lit. menesis, slav. meseci) bezeichnet und zerfiel nach den größten Gegensätzen zwischen Neumond und Vollmond von selbst in zwei, nach den Mondvierteln oder Halbmonden aber in vier gleiche Abschnitte von je 7 Tagen oder in Wochen, deren germanischer Name durch die sprachliche Verwandtschaft (ahd. wecha, wehsalon) noch deutlich an den Mondwechsel erinnert. Hatte sich dieser 12 mal vollzogen, so befand man sich wieder in derselben Jahreszeit, d. h. die Erde hatte das gleiche Gesicht und der Tag ungefähr dieselbe Länge; beinahe, aber nicht ganz, denn nach einigen Jahrgängen stellte es sich heraus, daß mit dieser Rechnung die Jahreszeiten sich verschoben und von Zeit zu Zeit ein Ausgleich nötig war. Die einfachste und nächstliegende Aushilfe bestand in dem Einschalten von Monaten, Wochen oder Tagen, worüber schon Herodot berichtet und Plutarch in seiner Lebensbeschreibung des Königs Numa sagt: „Er berechnete, daß der Unterschied aus jener Ungleichheit 11 Tage ausmache, weil ja das Mondjahr 354, das Sonnenjahr dagegen 365 Tage hat; diese elf Tage verdoppelnd, schob er immer übers andere Jahr, Ende Februar, einen Schaltmonat ein, der von den Römern Mercedonius genannt wurde und 22 Tage zählte“. Wie Beda erzählt, hatten die Angelsachsen auch nach ihrer Bekehrung eine ähnliche Sitte beibehalten: „Je drei Monate gaben sie den einzelnen Jahreszeiten; wenn aber ein Schaltjahr, das ist ein solches von dreizehn Monaten, eintrat, fügten sie den überschüssigen Monat dem Sommer ein, sodaß es nun deren drei namens Lida gab und das ganze Jahr darum Thrilidi hieß.“ Alle anderen Nachrichten über das altgermanische Jahr und die Vervollkommnung der Runenstäbe lassen erkennen, daß auch unsere Vorfahren seit der Heidenzeit an diesem Ausgleich gearbeitet und ihn auf verschiedenen Wegen zu erreichen gesucht haben; nach ihren sonstigen Leistungen ist nicht daran zu zweifeln, daß sie auch ohne die Kalenderverbesserungen durch Cäsar und Gregor zum Ziele gekommen wären. Ersterer, und

mit ihm verschiedene andere Schriftsteller, schreibt den gallischen Druiden, deren Wissen das der germanischen Priester kaum übertroffen haben dürfte, reiche Kenntnisse zu über „die Gestirne und ihren Lauf, über die Größe der Welt und der Erde“, und von den Goten rühmt ihr Geschichtschreiber Jordan, sie hätten sehr wohl „die Lage der 12 Himmelszeichen und die Bahnen der Gestirne durch dieselben“ gekannt, überhaupt die ganze Stern- und Himmelskunde beherrscht. Den Assyriern, Aegyptern und Hellenen sollen ihre Verdienste um die Zeitrechnung nicht geschmälert werden, doch ist es bezeichnend, daß schon die Sumerier, die Vorläufer der Arier und eigentlichen Begründer der babylonischen Gesittung, nach den neuesten Keilschriftfunden eine auf dem Mondwechsel beruhende siebentägige Zeiteilung gekannt haben.

Noch heute ist ein Teil der Feste beweglich geblieben und richtet sich ihre Zeit nach dem Eintritt der Monderscheinungen, was im bürgerlichen Leben und im Geschäftsbetrieb manche Unannehmlichkeiten mit sich bringt. Es sind darum wiederholt Vorschläge zur Verbesserung der Zeitrechnung und zur Beseitigung der jährlichen Verschiebungen gemacht worden, von denen der folgende das meiste für sich zu haben scheint. Jedes Vierteljahr besteht aus 3 Monaten zu einmal 31 und zweimal 30 Tagen, also aus 13 Wochen mit 91 Tagen. Der überschüssige Tag gehört keiner der 52 Wochen an, sondern gilt als Feiertag und wird als „Jahrschluß“ vor dem Neujahrstage eingeschoben, ebenso in jedem vierten Jahr ein Schalttag, am besten wohl zwischen die beiden Jahreshälften, die im Altnordischen und Angelsächsischen eine besondere Bezeichnung (misseri, missar, got. jer und midja) hatten. Ostern fällt ein für allemal auf den 1. April oder Östring, der dann seinen Namen mit doppeltem Recht trüge, Pfingsten 7 Wochen später und der Faschnachtsontag ebensoviel früher. Auf diese Weise würden sowohl Feste als Werktage immer die gleiche Stellung im Jahr wie auch in der Woche einnehmen und alle Verschiebungen vermieden werden. Selbstverständlich könnte eine so einschneidende Veränderung, die am besten mit einem Jahr anfinde, in dem Neujahr auf einen Sonntag fällt, nur im Einverständnis mit den staatlichen und kirchlichen Behörden aller oder doch der meisten Kulturvölker durchgeführt werden, wozu unter den jetzigen Verhältnissen wenig Aussicht besteht.

Alle auf die Zeitrechnung sich beziehenden Ausdrücke, Zeit und Jahr, Monat und Woche, Tag und Stunde, sind urdeutsch und

schließen jeden Gedanken an Entlehnungen aus. Nur die kleinsten Teile der Stunde, die ihre Einführung den Gelehrten verdanken, haben dementsprechend auch lateinische Bezeichnungen, Minuten und Sekunden; aber auch sie ließen sich leicht verdeutschen, etwa durch „Kleinteilchen“ und „Augenblicke“, kurz „Teil“ und „Blick“, wobei neben dem Viertel auch das Fünftel mit 12, das Sechstel mit 10 und das Zehntel mit 6 Minuten gebraucht werden könnte. Ein Zeitraum von 2 Stunden, 10 Min. und 4 Sek. würde dann beispielsweise so ausgedrückt: 2 Stunden, 1. Sechstel und 4 Blick. Das nebenbei.

Auch die Jahres- und Tageszeiten samt den Festen haben durchweg einheimische Namen: Winter, Frühling, Sommer, Herbst, Morgen, Mittag, Abend, Weihnachten, Fasnacht und Ostern; nur Pfingsten, dessen griechische Bezeichnung pentekoste, d. h. der „fünzigste“ Tag, mit dem Christentum eingeführt wurde, macht hierin eine Ausnahme, und es erscheint fraglich, ob „Weißer Sonntag“ (angels. hvita sunnandaeg, altnord. hvitadagr) älter ist. Kalender (lat. calendarium) und Almanach (arab. almenichiaka) sind zwar Fremdwörter, enthalten aber merkwürdigerweise beide germanische Wurzeln (altnord. kalla, engl. call, altlat. calare, griech. kalein = rufen, und got. mena, ahd. mano = Mond). Welches Ansehens sich die germanischen Zeitweiser, insbesondere die auf Stöcken angebrachten, während vieler Jahrhunderte erfreuten, zeigt der Umstand, daß der Langobardenkönig Kunibert einem gelehrten Römer im 7. Jahrhundert einen solchen schenkte (unter dem „mit Silber und Gold verzierten Stab“ kann kaum etwas anderes verstanden werden; die „goldenen Zahlen“ waren jedenfalls durch den entsprechenden Stoff hervorgehoben), und daß noch im 16. Jahrhundert König Gustav I. von Schweden einen ähnlichen, ebenfalls mit Gold eingelegten trug.

Die Zahlen auf den germanischen Jahrstäben sind wie bei Ulfila durch Buchstaben, meist durch die 16 Zeichen der spät-nordischen Runenreihe, vermehrt durch die offenbar vielgebrauchten Doppelrunen ll, mm, thth ausgedrückt. Es finden sich aber auch in Skandinavien, England und Deutschland eigentümliche, von den römischen verschiedene Zeichen, „Stabzahlen“ genannt, weil an einem aufrechten Stabe Seitenstriche und Haken den Zahlwert angeben. Woher stammt diese ebenso einfache wie sinnreiche Zahlenschrift und wie hängt sie mit der sonst üblichen zusammen? Da sie bei keinem

anderen Volke vorkommt, ist sie zweifellos eine germanische Erfindung, und da sie besonders auf deutschen Bauernkalendern bis in die neuere Zeit im Gebrauch blieb, muß sie feste Wurzeln in der Volkssitte gehabt haben. Der Gedanke, ob nicht vielleicht von ihnen eine Brücke zu den im späteren Mittelalter auftretenden „arabischen Ziffern“ hinüberführe, war mir schon vor Jahren aufgestiegen und hat sich seitdem durch eingehende Untersuchungen mehr und mehr befestigt. Der Ausdruck „arabische Ziffern“ gehört zu dem wissenschaftlichen Falschgeld, das lange Zeit umläuft und von jedem gutgläubig genommen wird, bis es endlich nach erkannter Wertlosigkeit aus dem Verkehr verschwindet. Nicht einmal die Araber selbst, die diese Zahlen „indische Zeichen“ nennen, nehmen den Erfinderruhm für sich in Anspruch, doch bleibt ihnen unstreitig das Verdienst, frühzeitig zu deren Verbreitung beigetragen zu haben. Ein kurzer Rückblick auf die Entwicklung des Zahlwesens wird das Verständnis der folgenden Ausführungen erleichtern.

Das einfachste, schon dem Urmenschen wie dem heutigen Wilden bekannte Mittel, sich eine Zahl zu merken, bestand in einfachen Ritzen oder Einschnitten, an die noch das wenigstens im sprachlichen Gebrauch gebliebene „Kerzholz“ erinnert und von denen auch, gerade wie das Längenmaß, Zoll (ahd. zol, ursprünglich Klotz), das früher unerklärte Wort Zahl (ahd. zala, altnord. tal, verwandt mit spätlat. taliare, ital. tagliare, franz. tailler, davon gallisch tallus, Teller, eigentlich Abschnitt von einem Baumstamm) her stammt. Aus solchen Strichen sind noch die vier ersten Zeichen der römischen Zahlen gebildet, während das fünfte aus einem schief durch 4 derselben gelegten Querbalken, das zehnte aus einer Verdoppelung des letzteren entstanden ist. L für 50 bedeutet nach meiner Erklärung „lange Reihe (Longa series)“, d. h. 5 durch eine Brücke verbundene Zehner, gerade wie im Deutschen „Stiege“ (got. staiga), im Englischen score (Kerzschnitt) die Zahl 20, nämlich vier aus einzelnen Strichen bestehende, durch einen Steg verbundene Fünfer. Auch die höheren Zahlen, 100, 1000, 500, sind durch Anfangsbuchstaben, C für centum, M für mille, D für dimidium = halbes 1000, wiedergegeben. Im übrigen ist aber die mit Wiederholung, Zuzählen und Abziehen sich behelfende römische Zahlenschrift sehr umständlich und schwerfällig; auch der Geübte muß die „Medicinzahlen“, wie man sie nach der oft vorkommenden Gruppe MDC scherzhaft genannt hat, erst entziffern und errechnen. Welch

einen Fortschritt bedeutet dagegen unsere heutige Schreibweise, nicht nur wegen der einfachen und doch scharf ausgeprägten Gestalt der einzelnen Zeichen, sondern auch durch deren raumsparenden, übersichtlichen Stellungswert! Am frühesten finden sich solche Zahlen, den unsrigen teils ähnlich, teils gleich, in einigen aus dem 10.—12. Jahrhundert stammenden Handschriften von Werken über Rechenkunst und „Erdmessung (Geometria)“, die man früher, anscheinend mit Unrecht, dem im italienischen Gotenreiche lebenden Boëthius zugeschrieben hat. Darin ist ein Rechenbrett, eine sogenannte „pythagorische Tafel“ abgebildet, mit verschiedenen Feldern für die Einer, Zehner, Hunderter, Tausender u. s. w., in die beim Rechnen kleine Steinchen (calculi, daher die entsprechenden Wörter in den romanischen Sprachen) oder an deren Stelle durch eine bestimmte Zahl von Strichen, durch Buchstaben oder durch die erwähnten neuen Zeichen unterschiedene Zählmarken eingesetzt wurden. Für diese sind auch „gar feltfam klingende Namen“ (igin, andras, ormis, arbas, quinas, caletis zenis, temenias, celentis) angegeben, die nach der Meinung mancher Gelehrten „in semitischen Sprachen wurzeln“ sollen. Betrachtet man aber die neun, zum Teil jedenfalls durch unfundige Abschreiber entstellten Wörter ohne Voreingenommenheit, so erhalten sie zum Teil ein auffallend germanisches Aussehen, besonders die drei ersten, von denen zwei den Zahlwert (got. ains, anthar) ausdrücken, das andere die Gestalt (got. vaurms, d. h. geschlängelt) zu bezeichnen scheint; quinas könnte mit lat. quinque = fünf, zenis mit got. sibun in Zusammenhang gebracht werden. Andere, wie arbas 4 und temenias 8, sind dagegen sicher arabisch (arbaat und tamenijat), während zenis mit dem Gotischen, Lateinischen (septem) und Arabischen (sabaat) Anklang zeigt. Das Zeichen für Null (sipos = griech. psephos, Rechenstein) ist ein kleiner, oft noch mehrere andere einschließender Kreis, offenbar nichts anderes als ein Bild der unbeschriebenen Marke. Somit besteht eine sprachliche Mischung der besprochenen Zahlwörter, die sich am leichtesten bei einem spanischen Ursprung erklären ließe; wie ist aber die weder mit irgend welchen Buchstaben noch mit einer anderen Zahlenschrift zu vergleichende Gestalt der neuen Zeichen zu deuten? Nach meiner schon vor einigen Jahren geäußerten und seitdem noch eingehender begründeten Ansicht so, daß die germanischen, jedenfalls auch von den Goten gebrauchten Stabzahlen für das Schreiben auf Pergament oder Papier durch einen zusammenhängenden Federzug vereinfacht wurden. Vergleicht

man solche mit den erwähnten, seit dem 11. Jahrhundert von Süddeutschland aus sich verbreitenden und bald die ganze Welt erobernden, noch heute fast unveränderten Zahlzeichen, so wird man, wenn auch ein zwingender Beweis nicht geführt werden kann, doch die Wahrscheinlichkeit eines derartigen Entwicklungsganges zugestehen müssen. Ist auch der Anhang zur Rechenkunst des Boëthius, die sogenannte „Geometrie“, ein Nachwerk aus späterer Zeit, so würde er doch wohl von einem seiner Nachfolger im Frankenreich, also aus einer ähnlichen Quelle stammen.

Nach der Eroberung von Spanien könnten die Araber dort die neue Rechenweise und Zahlenschrift von den Goten gelernt und mit anderen Errungenschaften einer höheren Gesittung in ihrem weiten, bis zu den Quellen des Indus sich erstreckenden Reiche verbreitet haben. In der That hat einer ihrer Gelehrten, der aus Persien stammende Mohammed ben Musa, ein Werk verfaßt, das nur in einer lateinischen Bearbeitung über „das Zahlwesen der Indier“ auf uns gekommen ist und zu der als Kreis dargestellten Null bemerkt, sie ermögliche die Schreibung „jeder beliebigen Zahl auf leichte und kurze Weise“. Dies scheint also auf Indien hinzudeuten und läßt auch die Kenntnis des Stellenwertes vermuten, der eine vollständige Ummwälzung in der Rechenkunst hervorgebracht hat. Was wir aber sonst in dieser Hinsicht von den Indiern wissen, ist sehr wenig und unsicher; nur soviel steht fest, daß sie noch um die Mitte des ersten Jahrtausends die Zahlen wie die Griechen durch Buchstaben und ohne Rücksicht auf Stellung wiedergaben, deren Bedeutung ihnen nicht vor dem 9. Jahrhundert bekannt wurde. Die ostarabischen Zahlzeichen sind überdies von den in Spanien gebrauchten, den unsrigen näherstehenden recht verschieden und gleichen mehr den neuarabischen. Die Gestalt der neuen Zeichen läßt deutlich erkennen, daß sie nicht aus Buchstaben, sondern aus einer Zahlenschrift hervorgegangen sind, die senkrechte Stäbe mit seitlichen Duerstrichen und Haken gebrauchte; eine solche hatten aber nur die Germanen. Eine gewisse Ähnlichkeit besteht mit den Zahlzeichen der indischen, aus dem 1. Jahrh. v. Chr. stammenden Nasik-Inschriften, die ebenfalls die Zahlen 1—3 durch wagrechte Striche ausdrücken. Sicher arabischen Ursprungs ist das Wort cifra (sifr = leer) für die Null, das dann später auf alle

† ‡ ≡ † h h h h †
 $1 2 3 4 5 6 7 8 9$

anderen Zeichen oder „Ziffern“ übertragen wurde; dieser oft mißbräuchlich angewendete Ausdruck kann darum nur das Bild, nicht den Wert einer Zahl bezeichnen. Ein weiterer bedeutender Fortschritt im Zahlenschreiben wie in der Rechenkunst ging im 10. Jahrhundert von dem kenntnisreichen, zum Teil in Spanien ausgebildeten Franken Gerbert aus, der nachmals unter dem Namen Sylvester II. den Heiligen Stuhl bestieg. Mit seinen Schülern Richer und Bernelin entfaltete er eine so erfolgreiche Lehrtätigkeit, daß sein Ruhm nicht nur „unter den Völkern Germaniens“ sich verbreitete, sondern auch Gallien und Italien erfüllte, wo der Pisaner Leonardo, dem Namen nach sicher ein Mann germanischer Abkunft, im Anfang des 13. Jahrhunderts zwei Lehrbücher über das Rechnen und die Meßkunst herausgab, in denen auch von den „neun Zeichen der Iuder“ die Rede ist. Nach dem Gesagten ist aber der Anteil dieses Volkes an der Wissenschaft der Zahlen mehr als fraglich, unbestreitbar dagegen derjenige der Griechen, wie später der Franken und anderer germanischer Volksstämme. Wie der genannte Bernelin berichtet, galt im Mittelalter Lothringen „als Hauptitz der Rechenmeister“.

6. Schrift.

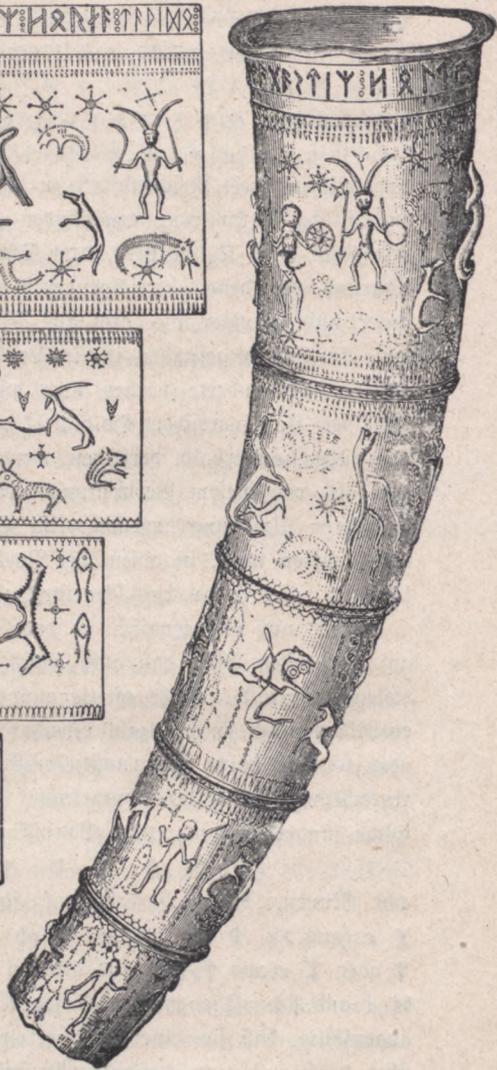
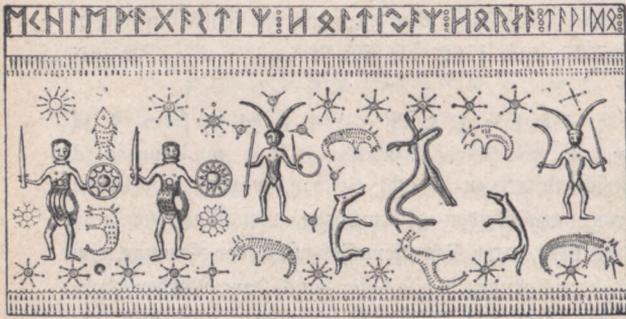
Der sprachlose Mensch war dieses Namens noch nicht würdig, der schriftlose bleibt ein Wilder. Zu den folgenreichsten Großtaten des menschlichen Geistes gehört ohne Frage die Erfindung der Schrift, will sagen der Kunst, des flüchtigen, schnell verhallende Wort sichtbar zu machen, festzuhalten und in verdichteter, dauerhafter Gestalt den Zeitgenossen zu übermitteln, für kommende Geschlechter zu bewahren. Durch dieses „Heilmittel des Vergessens“, wie es ein alter Dichter treffend genannt hat, war jeder Verlust neuer Errungenschaften ausgeschlossen, ein stetiger, ununterbrochener Fortschritt verbürgt. Schon sehr frühe muß sich dem Menschen das Bedürfnis, seinen Gedanken einen bleibenden, auch für das Auge erkennbaren Ausdruck zu geben, aufgedrängt haben, denn die ersten Andeutungen, unbeholfene Versuche einer Schrift finden sich bereits in der älteren Steinzeit, vor vielen Jahrtausenden, wie denn auch neuzeitliche Wildvölker, deren Lebensweise sich seitdem nur wenig verändert hat, oft eine selbsterfundene Wilderschrift gebrauchen. Im Anfang war das Bild, kann man mit

Bezug auf die Entstehung und Fortentwicklung der Schreibkunst sagen; irgend eine Begebenheit oder ein beliebiger Gegenstand wurde einfach bildlich dargestellt. Auch die höchstentwickelten, am weitesten in der Gesittung vorgeschrittenen Völker mußten diese für sie allerdings in der grauesten Vorzeit liegende Stufe einmal überschreiten. Der Übergang von einer solchen Bildsprache zur eigentlichen Bilderschrift, die es ermöglicht, auch etwas anderes als die abgebildeten Dinge auszudrücken, war wieder ein großer Schritt vorwärts, der uns heute vielleicht leicht erscheint, damals aber bei dem Fehlen jeder Vorbereitung nicht so einfach war. Dieser Fortschritt wurde dadurch erreicht, daß von jedem Bilde nur der Anlaut seiner sprachlichen Bezeichnung Geltung behielt und so durch wechselnde Zusammenstellung immer neue Wörter gebildet werden konnten. Ein Beispiel möge den Unterschied veranschaulichen: ein Reiter, ein Ochse und eine Tanne würden in der Bildsprache etwa eine Wildbochsenjagd zu Pferde in einem Tannenwald bedeuten, in der Bilderschrift jedoch die Farbe „r—o—t“. Aber auch diese Schriftart war noch sehr umständlich und schwerfällig, schließt zudem Unklarheiten und Mißverständnisse keineswegs aus. Eine Verbesserung der Schrift ist darum schon im frühen Altertum an verschiedenen, weit von einander entfernten Orten, am Nil, im Zweistromland, in China, Mittelamerika, Vorderasien und auf den Inseln des Mittelmeers versucht worden, überall aber auf halbem Wege stehen geblieben und nirgends bis zu dem erstrebten und, wie die Geschichte lehrt, auch erreichbaren Ziele gelangt. Die ägyptischen Hieroglyphen (wörtlich „heilige Einmeißelungen“), die assyrische Keilschrift (deren einzelne Zeichen sich aus Keilen zusammensetzten), die Bilderschrift der Mexikaner und die ähnliche, bisher unlesbare der jetzt als arisch erkannten Hethiter, alle lassen in Bezug auf Deutlichkeit und Einfachheit noch sehr viel zu wünschen übrig. Am weitesten waren entschieden die Kreter gekommen, ein nicht ganz einheitliches, in der Hauptsache aber aus indogermanischen Einwanderern hervorgegangenes Volk, dessen aus den Funden von Phästos, Knosos und anderen altkretischen Städten bekannte, ungefähr vierthausend alte Schrift eigentlich die Hauptschwierigkeiten überwunden hatte und gerade anfang, sich vereinfachter, buchstabenähnlicher Zeichen zu bedienen. Ein weiterer Fortschritt auf dieser mit Erfolg betretenen Bahn wäre sicherlich gemacht worden, wenn nicht um dieselbe Zeit eine allen Anforderungen genügende, aus richtigen Buchstaben bestehende Schriftart,

die seither „phönikisch“ genannte, den Wettstreit aufgenommen und ihren Siegeslauf angetreten hätte. Der Ruhm, die Schrift erfunden zu haben, wurde von den alten Schriftstellern verschiedenen Völkern, den Ägyptern, Babyloniern, Syrern und Phönikern zugestanden, ohne Entscheidung für das eine oder das andere, so daß Plinius mit Recht behaupten konnte, die Schriftzeichen seien „offenbar seit ewigen Zeiten im Gebrauch gewesen“. In neuerer Zeit galten die Phöniker, ein vorwiegend semitisches, doch auch mit starken indogermanischen Bestandteilen durchsetztes Mischvolk, fast unbestritten als Erfinder, wenn nicht der Schreibkunst überhaupt, so doch der heutigen, über den ganzen Erdball verbreiteten Buchstaben. Diese „Tatsache“ war für die Wissenschaft eine ebenso selbstverständliche Voraussetzung geworden wie die asiatische Urheimat; auf ihr wurden ganze Lehrgebäude errichtet, aus ihr weitgehende Schlüsse gezogen. Die kretischen Funde erschütterten freilich die Grundlagen dieses Glaubens, doch dauerte es immer noch ziemlich lange, bis erst vereinzelte, dann langsam sich mehrende Stimmen laut wurden, daß die früheren Ansichten vollständig „Schiffbruch gelitten“, ja als „eine der schlimmsten Geschichtslügen“ sich herausgestellt hätten, daß die Phöniker als „Erfinder“ nicht mehr, höchstens als „Verbreiter“ in Betracht kämen. All die viele Mühe, die man sich gegeben, die alteuropäischen Schriftarten von der phönikischen abzuleiten, war vergeblich gewesen, und erst als man den umgekehrten Weg einschlug, zeigte sich ein Erfolg. Jedem in der vergleichenden Schriftforschung wirklich erfahrenen Untersucher war es von vornherein klar, daß die phönikischen Schriftzeichen so, wie sie im 9. Jahrhundert auftreten, nicht erfunden sein können, sondern eine lange Entwicklungsgeschichte hinter sich haben müssen. Denn erstens lassen sie, obwohl noch einige Buchstabenamen daran erinnern, fast nichts mehr von der zugrunde liegenden Bilderschrift erkennen, und zweitens enthalten sie eine ganze Reihe von abgeleiteten Zeichen, sogenannten „Sproßformen“, die hier wie überall auf die Erweiterung einer ursprünglich kürzeren Reihe schließen lassen. Da diese Neubildungen zum Teil mit solchen des griechischen Alphabets (so genannt von den beiden ersten Buchstaben alpha und beta) übereinstimmen, können nicht einmal sie von den Phönikern selbständig erfunden sein, sondern weisen auf ein gemeinsames Ursprungsgebiet zurück, das aber auch nicht auf Kreta gesucht werden darf, weil ja dort die Buchstabenschrift auf ihrer höchsten Entwicklungsstufe nicht

heimisch, sondern eingeführt ist. Kadmos, der übrigens wie alle seine Verwandten einen echt griechischen Namen trägt, saß nicht „zu den Füßen des Minos“, sondern war seinem angeblichen Lehrmeister um ein gutes Stück voraus; außer ihm nennt die Sage noch Drypheus, Prometheus, Musäos, Linos, Danaos, Kekrops, Palamedes, Demaratos, Euandros als Verbreiter der Schrift, als Erfinder aber die Götter Zeus, Hermes und die Mufen.

Vor vielen Jahren schon haben scharfsinnige Denker die Vermutung ausgesprochen, unsere Buchstaben seien in den indogermanischen Urzeiten entstanden und wie die Sprache durch die Wanderungen der stammverwandten Völker verbreitet worden; der einzige Grund, warum der naheliegende Gedanke, die höchstentwickelte Menschenart habe auch die vollkommenste, im wesentlichen nicht mehr verbesserungsfähige Schrift hervorgebracht, keine weiteren Früchte trug, lag darin, daß eben damals die Urheimat noch nicht gefunden war. Seitdem aber diese berühmte Streitfrage als gelöst gelten kann, ergänzen sich Sprach- und Schriftvergleichung in der schönsten Weise: sprachlich nah verwandte Völker haben auch ähnliche Schriftzeichen. Der Norden unseres Weltteils war vor der engeren Berührung mit Hellas und Rom keineswegs schriftlos, die tieferdringende Forschung stößt vielmehr überall auf die Spuren einer uralten, weit in die Vorgeschichte zurückreichenden Volksschrift. Als unsere Vorfahren, die letzte Welle im arischen Völkerstrom bildend, ins Licht der Geschichte traten, waren sie schon im Besitz von Runen (got. ahd. runa = Geheimnis), die in den von Tacitus erwähnten Merkzeichen (notae) der Loßstäbe nicht zu verkennen sind. Aber auch an wirklichen Denkmälern fehlt es nicht. Zu den schönsten und merkwürdigsten gehört das vor nahezu zwei Jahrhunderten bei Tondern in Schleswig gefundene, leider nur noch in Nachbildungen vorhandene Goldhorn, das in vollkommen deutlichen, teils getriebenen, teils eingeritzten Zeichen die Zinschrift trägt: ek Hlewagastis Holtingas horna tawido, zu deutsch „ich Hlewagast der Holting habe das Horn gemacht“. Diese durch Stabreim gebundenen Worte zeigen demnach den Verfertiger des Kunstwerks an, und zwar in gotischer, aber so altertümlicher Sprache, daß sie mehrere Jahrhunderte vor Alfils Bibelübersetzung (Ende des 4. Jahrh.) abgefaßt sein müssen. Da nur in den ersten zweihundert Jahren unserer Zeitrechnung Goten (daher der Name Jütland, alt Geataland, Jötaland) auf der kimbriischen Halbinsel ge-



Goldenes Horn,
 gefunden 1734 unweit Gallehus bei Tondern (Schleswig), mit Einzelheiten.

nnerer Entwicklung beruhen, daß sie nicht von heut auf morgen, sondern nur im Verlaufe langer Zeiträume entstanden sein können. Nach Ausschaltung dieser neugebildeten Zeichen bleiben folgende 16 übrig, an denen sich nichts von einer Umgestaltung erkennen läßt:

Ʒ Ɔ Ɔ Ɔ Ɔ < : Ɔ † | Ɔ Ɔ : † Ɔ Ɔ † Ɔ

Selbst dem wenig in solcher Dingen Bewanderten muß die Ähnlichkeit der Runen mit den südeuropäischen Schriftarten auffallen; sie ist bei einzelnen Zeichen so groß, daß jeder Zufall ausgeschlossen und ein ursächlicher Zusammenhang unbedingt anzunehmen ist. Nach der bis in die neueste Zeit herrschenden Schulmeinung schien nur eine südnördliche Verbreitungsrichtung denkbar, denn, so lautete das Urteil der angesehensten Gelehrten, daß die Runen „selbständig von dem germanischen Volke erfunden“, daß von ihnen die anderen alten Alphabete herzuleiten seien, davon könnte ja doch „keine Rede sein“. Da aber auch die letzteren eine Reihe von Sproßformen enthalten, müßten im Falle der Entlehnung unsere Vorfahren wenigstens einige derselben mit übernommen haben. Das ist jedoch mit alleiniger Ausnahme von **B**, das sich eben dadurch als ältestes aller neugebildeten Zeichen zu erkennen gibt, nicht der Fall. Nach Ausscheidung solcher bleiben der griechisch-römischen Schrift noch folgende Buchstaben

A C D F H I J L M N O P Q R S T U

(griech. Γ Δ Λ Π Ρ Υ), die bemerkenswerter Weise nach Zahl (17 : 16), Gestalt und Lautwert mit den Urrunen fast vollständig übereinstimmen. Dem ist nur beizufügen, daß diese wegen späterer Umbildungen die ursprünglichen Zeichen, **P** und **Q**, für hartes p und k verloren, erstere dasjenige für den Selbstlauter **E** durch eine Abzweigung von **A**, **F**, **E**, ersetzt haben. Versetzt man aus den südlichen Alphabeten **P** und **Q** in das älteste Futhark zurück und verändert nur wenig die Reihenfolge, so ergibt sich folgende sinnvolle Anordnung:

Ʒ Ɔ Ɔ Ɔ Ɔ < : Ɔ † | Ɔ Ɔ Ɔ Ɔ : † Ɔ † Ɔ † Ɔ †

ph u th a r eh : h n i j m s : p e t o l q

Vorausgesetzt, daß < ursprünglich den rauhen Hauchlaut ausgedrückt hat, enthält das erste Geschlecht die drei stummen Laute (mutae) in gehauchter Aussprache (spirantes), zwei Selbstlauter, den ersten und den letzten, sowie einen Zungenlaut, das mittlere vorn den weichen Hauchlaut und hinten den scharfen Fischlaut, in der Mitte den dritten Selbstlauter, gefolgt von dem verwandten Gaumenlaut und umgeben von den beiden Nasenlauten, das dritte endlich die drei ungehauchten

Stimmen, die beiden übrigen Selbstlauter und den anderen Zungenlaut. Wie man sieht, fehlen hier noch die entbehrlichen Mittellaute (*mediae*), die im Verlauf der weiteren Sprach- und Schriftentwicklung durch neugebildete Zeichen ausgedrückt wurden, im gemeingermanischen Futhark durch die Verdoppelungen **P>**, **þd** und **> <**, im griechischen Alphabet teils durch Ableitung, **P>**, teils durch Bedeutungswechsel indem zwei neue Spiranten, Theta und Chi, gebildet wurden, und ähnlich im lateinischen, ebenfalls **P>** und **G** durch Weisstrich aus gerundetem **<**, während **D** seinen Lautwert wechselte und das nur noch in Fremdwörtern vorkommende **T H** aus zwei Zeichen zusammengesetzt wurde.

Aus alledem geht hervor, daß nur der auf diese einwandfreie Weise aus den verschiedenen Buchstabenreihen herausgeschälte Kern uraites Gemeingut, bei der Erweiterung desselben durch abgeleitete Zeichen aber jedes einzelne Volk — das gilt auch für Phöniker, Etrusker, Umbrier und Keltiberer — seinen eigenen Weg gegangen ist. Dieses mit rein sachlichen Hilfsmitteln erreichte, durch keinerlei vorgefaßte Meinung beeinflusste Ergebnis findet eine glänzende Bestätigung in den übereinstimmenden Angaben der alten Schriftsteller Aristoteles, Plinius und Tacitus, daß die älteste Schrift nur sechzehn, höchstens achtzehn Buchstaben gezählt habe. So weit in der Untersuchung vorgeschritten, stehen wir immer noch vor der Hauptfrage, wann, wo und wie diese Urzeichen entstanden sind. Da sie fast überall gleiche Gestalt haben, können nur die Namen Auskunft geben. Mag sein, aber gerade aus ihnen hat man ja die phönikische Herkunft des griechischen Alphabets gefolgert; denn daß alpha, beta, gamma, delta, theta, iota, kappa, lambda, sigma, koppa, tau nichts anderes sein kann als aleph, beth, gimel, daleth, theth, jod, kaph, lamed, samech, koph, taw, versteht sich von selbst. So nahe sich aber auch die beiden Schriftarten stehen, gerade in den Neubildungen gehen sie doch etwas auseinander, **BX** und **AN**. Die Annahme, daß nicht eine von der andern, sondern jede von einem gemeinsamen Mutteralphabet abstammt, verdient darum den Vorzug. Die, übrigens das griechische Gebiet nicht überschreitende, Gleichheit der Namen erklärt sich, da ja auch die Zahlen durch Buchstaben bezeichnet wurden, aus dem Handelsverkehr im östlichen Mittelmeer.

Dem Ursprungsgebiet der achtzehn ältesten Schriftzeichen wird man da am nächsten sein, wo sich ihre Entstehung aus Bildern noch

am deutlichsten beobachten läßt. Diejenigen phönikischen Buchstaben, deren Namen noch einigermaßen mit ihrer Gestalt übereinstimmen (aleph, ajin, cheth, Ochsenkopf, Auge, Zaun), sind nachweislich aus der kretischen Bilderschrift übernommen, während schon sehr viel Einbildungskraft dazu gehört, in anderen, wie den Zeichen für b g d l ein Haus, ein Kamel, eine Tür und einen Viehstachel zu erkennen. Anders im germanischen Norden, wo sämtliche Runen einheimische Namen tragen, und zwar die Urzeichen nur solche von wirklichen, wahrnehmbaren Dingen, nicht auch von Begriffen wie die neugebildeten (giba, wyn, dag, Gabe, Wonne, Tag). Besteht bei den ersteren noch ein nachweisbarer Zusammenhang zwischen Wort und Bild, zwischen Gestalt und Namen? Ohne Zweifel, wie die folgenden fünf Beispiele zeigen: F N < M M sind entstanden aus X X , aufgerichtet F , feh, Vieh, N , ur, Auerochß, < , aufgerichtet C , kan, Kahn, M , man, Mann, M , ehu, Pferd. Mit geringerem Anspruch an Deutlichkeit lassen sich auch noch für R N I S Q Vorbilder finden, nämlich Wagen (reda), Hag (hagan, mit etwas veränderter Endung hagal), Eis (is, oder Eisen, Speer, isarn), Sonne (sigel, halbes Sonnenzeichen), Dese (ora, im überlieferten Runennamen othal, Gut) und Kopf (choph, später durch kan ersetzt). Nachdem der älteste Bestand sich im Laufe der Zeit durch allerlei Ergänzungen und Zutaten zu dem gemeingermanischen Futhork von 24 Zeichen erweitert hatte, welcher Vorgang im wesentlichen mit dem Beginn unserer Zeitrechnung beendet war, bei den Angelsachsen aber noch weitere Fortschritte machte, setzte in Skandinavien bald wieder eine rückläufige Bewegung ein, die in den letzten Jahrhunderten des ersten Jahrtausends sich abspielte, besondere Zeichen für die mittleren (mediae g und d, während das alte b für p blieb) und erweichten Laute (w und z) aufgab, einzelne Runen noch mehr vereinfachte und schließlich folgendes Ergebnis hatte:

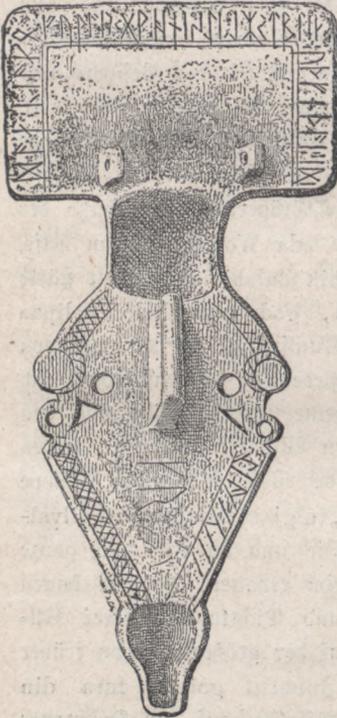
F N F R Y : * + + + + + : + B Y +
 f u t h o r k : h n i a R s : t p m l

Diese Schriftart, in der die große Mehrzahl der nordischen Runendenkmäler, insbesondere der Grabschriften, abgefaßt ist, hat man, ganz richtig eine geringere Anzahl von Urzeichen vermutend, lange Zeit für älter als die längere Reihe gehalten.

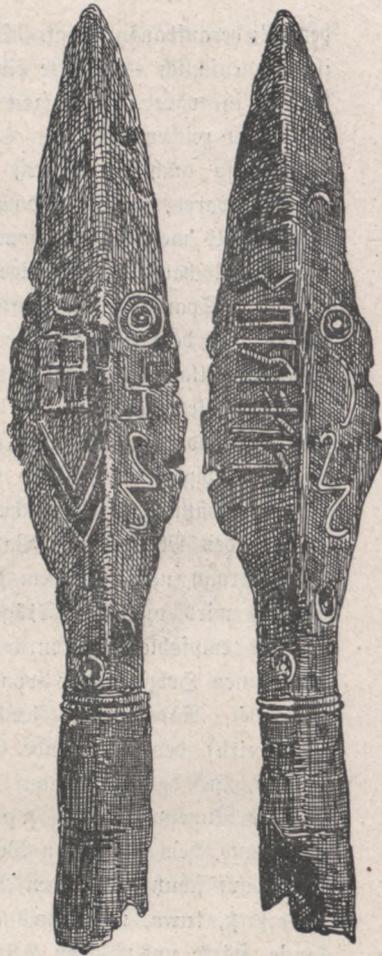
Auch die Nachbarvölker der Germanen im Westen und Osten,

Kelten, Litauer und Slaven, waren im Besitz einer aus vorgeschichtlicher Zeit stammenden, mit den Runen nach Gestalt und Benennung der Zeichen verwandten Schrift, doch sind die Spuren der ersten Entstehung und der langsamen Verbesserung nirgends so deutlich zu erkennen wie bei jenen. Unerklärlich bei einem südlichen Ursprung, wird diese unbestreitbare, jedem unbefangenen Untersucher in die Augen springende Tatsache leicht begreiflich, wenn mit der höchstentwickelten Sprache auch die vollkommenste Schriftart, eben die der Buchstaben, im Schoß der geistig begabtesten Menschenart und im Wohngebiet des indogermanischen Urvolkes entstanden ist. Wie andere Errungenschaften der Gesittung haben die ein neues, größeres Vaterland suchenden Wanderscharen auch die Schriftzeichen mit auf die Wandererschaft genommen und im jeweiligen Entwicklungszustand verbreitet. Da unsere germanischen Vorfahren als letzte Welle der indogermanischen Völkerflut aus deren Quellgebiet hervorgebrochen sind, war auch ihre Schrift von äußeren Einwirkungen am unberührtesten geblieben und spiegelt somit den inneren Werdegang am treuesten wieder. Welche kulturgeschichtliche Bedeutung diese Vorgänge haben, braucht man einem Leser mit gesundem Menschenverstand, wenn auch vielleicht ohne gelehrte Bildung, nicht ausdrücklich zu versichern. Der Siegeszug unserer Buchstaben war zugleich der der Gesittung und des Fortschritts überhaupt; eines hängt mit dem andern unauflöslich zusammen, und Irrtümer auf einem Teilgebiet verhindern auch ein richtiges Verständnis des Ganzen. Nur so erklären sich die immer noch nicht überwundenen, sachlich aber in keiner Weise begründeten Vorstellungen von der Roheit und Unbildung unserer Vorfahren.

Zu verdammen, was man früher verehrt hat, als „unumstößliche Wahrheit“ ausgegebene Irrtümer einzugestehen, fällt niemand leicht, am wenigsten dem Fachgelehrten. Darum vollzieht sich der Fortschritt der Wissenschaft äußerst langsam, nicht nur in Schneckenwindungen, sondern auch im Schneckengang. So sind auch der alten Anschauung, die Runenschrift sei eine Entlehnung und von einem der südlichen Alphabete abgeleitet, zahlreiche Verteidiger erstanden. Ihre Beweisführung ist aber, wie ich in jedem einzelnen Falle darthun konnte, mit sachlichen Gründen leicht zu widerlegen, kein Wunder, denn etwas Unrichtiges läßt sich eben mit dem besten Willen nicht beweisen. Ich habe mich jedoch keineswegs mit Widerspruch und Abbruch begnügt, sondern einen neuen Weg gewiesen und die Möglichkeit



F N D E R K X P H A I + E Y T B M X I A M P R F A T
 E W X T M P U



Ziermünze von Vadstena (Schweden), Spange
 von Charnay (Burgund) und Inschrift eines
 kleinen, in der Rheinse gefundenen Schwertes
 („Rheinmesser“).

Spitze einer bei Kovel in Wolhynien gefundenen
 Lanze. Inschrift (Silbereinlage): Eilarids, go-
 tischer Mannesname.

F N D E R K X P H A I + E Y T B M X I A M P R F A T
 E W X T M P U

Die in der germanischen Runenreihe enthaltenen achtzehn Urzeichen.

des Wiederaufbaus gezeigt. Sollte ich mich getäuscht haben — Irren ist ja menschlich —, sollte einem Anderen eine bessere Erklärung gelingen, so wäre ich jederzeit bereit, „ihm freudig und neidlos die Palme zu reichen“.

Wenn auch die Runen, wie schon ihr Name zeigt, niemals Gemeingut waren, so scheint doch ihre Kenntnis weiter verbreitet gewesen zu sein, als meistens angenommen wird. Auf manchem Schmuck- und Waffenstück hat sich der Eigentümer (wie Leubwin, Badilo, Birtthilo auf den Spangen von Nordendorf und Balingen, Wulthuthewas, Erilas auf dem Ortband von Torsberg und dem Lanzenchaft von Kragehul, Alawin auf der Biermünze von Skodborg), der Verfertiger (Merila, Grewagast auf der Gewandnadel von Etelhem und dem Goldhorn) oder der Spender (Woso auf der Spange von Freilaubersheim) berewigt. Nicht selten ist zur Bequemlichkeit des Besitzers und zur Unterstützung des Gedächtnisses die ganze Runenreihe angebracht, wie auf den Münzen von Badstena und Grumpan, auf der Spange von Charnay und auf dem Messer aus dem Flußbett der Themse. Vielfach wird auch der Träger oder die Trägerin dem Schutze der Gottheit empfohlen, so durch die Worte eda Wodan, Wodan helse, des kleinen Holzschwertes von Arum, thik dalechia god, Gott stärke dich, der Nadel von Freilaubersheim, god aluwaludo helipae Kyn(isvith), der allwaltende Gott helse Runiswind, des Rammes von Whitby, u. dgl. Die auf den verschiedensten Gegenständen sich findende Runenverbindung **ƿ ƿ ƿ**, alu, deute ich als Abkürzung von Alwaldand, dem Beinamen Wodans, dessen Bild mit Roß und Raben sie oft auf schutzverleihenden Anhängern begleitet, die ähnliche Gruppe **ƿ ƿ ƿ ƿ**, tuwa, neuerdings als (got.) „tulgjai uns Wodan allvaldands, stärke uns Wodan Allwalter“. Hier und da sind auch ganze Sprüche in Runenschrift und mit Stabreim erhalten, die uns keinen geringen Begriff von der Sinnesart und Dichtkunst unserer Altvordern geben, so das Lob der Treue auf der größeren, schon früher erwähnten Nordendorfer Spange, die Inschrift gotero fura din dingo falled, guter Dinge voll sei deine Fahrt, auf der Fürspange von Osthofen und Ähnliches.

Im germanischen Altertum dienten, wie übrigens auch bei den Galliern und Slaven, in Stäbchen eingeschnittene oder auf Holzplättchen gemalte Runen zu Mitteilungen aller Art und vertraten die Stelle unserer heutigen Briefe.

Male nur fränkische Runen auf Eschenholz, und es soll gelten
 Statt des pappernen Briefs mir der geglättete Stab,
 mahnt im 6. Jahrhundert Venantius einen Freund, und noch im
 12. Jahrhundert spricht Saxo, der älteste Geschichtschreiber der Dänen,
 von dieser „einst berühmten Art des Brieffschreibens“. In einigen
 dem Weltverkehr entrückten Landschaften von Schweden, der Heimat
 der Runenschrift, hat sich deren Gebrauch bis in die neuere Zeit
 erhalten. Alle auf die Schreibkunst sich beziehenden Ausdrücke, got.
 meljan und altsächs. writan, malen und rizen, got. boka, bokareis,
 Buch, Schreiber, und ahd. buohstab, buohhari, Buchstab, Schrift-
 gelehrter, sind ureigenster Besitz der germanischen Sprachen, und selbst
 unser „schreiben“ ist nach Annahme der römischen, nach dem Gesagten
 uns ja auch nicht fremden Buchstaben nur auf einem Umwege zu
 uns zurückgekehrt, denn das lateinische Wort scribere stammt von
 einer gemeinsamen, im deutschen schraben (schwed. skrafva) fort-
 lebenden Wurzel, wie griech. graphain von graben. Nicht zu unter-
 schätzen ist auch der Umstand, daß im germanischen Volksglauben
 die Götter, Wodan und die Nornen, als Erfinder der Schriftzeichen
 galten. Den an der Weltesche hangenden Odin läßt die Edda sagen:
 Nicht Brot noch Trinkhorn ward mir geboten,
 Da neigt' ich mich nieder, da nahm die Runen
 Rufend ich auf, fiel dann zur Erde.

Fürwahr, ein Rückblick auf die mehrtausendjährige Geschichte der
 Runenschrift, die zugleich eine solche der heutigen, das Geistesleben
 fast der gesamten Menschheit vermittelnden Buchstaben ist, gibt uns
 das Recht, ihr mit dem schwedischen Reichsantiquar Berelius aus
 dem 17. Jahrhundert „die erste Stelle unter den herrlichen Vermäch-
 nissen unserer Ahnen“ einzuräumen.

7. Heilkunst und Recht.

Blut und Wunden waren für ein so kriegerisches Volk wie die
 Germanen etwas Alltägliches, doch stumpften sie bezeichnender Weise
 das Mitgefühl nicht ab, sondern weckten im Gegenteil den Drang zu
 helfen und zu heilen. Nach der Schlacht galt die erste Sorge den
 Verwundeten, und sogar die Könige gingen, wie die Sage berichtet,
 über die Walstatt, um sich vom Erfolg der Hilfeleistungen zu über-

zeugen und im Nothfalle selbst mit anzugreifen. In erster Reihe waren es die Weiber, die mit leichter Hand den schwertwunden Helden beistanden, das rinnende Blut stillten, schützende Verbände anlegten, schmerzlindernde Umschläge machten und durch Speise und Trank die Erschöpften zu erquickern und aufzurichten suchten. „Zu den Müttern, zu den Gattinnen“, schreibt Tacitus, „tragen sie ihre Wunden, und diese schrecken vor deren Zählung und Untersuchung nicht zurück und stärken die Kämpfer durch Labung und Zuspruch“. Zugegeben, guter Wille mag vorhanden gewesen sein, wie aber stand es mit der ärztlichen Kunst und Fertigkeit?

Wie aus zahlreichen Grabfunden hervorgeht, sind im nördlichen und westlichen Europa schon in der Steinzeit manche wundärztliche Eingriffe mit Hilfe von Messern und Schabern aus Feuerstein vorgenommen worden. Vor allem fallen hier die künstlich eröffneten (trepanierten) Schädel ins Auge, deren Anzahl sich fortwährend mehrt und von denen jetzt wohl über 200 bekannt sein dürften. Zu welchem Zweck hat man diesen gewiß nicht einfachen und ungefährlichen, in den meisten Fällen zielbewußt und kunstgerecht ausgeführten Eingriff unternommen? Ohne Zweifel, um eine Heilwirkung zu erreichen, wobei Verletzungen des Schädeldaches durch scharfe oder spitze Waffen den ersten Anstoß gegeben haben mögen. Indem man steckengebliebene Waffenstücke und Knochen splitter entfernte, kam man ganz von selbst auf die Eröffnung der Schädelhöhle und lernte deren wohlthätige, weil entspannende und druckvermindernde Wirkung kennen. Einem dänischen Ganggrabe bei Grydehøj ist der Schädel eines älteren Mannes entnommen worden, dessen Stirnbein durch den wuchtigen Hieb eines Steinbeils gespalten ist; am oberen Ende der geheilten, aber nicht ganz verknöcherten Wunde sieht man eine kreisrunde Grube, die offenbar zum Entfernen von Splintern gedient hat. Von verheilten, aus der nordischen Steinzeit stammenden Schädelöffnungen lassen sich mehrere Beispiele anführen. Aus Schweden und Frankreich kennen wir einige Fälle von gutgeheilten Knochenbrüchen und Gelenkverletzungen. Es ist sicherlich nicht anzunehmen, daß in der Bronzezeit und im Eisenalter, während alle sonstigen Fertigkeiten sich weiter ausbildeten, gerade die ärztliche Kunst Rückschritte gemacht haben sollte. Zudem fehlt es nicht an Beweisen für deren erfolgreiche Ausübung; an einem Schädel der älteren dänischen Eisenzeit ist die Stirn von der Kranznaht bis zur Augenhöhle durch einen Schwerthieb eröffnet,

und von beiden Enden der Knochenwunde ziehen sich tiefe Sprünge nach der Schläfe hin, während mittels einer Säge, deren Zähne deutliche Spuren im Knochen zurückgelassen haben, am unteren Ende ein dreieckiges Stück des Stirnbeins entfernt ist. Diese Schädelverletzung scheint allerdings, was bei ihrer Schwere nicht verwunderlich, den Tod herbeigeführt zu haben. Durch gute Erfahrungen ermutigt und ähnliche Hilfeleistungen geübt, wird man schon frühzeitig dazu übergegangen sein, auch bei gewissen inneren Krankheiten, wie Kopfschmerzen, Krämpfen, Lähmungen, besonders aber bei Seelenstörungen, den Schädel zu öffnen und deren Urheber, die bösen Geister, entschlüpfen zu lassen. Daß in älterer Zeit der Aberglaube eine große Rolle gespielt und manche sachlich nicht gerechtfertigte Schädelöffnungen verschuldet hat, liegt auf der Hand; oft deuten aber doch Knochenwucherungen auf wirkliche Gehirnkrankheiten hin.

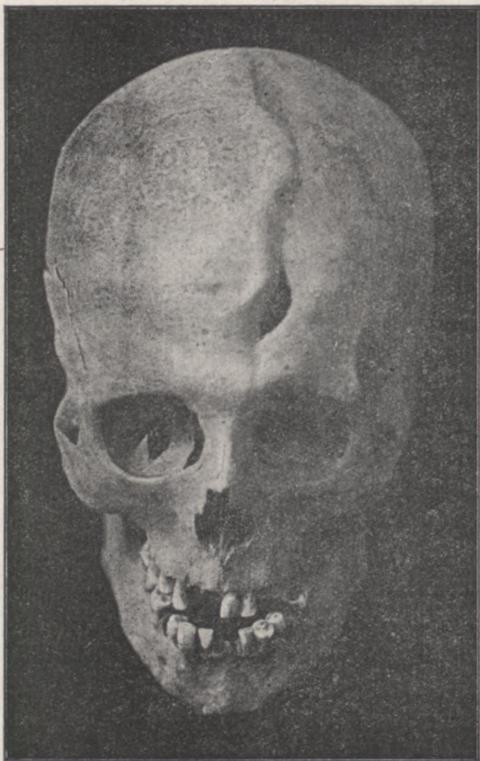
Während die Anzeichen sonstiger ärztlicher Behandlung an Gebeinen des Bronzealters und der vorausgehenden Steinzeit noch ziemlich spärlich sind, mehren sie sich in den Gräbern aus der Völkerwanderung und erwecken als Zeugnisse von der Heilkunst unserer Vorfahren besondere Teilnahme. Selbstverständlich war diese noch ganz vom Zauber des Geheimnisvollen und Wunderbaren umgeben und durchdrungen. Durch Gebet und Opfer ersuchte man die Hilfe der guten Götter, durch Beschwören und Besprechen (ahd. *bigalan*, eigentlich besingen) suchte man die Schmerzen zu lindern und den Heiltrieb anzuregen, ebenso durch Bestreichen mit geweihten Gegenständen oder wundertätigen Steinen, Donnerkeilen oder seltsamen Versteinerungen, denen man häufig, um die Wirkung zu erhöhen, noch heilkräftige Runen (altnord. *limrunar*, *Gliedrunen*) einritzte. Eine solche, aus der Heidenzeit stammende Beschwörung ist uns in dem einen der Merseburger Zaubersprüche erhalten:

Phol und auch Wodan fuhren zu Holze,
 Da ward dem Fohlen Balder's sein Fuß verrenket;
 Da beschwor ihn Sintgund, Sunna ihre Schwester,
 Da beschwor ihn Fria, Volla ihre Schwester,
 Da beschwor ihn Wodan, so er wohl es konnte;
 Sei es Beinrenkung, sei es Blutrenkung, sei es Gliedrenkung,
 Bein zu Beine, Blut zu Blute,
 Glied zu Gliede, wie wenn geleimt sie wären.

Ähnliche Heilspprüche kann man unter dem Landvolke noch heute

hören; nur sind die Namen der heidnischen Gottheiten durch die christliche Dreifaltigkeit und die Jungfrau Maria ersetzt. In meiner Jugend war unter den Kinderwärterinnen noch folgendes, durch Streichen und Blasen verstärktes Sprüchlein im Gebrauch:

Heile, heile Segen, Drei Tag Schnee,
Drei Tag Regen, Tut dem Kindchen nichts mehr weh.



Schwere, tödtlich verheilte Schädelverletzung
Mannheim.

Solche Besprechungen und Beschwörungen schlossen aber ein werktätiges Eingreifen und eine sachgemäße Wundpflege keineswegs aus. In germanischen Gräbern finden wir an Schädeln und Gliedmaßen häufig die Spuren recht schwerer, infolge zweckmäßiger Behandlung aber gut überstandener Verletzungen. Ein wahres Prachtstück in dieser Hinsicht bildet ein Alemannenschädel aus der Sammlung des Mannheimer Altertumsvereins. Ein furchtbarer, nicht weniger für die Kraft des Armes als für die Güte der Klinge sprechender Schwertstich hat das linke Scheitelbein und die Stirn gespalten; eine Menge von Knochensplintern hat

edenfalls entfernt, eine starke Blutung gestillt und das freiliegende Gehirn geschützt werden müssen. Dank dem Geschick des Arztes und der guten Heilhaftigkeit des Verletzten ist trotzdem die Sache gut abgelaufen, die große Knochenwunde bis auf eine Lücke im Stirnbein schön und glatt geheilt und der Mann, wie die beigegebenen Waffen zeigen, bis zu seinem Ende wehrfähig geblieben. Zwei in der

Münchener Staatsammlung befindliche Schädel aus baiovarischen Reihengräbern weisen ebenfalls schwere, insolge sachgemäßer Behandlung aber vorzüglich geheilte Verletzungen auf; der erste zeigt einen Beilhieb der rechten Stirnseite mit Vortreibung der inneren Schädelplatte, der andere ebenfalls auf der Stirn ein offenbar durch einen Schälhieb mit einem Hautlappen abgetrenntes, mit ganz geringer Verschiebung und Verdickung, jedenfalls unter einem Druckverband, eingeheiltes Knochenstück. Drei schöne Langschädel aus einem fränkischen Gräberfelde bei Eppstein in der Rheinpfalz lassen ebenfalls gut geheilte Hiebwunden erkennen. Auch ein weiblicher Schädel von Wies-Oppenheim in Rheinhessen trägt die deutlichen Spuren einer nach längerer Eiterung und sicher nicht ohne Kunsthilfe geheilten Verletzung. Tadellos, ohne Verschiebung, Verkürzung und erhebliche Verdickung geheilte, ohne Zweifel durch einen erfahrenen Wundarzt mit festen Verbänden behandelte Knochenbrüche sind in schwäbischen und baiovarischen Gräbern von Memmingen und Burglengensfeld gefunden worden, darunter ein Schiefbruch beider Unterschenkelknochen. Verschiedene, aus vorgeschichtlichen und fränkischen Gräbern stammende, im Paulus-Museum zu Worms befindliche Röhrenknochen, Oberarm, Elle, Speiche, Oberschenkel, Wadenbein, mit mehr oder weniger gut geheilten Brüchen lassen keinen Zweifel, daß dabei „Kunsthilfe (wenn auch nicht immer gleichwertige) mitgewirkt hat“. Obwohl das germanische Instrumentarium nicht so reichhaltig und ausgebildet war wie das aus den römischen Städten stammende, in den rheinischen Sammlungen von Mannheim, Worms, Mainz aufbewahrte, so wußten doch unsere Vorfahren allerlei ärztliche Werkzeuge, Messer und Scheren, Sägen und Zangen, Sonden und Nadeln, in sachgemäßer Weise zu handhaben. Geschichtsbücher und Sagen enthalten manche Beispiele von wunderbaren Heilungen und geschickten Wundärzten. So war, wie Prokop erzählt, in einem der Kämpfe um Rom ein Gotenheld, der Bannerträger Wisand, im heftigsten Schlachtgetümmel schwer verwundet worden und als tot liegen geblieben. Bei der Bestattung der Gefallenen (auch ein Zeichen vornehmer Gesinnung) fand man ihn unter einem Leichenhügel, aus dreizehn Wunden blutend und nur noch schwach atmend; trotzdem wurde er vollständig wiederhergestellt, lebte noch lange und war auch fernerhin ein Schrecken der Feinde. Ähnliches berichten auch die nordischen Sagen, die ja manchmal in märchenhafter Weise übertreiben, im Ganzen aber doch die damaligen

Zustände richtig wiedergeben. In einem Gefecht wurde dem Helden Fromund der Bauch aufgeschlitzt, so daß die Eingeweide herausquollen. Er schob sie selbst zurück, schnitt mit einem Messer zwei Knopflöcher in die Bauchdecken, zog ein Band durch, knüpfte es zusammen, schnallte den Schwertgurt darüber und kämpfte weiter. Nach der Schlacht vernähte Svanhvit, seine Geliebte, die Wunde kunstgerecht, und unter der Pflege eines heilkundigen Mannes namens Hagal genas er vollständig. König Rolf Götriksson nähte selbst (ein bezeichnender Zug) die seinem Gegner Thorer Eisenschild geschlagene Wunde der Bauchdecken zusammen und brachte sie so zur Heilung. Auch den Steinschnitt, die Abtragung von Gliedmaßen und deren künstlichen Ersatz (woher die Beinamen „Stelzfuß, Holzbein, trefotr, vidleggr“, verschiedener Helden), die Anwendung des Brenneisens u. a. kannten und übten die nordischen Ärzte; sie verehrten eine Göttin ihrer Wissenschaft, Gir, und einen sagenhaften, dem griechischen Asklepios vergleichbaren Heilkünstler namens Vidolf. Die Frauen galten als „Heilrätinnen“ und unterstützten mit angeborenem Geschick (von dem „lindhändigen Weibervolk, miuktaeku kvennafolki“ sprechen die Sagen) und mitfühlendem Herzen die Männer beim Verbinden der Wunden, beim Pflegen der Siechen. Ohne Scheu betraten sie das Schlachtfeld und die Stätte des Zweikampfs. Als zwei Helden, Thorfinn und Gudlaug, sich beim Holmgang gegenseitig schwer verwundet hatten, heilte sie Thurid, des letzteren Schwiegermutter, und brachte überdies noch die Verwundung zustande. Die schöne Hildegunde, das Vorbild einer deutschen Jungfrau, pflegte und erquickte nach dem blutigen Sieg ihres Verlobten, des kühnen Walthar, die kampfmüden, schwerverletzten Helden:

Mit lautschallender Stimme rief Alpher's Sohn nach dem zagen
Mädlein, das alle die Wunden sorgsam zu verbinden sich mühte:
„Mische den Wein und als erstem, ich bitte dich, reiche den Becher
Hagen, dem wackeren Kämpfer, der treu seinem Eide gestritten,
Nach ihm mir, der ich mehr denn alle die andern erduldet“.

Fürwahr, dieser ritterliche Sinn und die selbstlose Fürsorge für den tapferen, überwundenen Gegner kann heutzutage manchen als Vorbild dienen. Ingergerd, des Ruffenfürsten Ingvar Tochter, hatte ein Krankenhaus mit weiblichen Pflegerinnen eingerichtet. Die Heilkraft verschiedener Kräuter und Früchte war wohl bekannt, und man verstand aus ihnen lindernde Tränklein zu brauen, schmerzstillende Räucherungen und Umschläge, heilsame Salben und säulnißwidrige

Wundwässer zu bereiten; Plinius, der viele, den Römern offenbar durch die nordischen Völker, Gallier, Germanen und Skythen, bekanntgewordene Heilkräuter aufzählt, gebraucht den Ausdruck *septicum* im Sinne unseres *antisepticum* (fäulnishemmend). Nach demselben Gewährsmann war auch die Seife (gall. lat. *sapo*, altnord. *sapa*, ahd. *seipha*) im Norden erfunden und von dort in Rom eingeführt. Mit Unrecht wird oft unseren Vorfahren mangelhafte Reinlichkeit vorgeworfen; Cäsar bezeugt den Gebrauch kalter, Tacitus auch den warmer Bäder, und das germanische Gehöfte enthielt meist einen besonderen Bau für Dampf- und Bannenbäder.

Daß das Einsammeln heilsamer Wurzeln und Kräuter, um die Wirkung zu erhöhen, unter allerlei seltsamen und geheimnisvollen Gebräuchen stattfand — bald mit der linken, bald mit der rechten Hand, barfüßig, in frischgewaschenem Gewande, vor Sonnenaufgang oder vor dem ersten Frühlingsgewitter, beim Neumond oder in dunkler Nacht —, daraus werden wir unseren Ahnfrauen um so weniger einen Vorwurf machen, als ja auch heute noch genug Aberglaube in den Köpfen spukt. Das Vertrauen auf die Heilkraft heimischer Kräuter war groß und mit Recht, denn sie enthalten manche wirksame, gegenüber den künstlich hergestellten Mitteln in Vergessenheit geratene Stoffe.

Do er die erzenie, wurze und frut genoz,

Er wart der sorgen frie nach sinem schaden groz,

lesen wir im Gudrunlied; von „Wurze“ kommt unser Ausdruck „Gewürz“, vom getrockneten „Frut“ das angebliche Fremdwort „Droge“, (niederd. *droeg*, trocken).

Viele heilkundige Männer und Frauen machten sich eine Ehre daraus, ihre Kunst unentgeltlich auszuüben, doch gab es bald auch berufsmäßige Ärzte (die germ. Bezeichnung, got. *lekeis*, schwed. *läkare*, dän. *laege*, ist in die Sprache unserer östlichen Nachbarvölker übergegangen, slav. *lekari*, lit. *liekorius*, finn. *lääkari*), die oft reichen Lohn für ihre erfolgreichen Bemühungen ernteten; so heißt es im Nibelungenliede:

Die arzenie kunden, den gap man richen solt,

Silber ane wage, darzuo daz liehte golt.

In den Städten des Frankenreiches und am Hofe der merowingischen Könige findet man solche Heilkünstler oder Ärzte (damals ist aus dem griechischen *archiateros*, Leibarzt, das ahd. *arzat* geworden), deren Namen, Mariseif, Neovalis, Petrus, Donatus, Nikolaus, teils auf ger-

manische, teils auf römische oder jüdische Herkunft schließen lassen und die ihre Ausbildung zum Teil den hohen Schulen in Rom und Konstantinopel verdankten. Im 11. und im 12. Jahrhundert bestanden auch in Frankreich ärztliche Schulen, vor allem in Chartres, wo Heribrand und Fulbert, Schüler des früher genannten Gerbert lehrten. Auch die Namen anderer berühmter Ärzte, wie Raoul, Tetbert und Guillaume, sind germanischen Stammes (Radulf, Theodebert, Wilhelm). Wenn auch manchmal fürstliche Leibärzte, wie die der bösen Königin Austrichilde, ein mißlungenes Heilverfahren mit dem Tode büßen mußten, so war doch im Mittelalter der ärztliche Stand angesehen und seine Kunst hoch geschätzt, wie aus den Worten des Heldenbuchs hervorgeht:

Arzet von hoher kunste muostu einen han,
Wiltu mit vernunste gesunt von hinnen gan.

Wir Deutschen haben allen Grund, stolz darauf zu sein, daß auch in der Neuzeit unsere Einrichtungen zur Seuchenbekämpfung und Wundetenpflege, und zwar bei Freund wie Feind, die denkbar höchste Stufe erreicht haben und als mustergültig bezeichnet werden dürfen.

„Mehr vermögen dort gute Sitten als anderswo gute Gesetze“, sagt Tacitus und bezeugt durch diese Worte, daß damals im freien Germanien auch ohne dickeleibige Gesetzbücher und gelehrte Rechtskenner geordnete Zustände herrschten, daß Habe und Leben vor böswilligen Angriffen sicher war. So treffend die Bemerkung ist, daß rechtlich und billig denkende Menschen, denen Achtung des Nächsten etwas Selbstverständliches, in Fleisch und Blut Übergegangenes, von den Vätern Erlerntes oder Ererbtes ist, die es für Schande halten, ein gegebenes Wort zu brechen oder übernommenen Pflichten sich zu entziehen, ihr Leben lang eines Richters kaum bedürfen, so haben doch sicher auch unsere Vorfahren der Rechtspflege und Urteilsprüche nicht ganz entbehrt. Schon bei Cäsar ist zu lesen: „die Fürsten der Landschaften und Gaue sprechen Recht und vermitteln bei Streitigkeiten“. Diesen durch Geburt und Ansehen hervorragenden, mit dem Vertrauen ihrer Volksgenossen beehrten Männern sind frühzeitig als Mitträger der Verantwortung wie als Rechtfinder (oder „Schöpfer“, daher das noch heute im Gerichtswesen gebrauchte Wort „Schöffe“, ahd. scaffin, scephino) vom Volk gewählte Beisitzer oder, der mit

der Lebensdauer wachsenden Erfahrung wegen, „alte Männer (angelsächsl. ealdormen)“ beigegeben worden. „In den Volksversammlungen“, sagt Tacitus, „werden auch die Vornehmen gewählt, die in den Gauen und Weisern Recht zu sprechen haben; jedem derselben stehen als Beirat und Behörde hundert Männer aus dem Volke zur Seite“. Demnach hat sich das Volk Recht und Sicherheit selbst geschaffen, und ohne Zweifel haben auch Stuhlrichter (langobard. stolesaz) wie Schöffen ihren Wahrspruch mehr nach Billigkeit und Herkommen als nach starrer Satzung gefällt. Es wäre aber gewiß zu weit gegangen, wollte man jede Bindung und feste Fassung der Rechtsbegriffe leugnen. „Die Strafen richten sich nach der Art des Verbrechens“, und „auch leichtere Vergehen werden im Verhältnis gebüßt durch eine Anzahl von Rossen und Rindern“, diese Worte lassen darauf schließen, daß bestimmte Vorschriften über Art und Höhe der Buße bestanden. Im Wesentlichen beruhten solche zwar wahrscheinlich auf mündlicher Überlieferung, doch ist es keineswegs unmöglich, daß einige Hauptsätze und Grundbestimmungen in Runenschrift auf hölzernen Tafeln verzeichnet und mit den der Zeitrechnung dienenden Jahrstäben an heiligen Orten aufbewahrt wurden. Durch die altnordische, im schwedischen balk fortlebende Bezeichnung baika für einen Rechtsatz oder Gesetzesabschnitt wird diese Vermutung entschieden bekräftigt.

Auch auf diesem Gebiete sind die germanischen Sprachen reich an eigenen alten und sinnreichen Ausdrücken. Recht vor allem (ahd. reht, angels. riht, altnord. rettr) bedeutet das „Richtige“ und ist mit dem lat. rectum nur verwandt, nicht davon abgeleitet; Gesetz (got. gasateins, ahd. casazida, gesetzede, gesatz) ist das „Festgesetzte“, Rat (got. garaidins, rathjo, ahd. rat, redja, reda) das „Bemühtige“, Wissenschaft (got. vith, altnord. vitadh, ahd. wizzot) das „zu Kennende, Wissenswerte“, Ehe (ahd. altsächsl. ewa, mittelhochd. ewe, é, davon ewart, Richter, von got. aivs, Zeit, aivins, ahd. ewin, ewig) eigentlich das „Herkömmliche“, jetzt nur noch in beschränktem Sinne gebräuchlich, und Weistum (ahd. wistuom, angels. vitigdom, ahd. tuom, got. doms, altfr. angels. dom, in Zusammensetzungen wie Reichthum, Altertum noch häufig, nicht zu got. taujan, ahd. tuantun, gehörend) der „weiße Richterspruch“. Außerdem drückt ahd. gezunft, dem das angels. gerysne entspricht, das „Geziemende“ und unbilide das „Unbillige“ aus. Heute nur noch den nordgermanischen Sprachen eigen und durch seine Verwandtschaft mit lat. lex meriti-

würdig ist schwedisch lag (altnord. lag, frij. log, angels. lagu, engl. law), Gesetz, vielleicht in Jordans bellagines = vailaga stehend. Darf man wirklich, wie es den Anschein hat, das got. ius, gut, zu dem lat. jus, Recht, stellen, so blieben zwar „Jurist, Justiz“ immer noch Entlehnungen, wären aber keine eigentlichen Fremdwörter mehr. Der Wortschatz der altgermanischen Sprache, die ja letzten Endes mit der indogermanischen Ursprache zusammenfällt, war so groß, daß er zur Ausstattung mehrerer Tochtersprachen ausreichte und doch noch genug für sich selbst übrig behielt.

Sind wir für die Beurteilung der Rechtsverhältnisse in der ältesten Zeit auch auf spärliche, in den Geschichtsquellen zerstreute Angaben angewiesen, einiges ist denselben doch zu entnehmen. Das gesamte Volk gliederte sich, und zwar kraft der Abstammung, in drei Stände: Adel, Freie und Hörige, unter denen wieder zinspflichtige Lehensleute und eigentlich leibeigene Knechte zu unterscheiden sind. Der Adel konnte, soweit bekannt, nicht vertriehen werden, sondern war reiner Erbadel und führte seinen Ursprung auf die graue Vorzeit, zum Teil auf die Götter zurück. Gerade darum erfreute er sich eines großen Ansehens und kam selbstverständlich bei der Anstellung von Heerführern, Richtern, Gemeindevorstehern in erster Reihe in Betracht. Tacitus sagt wohl, daß die Anführer „nach der Tüchtigkeit“ gewählt wurden, es ist aber als sicher anzunehmen, daß bei gleicher Befähigung der Stammbaum den Ausschlag gab. Bei den hervorragendsten und kriegstüchtigsten Männern des damaligen Germaniens bei Marbod und Armin, hebt Bellejus ausdrücklich die vornehme Abkunft hervor, „Marbod aus adligem Geschlecht“, und fast mit denselben Worten, Arminius, „ein Jüngling edelsten Geschlechts“. Da des letzteren Vater, Sigimer, „ein Fürst der Cherusker“ genannt wird, ist zu schließen, daß auch der Fürstenrang (ahd. furisttuom, von furisto, der Erste, Vorderste) erblich war. Unter den Fürsten nahm der nach Tacitus dem „Hochadel“ entstammende König die erste Stelle ein, dessen Name (ahd. chuninc, angels. cyning, altnord. konungr, von got. kuni, ahd. chunni, angels. cyn, Geschlecht) schon die hohe Abkunft zu erkennen gibt. In dem erhaltenen gotischen Wortschatz fehlt zufällig dieser Ausdruck, der etwa kunings gelautet haben würde und ist durch reiks (mit lat. rex verwandt, doch nicht entlehnt), der „Mächtige“, oder thiudans, der „Volksheerscher“ (von thiuda), vertreten. Daß die Könige gewählt wurden, geht schon aus

dem lateinischen „sumunt, sie nehmen“, hervor, doch scheint die Würde insofern erblich gewesen zu sein, als die ganze Sippe für erkoren galt und meist der nächstverwandte Nachkomme auf den Schild erhoben wurde. Um sicher zu gehen, ließ oft der Vater seinen Sohn schon bei Lebzeiten wählen. Im übrigen vererbten sich auch Königsreiche wie Grundbesitz, d. h. sie wurden geteilt. Diesen für die Erhaltung der Macht nicht eben vorteilhaftesten Gebrauch suchte Kaiserich dadurch zu umgehen, daß er in seinem letzten Willen jeweils den ältesten Sprossen seines Stammes zum Nachfolger auf dem Königsstuhl der Wandalen bestimmte. Nach fränkisch-salischem Recht erbten nur männliche Nachkommen, doch machten die Frankenkönige unbedenklich auch die Erbansprüche ihrer Gemahlinnen geltend. Es gibt mehrere geschichtliche Beispiele neugeschaffenen Königtums, Ariovist Marbod und Italicus; auch standen die Franken früher nur unter Herzögen. Was bei der Rängerhöhung ausschlaggebend war, der Wille des Volkes oder der Ehrgeiz erfolgreicher Heerführer, ist mit Bestimmtheit nicht mehr zu entscheiden; für Armin steht jedenfalls fest, daß ihm der Vorwurf, er strebe nach der Krone, zum Verhängnis wurde. Auch die Priester und Vorsteher der Volksheligtümer gehörten wohl meist, wie Armins Schwager Sigimund zeigt, dem höheren Adel an, der im übrigen nur Ehrenrechte und, außer höherem Vergeld, keine Sonderstellung vor dem Gesetz besessen zu haben scheint. In dieser Hinsicht, wie auch im stolzen Selbstgefühl, stand ihm der freigeborene Mann (fulborn, fulreal, der „Vollbürtige, Vollfreie“) gleich, der unter Umständen, wenn es die Not erheischte, an die Spitze des Heeres treten und auf diesem Wege sogar, wie der Gote Witichis, den Königstuhl besteigen konnte. Solchen Emporkömmlingen pflegte aber der Mangel edler Geburt doch häufig nachgetragen zu werden.

Eine fast unübersteigliche Kluft trennte dagegen den Freien von dem Knechte, der völlig rechtlos war, der ohne Strafe erschlagen und wie ein Acker oder ein Stück Vieh verkauft werden konnte. Daß im allgemeinen das Los der Knechte, solange sie den Born ihres Herrn nicht herausforderten, kein allzu schweres war, verdankten sie mehr der Gemütsart als der Rechtsanschauung unserer Vorfahren. Zwischen den Freigeborenen und den Knechten standen noch die Hörigen, in besonderen Heimstätten, aber nicht auf eigenem Boden sitzend und den Grundherren zinspflichtig. Der freie Grundbesitz hieß Allod (allodium, Vollgut, von ala und od), das Lehensgut Feod (feodum, daher unser

„feudal“, von got. *laus*, ahd. *fao*, *fo*, angels. *fea* wenig, verwandt mit lat. *paucus*).

Freigelassene, die in Rom eine so große und nicht sehr erfreuliche Rolle spielten, waren selten und wenig angesehen. Kinder aus Verbindungen von Freien und Unfreien, selbst wenn der Vater dem höheren Stande angehörte und die Ehe rechtsgiltig war, „folgten der ärgeren Hand“. Obwohl die königliche Willkür durch die in den Volksversammlungen sich kundgebende öffentliche Meinung sehr eingeschränkt war, durchbrach sie gerade in diesen Verhältnissen manchmal die Schranken des Herkommens, indem ausgezeichnete, aber von Geburt unfreie Krieger unter die Gefolgsleute oder Leibwächter aufgenommen, wegen ihrer Heldentaten mit der Freiheit begabt und mit Haus und Hof belehnt wurden. So konnte es bei den von Königen beherrschten Völkerschaften vorkommen, daß sich mit der Zeit eine Art von Kriegeradel, ein Ritterstand bildete, der nicht durchweg aus vollfreien Männern bestand, keineswegs immer ein Nachteil, denn unter den leibeigenen Knechten befanden sich ja auch Kriegsgefangene oder Leute, die ihre Freiheit verspielt hatten, zum Teil von hervorragender Tapferkeit und edler Herkunft. Bezeichnend ist, daß walah wie *slavus*, die Namen der ostbesiegten Nachbarvölker, die Bedeutung „Knecht“ angenommen haben.

Die von Cäsar erwähnte Sitte, daß „Behörden und Fürsten Jahr für Jahr den einzelnen Stämmen und Sippen . . . an Bauland zuteilen, soviel und wo ihnen gut dünkt, und auf jährlichen Wechsel dringen“, scheint nur ein Übergangszustand gewesen zu sein. Später, nach dauernder, meist geschlechterweise erfolgender Ansiedlung finden wir überall die Anzeichen festen Grundbesitzes. Der Hausvater und Geschlechtsälteste hatte unbeschränkte Gewalt über alle Angehörigen der Sippe, männlich oder weiblich, frei oder unfrei; im Erbrecht waren ursprünglich die Frauen zurückgesetzt, folgten auf den Vater dem Alter nach die Söhne, in zweiter Reihe Brüder und Schwäger.

„Auch die Feindschaften des Vaters oder eines Verwandten“ mußten übernommen werden, doch dauerten solche, aus der uralten Blutrache hervorgehende Einzelsehden glücklicherweise meist nicht allzulange, da sogar der Totschlag durch „Mannbuße“ oder „Wergeld“ (ahd. *weragelt*, angels. *leodgeld*, von got. *vair*, Mann, ahd. *liati*, Leute) gesühnt werden konnte. Die einzelnen, durch die Bande des Blutes zusammengehaltenen Sippen blieben dauernd vereinigt; auf

ihnen beruhete Verfassung, Landverteilung, Schlachtordnung. Im Kriege wie im Frieden waren ursprünglich Nebenstreiter und Nachbarn mit einander verwandt, und einen besseren Kitt konnte es selbstverständlich nicht geben. In größeren Verbänden, Weilern, Gauen, Landschaften, wurde die Strafgewalt durch Richter und Ratsmänner oder Schöffen ausgeübt. Tacitus gibt deren Zahl auf „hundert“ an, doch war davon jedenfalls, wenn es sich nicht um besonders wichtige Angelegenheiten handelte, immer nur ein Teil in Tätigkeit. Die Strafen waren im ganzen mild und ließen, wo es irgend anging, die Ehre unangetastet. Nur wirklich gemeiner, ehrloser Handlungsweise wie Landesverrat, Fahnenflucht, Unzucht und schändlichen Lasterern gegenüber gab es kein Erbarmen; die Schuldigen wurden teils an Bäumen aufgenüpft, teils im Sumpfe erstickt, je nach der Art des Verbrechens, das entweder bloßgestellt oder verborgen werden sollte. Einer besonderen Art der germanischen Rechtsfindung muß noch gedacht werden, des „Gottesurteils“ oder *Ordals* (ahd. *urdeili*), das meist durch den Zweikampf entschieden wurde. Nach der Angabe von Tacitus, daß man auch „den Ausgang schwerer Kriege“ durch einen solchen zu erforschen suchte, reicht dieser Brauch in ein hohes Altertum zurück und beruht offenbar auf der Vorstellung, daß die gerechten Götter den Waffen des die bessere Sache vertretenden Kämpfers den Sieg verleihen.

War in älterer Zeit ein Gewohnheitsrecht maßgebend gewesen, hatte die Rechtspflege fast ganz auf mündlicher, da und dort vielleicht durch eine Anzahl von Merksprüchen in Runenschrift gestützter Überlieferung beruht, so machte sich nach der Gründung neuer Reiche auf früher römischem Gebiet, nach der Annahme des Christentums und anderen einschneidenden Änderungen der Anschauungsweise wie der Lebensgewohnheiten das Bedürfnis nach einer sicheren Richtschnur, nach einer schriftlichen Festlegung der bisher befolgten Grundsätze geltend. So sind die verschiedenen Volksrechte entstanden, meist in dem verkommenen Latein des Mittelalters abgefaßt, aber eine Menge germanischer Wendungen und Sachausdrücke enthaltend (wie *mundium*, *vadium*, *methium*, *leudum*, *fredum*, *faida*, *bannus*, *mallus*, *thinx*, *sculdasius*, *scabinus*, *gasindium*, *gildonia*, *harimannus*, *gravio*, *marchio* usw.). Den Anfang mit der Einführung solcher Gesetzbücher machten die Westgoten schon im fünften Jahrhundert unter König Eurich, bald nach der Hunnenschlacht. Ihnen folgten die Burgunden,

Ostgoten, Franken (Salier, Ribovaren und Chamaben), Alemannen Baiuwaren, Langobarden, Thüringe (Angeln und Warnen) Frisen und Sachsen. Das erste Landrecht in der Volkssprache hatten die Angelsachsen; in Deutschland entstand im 13. Jahrhundert der Sachsenpiegel in niederdeutscher und, diesen nachahmend, der Schwabenspiegel in oberdeutscher Mundart. Wie die Sprachen lassen auch die germanischen Volksrechte auf eine längere Sonderentwicklung der Stämme schließen, zeigen aber in manchen Dingen, so dem Wergeld, der Morgengabe, der Erbfolge, der Vormundschaft u. a., einen deutlichen Zusammenhang mit den Zuständen zur Zeit von Tacitus. Mehrfach umgearbeitet, ergänzt, erweitert und verbessert, bilden sie eine reiche, fast unererschöpfliche Quelle nicht nur für die Wissenschaft vom deutschen Recht, sondern auch für die Sprach- und Sittengeschichte. Auch sie lehren, daß unsere Vorfahren beim Eintritt in die Geschichte keine „Barbaren“ waren, sondern ein ausgebildetes Rechtsgefühl, eine gesittete Lebensweise und eine nach Ständen gegliederte Verfassung hatten. — Das langobardische Gesetzbuch des Königs Rothari wird eingeleitet durch eine kurze Geschichte des Volkes und seiner Könige seit dem Auszug aus Skandinavien.

Die Zeit der „Wiedergeburt“ im 15. und 16. Jahrhundert hat uns auch das römische Recht, die „geschriebene Vernunft“ (ratio scripta) gebracht, das durch seine streng folgerichtige Durchführung und seine Rücksichtnahme auf die bewegliche Habe Handel und Verkehr erleichtert und befördert, in vielen Stücken aber mit dem deutschen Rechtsempfinden nicht übereinstimmt und beim Richter die Neigung, nach dem Buchstaben zu entscheiden, großzieht. In dem seit einem Vierteljahrhundert im neuen Deutschen Reich eingeführten Bürgerlichen Gesetzbuch hat sich wieder eine Umkehr und eine Annäherung an das angestammte Recht vollzogen.

8. Sang und Sage.

Mit Heldenfang und Harfentklang verschönten unsere Vorfäter ihre Feste, unter brausendem Schlachtgesang gingen sie in den Kampf. In Liedern, „ihrer einzigen Art von Überlieferung und Geschichte“ nach Tacitus, priesen sie „der tapfern Väter Taten, der alten Waffen Glanz“, und wenn hinter schirmendem Schildwall und unter

starrendem Lanzenwald das Heer den Feinden entgegenzog, erscholl aus Tausenden von rauhen Kriegerkehlen ein wilder Schlachtgesang, der, durch den vorgehaltenen Schildrand verstärkt, den eigenen Mut entflammen, dem Gegner aber Schrecken einflößen und, je nach der Kraft



Burenbläser, oben: von einer schwedischen Felszeichnung, unten: Wiederherstellung (nach Rossinna).

des Wiederhalls, Sieg verheißen oder Unheil verkünden sollte. Daß es dabei „mehr auf Einstimmigkeit der Tapferkeit als des Tones“ ankam und von besonderem Wohlklang bei so kriegerischen Klängen nicht die Rede sein konnte, versteht sich von selbst. Anders verhielten sich die beim festlichen Mahle und vollen Becher teils von berufsmäßigen Sängern, teils von Liebhabern der Tonkunst mit Harfenbegleitung vorgetragenen Lieder, die sicher nicht das harte Urteil der römischen Schriftsteller verdient, daß der germanische Gesang mit dem Geräusch von Raubbögeln, mit Hundegebell oder dem Knarren von Wagenrädern zu vergleichen sei. Auf musikalische Veranlagung der alten Deutschen lassen mancherlei Dinge schließen, vor allem die mit wunderbarem Geschick und Verständnis aus Erz gefertigten, auf den Dreiklang abgestimmten Heerhörner (dän. lurer, von altnord. hludhr, wörtlich „Lauter“), von denen die

Kopenhagener Sammlung einige so wohlerhaltene Stücke besitzt, daß sie heute noch geblasen werden können, dann die hohe dichterische Begabung, wie sie schon aus den ältesten Liederproben hervorgeht, und endlich unsere so mannigfaltigen und ansprechenden Volksweisen, von denen manche nachweislich ein hohes Alter haben. Die Harfe erwähnt zuerst, und zwar unter der germanischen Bezeichnung harpa (alth. harpha,

angels. hearpe, altnord. harpa), im 6. Jahrhundert der Dichter Venantius, während andere, ungefähr derselben Zeit angehörende Schriftsteller dafür das griechisch-lateinische Wort Zither (cithara) gebrauchen. Daß es sogar königliche Sänger gab, lehrt die rührende Geschichte von Gelimer, dem letzten Könige der Vandalen; von dem ihn in einer maurischen Bergfeste belagernden Obersten erbat er sich drei Dinge, ein Brot, um seinen Hunger zu stillen, einen Schwamm, um seine vom Weinen entzündeten Augen zu kühlen, und eine Harfe, um sein und seines Volkes Unglück im Liede zu beklagen. Der kaiserliche Befehlshaber, auch ein Germane, der Heruler Fara (Faramund, Faroald oder ähnlich) gewährte die Bitte in ritterlicher Weise und mit tröstenden Worten. Von dem Byzantiner Priscus hören wir, daß an Attilas Hof, wo gotische Sitte herrschte, die schmausenden Männer an Sang und Saitenspiel sich ergötzten, und im Beowulfliede heißt es bei der Beschreibung eines Gastmals: „da war Harfenklang, heller Sang des Sängers“ (scop, ahd. scof, von schaffen, schöpfen, altnord. skald, von einem anderen Wortstamm). Daß die Franken, auch nach ihrer Bekehrung, dem Schildgesang noch nicht entsagt hatten, zeigt das Ludwigslied aus dem neunten Jahrhundert:

Sang was gisungan, wig (Rampf) was bigunman.

Den Stoff zu den Trinkliedern und Schlachtgesängen lieferte teils die Heldensage, teils der Götterglaube. So unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß unter dem von Tacitus genannten „Herkules . . .“, dem ersten aller tapferen Männer“, ein die Niesen des Winterfrostes und die Drachen der Finsternis überwindender, sonnenhafter, später als Sigfrid oder Friedebald gefeierter Halbgott, dem die christlichen Heiligen Victor, Georg und Fridolin entsprechen, zu verstehen ist. „Noch singt man von ihm bei den germanischen Völkern“, wird lange nach dem kläglichen Tode des Befreiers Armin berichtet, und Ähnliches auch von dem ihm in Glück und Unglück vergleichbaren Eroberer Italiens, dem Langobardenkönig Alwin, von den Goten Amala, Hermana, Frithagern, Bidigoia, Theoderich und anderen „Königen und Helden alter Zeit“. Wenn wir, in den durch einen glücklichen Zufall erhaltenen Heldenbüchern blättern, darin auf die Namen Ermenrich, Dietrich, Wittich, Sibich, Gunther, Giselher, Helsenrich, Hygelac, Rother, Ekel, Blödel u. a. stoßen, so wird niemand in Abrede stellen wollen, daß es geschichtliche Gestalten sind, die hier vor unserm Auge auftauchen: Germanarich, Theoderich, Bidigoia, Sibika,

Gundahar, Gislahar, Chilperich, Chochilaik, Rothari, Attila und Bleda. Der älteste Träger einer dieser Namen, der große Gotenkönig Hermanarich, hat im vierten Jahrhundert gelebt; es ist aber durchaus nicht unmöglich, daß noch ältere Begebenheiten, wenn auch nicht mehr so deutlich erkennbar, mit hereinspielen. Geschichtliche Treue darf man von den Heldenliedern umso weniger erwarten, je länger sie von Mund zu Mund gegangen sind. Wie ein alter Stamm von Epheu und Schlingrosen umspinnen wird, so ist auch in der Sage der echte, wahre Kern meist durch ein üppiges Rankenwerk dichterischer Zutaten und Umgestaltungen verdeckt. Diesen trotzdem in all seinem verhüllenden Beiwerk zu erkennen, ist die Aufgabe der Sagenforschung, der es in besonders glücklichen Fällen sogar gelingen kann, einzelne Lücken der Geschichtschreibung zu ergänzen. Gerade bei den hervorragendsten Gestalten des deutschen Heldenliedes, dem herrlichen, hochgesinnten Sigfrid und dem kühnen, an Kraft und Schönheit ihm kaum nachstehenden Walthar, scheint jedoch die ältere Forschung zu versagen. Der erstere ist zwar, wie schon angedeutet, ohne Zweifel als Vermenschlichung eines gottähnlichen Sonnenhelden zu betrachten und darum mit dem griechischen, gleichfalls unverwundbaren Achilleus zu vergleichen, läßt aber in manchen Einzelheiten doch auch ein geschichtliches Vorbild ahnen, dessen Züge in der Dichtung mit denen des Halbgotts zusammengelassen sind. Da die Sigfridlieder sicher der fränkischen Sage angehören, aus deren Verschmelzung mit burgundischen und gotischen Sagenstoffen das Nibelungenlied entstanden ist, hat man zunächst in der fränkischen Geschichte nach einem entsprechenden Urbild gesucht, doch ohne großen Erfolg, denn weder der Lebenslauf des im Jahre 575 vor versammeltem Heere ermordeten Sigibert noch eines anderen Frankenkönigs oder Herzogs bietet eine befriedigende Lösung. Man hat daher etwas weiter zurückgegriffen und schon vor Jahrzehnten den Nachweis versucht, daß der einstmals von seinen Volksgenossen besungene Arminius, „Germaniens Befreier“, als Sigfrid in der großartigsten Gestalt der deutschen Heldensage fortlebe. Der Einwand, die Cherusker seien ja ein sächsisches Volk, war beseitigt, seitdem ich gezeigt hatte, daß sie in Wahrheit zum Frankenstamm gehören und in den späteren Eroberern Galliens aufgegangen sind. Nun fiel jedes Bedenken weg, und die merkwürdigen Übereinstimmungen im Lebensbilde des geschichtlichen und des Sagenhelden ließen sich unbestritten vergleichen und und würdigen. Beide sind gleich oder ähnlich

benannt, denn daß Arminius neben diesem römischen Kriegsnamen noch einen heimischen, und zwar einen mit „Sig“ anlautenden (seine nächsten Verwandten hießen Sigimer, Sigast, Sigimund, Sigibag) getragen hat, ist mehr als wahrscheinlich; beide sind hohe Helden gestalten, in denen sich leibliche Kraft und Schönheit mit Seelenadel verbindet, und unwiderstehliche Krieger; beide dürfen sich des geliebten, durch Kühnheit errungenen Weibes nicht lange erfreuen; beider Sohn erbt weder des Vaters Ruhm noch Namen (Thumelift ist nach der Mutter Thumelda, fälschlich Thusnelba, Gunther nach dem Bruder der Mutter benannt). Beiden, die aus zahllosen Kämpfen unverfehrt hervorgehen — auch Armin wurde nur einmal leicht verwundet —, ist es nicht vergönnt, auf blutiger Walfstatt einen ehrlichen Schlachtentod zu finden, vielmehr erliegt der eine wie der andere in der Blüte seiner Jahre und in voller Heldenkraft dem Verrat und der Hinterlist der eigenen Verwandten; beide leben nach ihrem frühen, kläglichen Ende im Liede fort. Bei der Verschmelzung und Umdeutung der verschiedenen Sagenstoffe ist das römische Heer zum landverwüstenden, schatzhütenden Drachen, die Siegesbeute zum Nibelungenhort geworden. Daß der im 12. Jahrhundert durch Deutschland reisende isländische Abt Nikolaus die Gnitahede, wo Sigurd den Fasner schlug, in die Gegend von Paderborn, also des varianischen Schlachtfeldes verlegt, ist ein Beweis dafür, daß die Sigfridsage nach dem Norden aus dem Frankenlande, insbesondere der alten Cheruskerheimat, gekommen war. Sollte allein für „Sifriden, den hochgemuoten, den starken und den guten“, unstreitig die gewaltigste und dabei menschlich liebenswürdigste Gestalt der deutschen Heldensage, jeder geschichtliche Hintergrund fehlen? Das ist, wenn auch Armin um 300 Jahre älter ist als Hermanarich, nicht eben wahrscheinlich. Das herrliche, von den Höhen des Teutoburger Waldes mit hoherhobenem Schwert weithin über die deutschen Lande schauende und die Feinde schreckende Standbild kann in Zeiten der Not als Sinnbild deutscher Unüberwindlichkeit dienen und mit seiner beherzigenswerten Inschrift zur Einigkeit mahnen:

Deutsche Einigkeit — meine Stärke,
 Meine Stärke — Deutschlands Macht.

Auch im Walthertiede, einem altdeutschen Heldenlied, den im zehnten Jahrhundert Ekkehard, ein Mönch von St. Gallen, in ein lateinisches Gewand gekleidet hat, treten einige unzweifelhaft geschichtliche



Fränkischer Krieger in der Bewaffnung des 5.—6. Jahrhunderts
Vorbild im Römisch-Germanischen Zentralmuseum zu Mainz.

Gestalten auf: Attila, der mächtige Hunnenherrscher, Gibich, der Burgundenkönig Gibika (Gibahar), der um die Wende des 4. und 5. Jahrhunderts sein Volk aus dem oberen Maintal in den Wonnegau bei Worms geführt hat, Guntharius, dessen Sohn und Nachfolger Gundahar, und Hildegunde, nach meiner Auffassung die von Jordan erwähnte schöne Idico (gotische Kürzung eines mit „hild“ zusammengesetzten Namens), Attilas zweite rechtmäßige Gemahlin, deren Brautbett ihm durch ein rächendes Verhängnis zum Sterbelager werden sollte. In der angelsächsischen Fassung der Sage wird außerdem noch Theodric, Theoderich der Große, genannt. Dagegen sucht man nach den Namen des Haupthelden Walthari und seines Vaters Alhari in den geschichtlichen Urkunden vergebens; insbesondere hat es unter den Westgoten in Südfrankreich und Spanien, woran man nach der Bezeichnung „von Spane“ oder „von Spanilant“ gedacht hat, nie einen gleichnamigen Fürsten gegeben. Das einzige Volk, bei dem ähnlichlautende Königsnamen vorkommen, ist das der Langobarden, doch hat der 547 in jugendlichem Alter gestorbene Waltarius um ein Jahrhundert zu spät gelebt und auch nur so kurze Zeit geherrscht, daß er unmöglich große Heldentaten verrichtet haben kann. Dagegen war seines Vormunds und Nachfolgers Audwin Sohn der berühmte, nach seinem jammervollen Tode im Liede gefeierte und beklagte Alwin, dessen Name wie der seiner Tochter Alswinde den ersten Teil mit Alhari gemein hat. Nach meiner andernorts eingehend begründeten Meinung ist der Zusammenhang folgender: Alhari, der Sohn Gudiofs oder Gauzof, war ein König der Langobarden (nach der Gothaer Handschrift der sechste unter dem Kurznamen Pero), der wahrscheinlich nach kurzer Herrschaft im Kampfe gegen die Hunnen fiel und dessen Sohn Walthari als Geisel an Attilas Hof kam, wo er mit dem Burgunden Hagen (Hagano, Sohn Hagathius) Blutsbrüderschaft schloß. Waltharius' Sohn hieß, wie ich glaube annehmen zu dürfen, Nuthari, sein Enkel Audwin, sein Urenkel Alwin. Die Bezeichnung „von Wascono lant“ scheint nach einer merkwürdigen Stelle der „Herkunft der Schwaben“ (origo Suevorum) nichts anderes zu bedeuten als aus dem Wilken- oder Wilzen-, d. h. Wendenlande (die Langobarden wohnten damals in Mähren), was dann teils mit Aquitanien, der Heimat der Wasconen oder Basken, teils mit dem Wasgenstein im Elsaß verwechselt wurde (nach Saxo ist wasco und wilco gleichbedeutend). Walthar Starthand war ein berühmter

Kriegsheld; Attilas „Vorkämpfer“ nennt ihn das angelsächsische Bruchstück, „des Reiches Säule“ das lateinische Gedicht, in dem es von ihm heißt:

Mitten in vorderster Reihe sicht Walthar und wüet im Vorkampf,
Mäht mit dem Schwert, was entgegen sich stellt, drängt rastlos
nach vorwärts.

Kaum daß die Feinde ihn sehen, zu Boden sie sinken und schaudern,
Gleich als ob den leibhaftigen Tod vor Augen sie hätten.

Wohin der Held sich auch wendet, zur Rechten sei's oder zur Linken,
Alles ergreift die Flucht, auf den Rücken werfen die Schilde
Eilends die Reiter und jagen davon mit gelockertem Zügel.

Walthar scheint besonders von den schwäbischen Völkern gefeiert worden zu sein, während Sigfrid der Franken Lieblingsheld war. Als gemeinsamen Zug zeigt aber das Bild der beiden Sagenhelden die Liebe zu einer durch außergewöhnliche Schönheit und Seelengröße ausgezeichneten Jungfrau, und was das Wertwürdigste ist, dem denkenden Forscher muß sich bei gewissenhafter Erwägung aller in Betracht kommenden Umstände die Überzeugung aufdrängen, die holde Chriemhild und die schöne Hildegunde seien ursprünglich eine und dieselbe und zwar geschichtliche Gestalt gewesen. Auch in dieser Frage kann hier die Lösung nur in flüchtigen Umrissen angedeutet, nicht aber die ganze, von der Wissenschaft geforderte Beweisführung gegeben werden. Als Attila bei seinem Rheinübergang im Jahre 451 das sich ihm entgegenstellende burgundische Heer über den Haufen warf, fiel König Gundahar mit einem großen Teil seines Volkes und Geschlechts; seine Tochter aber, Hromilde (in fränk. Lautgebung Chruomichildis, Chriemhilde) oder vielleicht auch Hildegunde geheißener nach ihrer Mutter Authilde, der „Frau Ute“ der Sage, wurde von dem Sieger als Gefangene mitgeschleppt und vielleicht damals schon ihrer hohen Abkunft und hervorragenden Schönheit wegen zur künftigen Königin ausersehen. Anscheinend war sie dem besonderen Schutze Hagens, eines jungen, auch als Geißel mitgeführten, wohl mit dem Königshause verwandten Helden anvertraut. Am hunnischen Hofe wurde sie von Herkia oder Helche (Herriche), Attilas erster Gemahlin, bevorzugt:

Auch die gefangene Maid fand hier vor der Königin Gnade,
Und sie vermehrte die Gunst durch ihre vortrefflichen Sitten,
Wie durch der fleißigen Hände Geschick, so daß in der Hofburg

Bald sie des Schazes Verwalterin war, und es fehlte nur wenig,
So hätte selbst sie geherrscht, denn erfüllt wurden all ihre Wünsche.

Durch Werbungen von seiten des Königs scheint sie zunächst nicht belästigt worden zu sein, dagegen entspann sich bald ein zartes Liebesverhältnis mit dem tapferen Walthar, Attilas ausgesprochenem Günstling. Ob die beiden Liebenden schon von Jugend auf, wie die Sage will, durch ihre Väter verlobt waren, ob wirklich eine Flucht und Entführung stattgefunden hat, läßt sich nicht mehr entscheiden. Jedenfalls aber waren die Verfolger ursprünglich nicht Rheinfranken oder gar Burgunden, sondern Hunnen und Helben von Attilas Tafelrunde, darunter auch Hagen, was dann zu dem ergreifenden Widerstreit der Pflichten, Herrendienst gegen Freundestreue, Anlaß gegeben hat. Nach der Sage hätte Walthar in dem heißen Kampfe gegen eine gewaltige Übermacht zwar die rechte Hand verloren, aber seine Freiheit behauptet, das geliebte Weib errungen und noch lange in Frieden und Freude geherrscht. Dagegen lassen verschiedene Angaben sehr bestimmter Art kaum einen Zweifel darüber, daß die Bluthochzeit, bei der der finstere Hunnenkönig durch die Hand der ihre Verwandten rächenden und ihre Ehre verteidigenden Hilbiko, eben der burgundischen Fürstentochter Gromilde oder Hildegunde, einen jähen Tod fand, als geschichtliche Tatsache zu betrachten ist. Jordan spricht zwar von einem „Blutsturz“, gibt aber damit wahrscheinlich nur den beschönigenden amtlichen Bericht wieder. Wie erklärt sich der scheinbar unlösbare Widerspruch? Entweder so, daß der Fluchtversuch mißglückte und nun der König, dessen erste rechtmäßige Gemahlin inzwischen gestorben war, mit der Neuvermählung nicht länger zögern wollte, oder so, daß Walthar nach kurzem Eheglück in einem der vielen Kämpfe mit benachbarten Völkern einen Heldentod fand („ihr König Walderich wurde mit dem ganzen königlichen Stamm vernichtet“, meldet die „Herkunft der Schwaben“) und seine junge Witwe an den hunnischen Hof zurück gebracht wurde, wo Dnegis, nach meiner Ansicht Walthars Oheim, eine einflußreiche Stelle einnahm. Auch Chriemhild hat sich ja als Witwe von Etzel heimführen lassen und in der ältesten Fassung der Sage nicht ihren Vatten, sondern ihren Vater, ihre Verwandten, sowie die Verletzung des eigenen Stolzes an dem trunkenen Freier gerächt. Im Nibelungenliede, das nach den Franken benannt ist —

die hiezzen Nibelunge unt waren sine man,
Iant unde bürge daz was im allez undertan —

hat dann der fränkische Stammesheld Sigfrid die Stelle des weniger bekannten langobardischen Königssohnes Walthari eingenommen. Wenn auch in diesen vom Nebelschleier der Vorzeit umhüllten Fragen keine völlige Klarheit geschaffen ist und wohl niemals zu erreichen sein wird, soviel steht fest, daß unsere alten, wunderbar aus Wahrheit und Dichtung verwobenen Volksagen einen Schatz von unerschöpflichem Reichtum und unvergänglicher Schönheit darstellen. Für Alt und Jung, für Gelehrt und Ungelehrt gelten des Liedes Worte:

uns ist in alten mären wunders vil geseit.

Nach diesen kurzen Bemerkungen, die nur auf die besonders hervortretenden und kennzeichnenden Gestalten einige Streiflichter werfen, sei noch ein Wort über das dichterische Gewand gestattet, in das die alten Mären gekleidet sind. Auch hierin zeigen sich unsere Ahnen durchaus unabhängig von der Dichtkunst des „klassischen“ Altertums indem sie keines ihrer nach Zahl und Länge der einzelnen Lautgruppen (Silben) geordneten Versmaße nachahmen, weder den homerischen Sechsfuß (hexameter) noch die sapphische Strophe, sondern schon in den ältesten Proben germanischer Dichtung, den fränkischen Zauberprüchen und dem sächsischen Hildebrandslied, etwas ganz Neues und Eigenartiges, den auf gleichem Anlaut beruhendem Stabreim gebrauchen:

Kind, im Königreiche kund ist mir all Erdenvolk.

Diese mit einer gewissen Zahl von Hebungen und Senkungen des Tones verbundene Reimart gibt der Sprache Kraft und Nachdruck und ist bei feierlichem Vortrag wie beim Gesang von starker Wirkung. Unsere großen Dichter haben gelegentlich, freilich meist ohne Absicht, vom Stabreim Gebrauch gemacht, und zwar mit Erfolg, wie die schönen Worte zeigen:

Dreifach ist der Schritt der Zeit,
 Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
 Pfeilschnell ist das Jetzt entfliegen,
 Ewig still steht die Vergangenheit.

Auch die Verbindung des Stabreims mit dem heute allein herrschenden Endreim ist uralt und schon in den genannten Sprüchen zu finden:

suma hapt(hand) heptidun,
 suma heri lezidun.

Dadurch, daß der Endreim schon in der Heidenzeit nachzuweisen ist, wird die oft gehörte Ansicht widerlegt, er sei aus der kirchlich-

lateinischen in die altdeutsche Dichtung gekommen. Der Vorgang war vielmehr gerade umgekehrt. Der, wie es scheint, zuerst bei den Franken, dann auch bei den Alemannen und anderen zum Frankenreich gehörenden Völkern auftretende, jedenfalls echt germanische Endreim (Sachsen, Angelsachsen und Nordmannen haben viel länger am Stabreim festgehalten, vgl. Heliand, Beowulf, Edda), wurde bald von den lateinischen Liederdichtern des Mittelalters nachgeahmt und samt der Sangesweise übernommen. Das älteste derartige Beispiel, ein Lobgedicht auf Karl den Großen aus dem 9. Jahrhundert, beginnt mit den Worten

Urbs aquensis, urbs regalis,
regni sedes principalis,
prima regum curia . . .

und läßt schon die durch das Stabat mater berühmt gewordene, vielfach auch von neueren Dichtern angewendete Reimstellung und Gliederung erkennen. An einem andern volkstümlichen Beispiel, dem Burschenlied, Gaudeamus, habe ich gezeigt, wie alt die Wurzeln unserer Volksweisen sind und wie viel ihnen das lateinische Kirchenlied verdankt. Jedem Unbefangenen muß es auffallen, daß der erste der Merseburger Sprüche bei langsamem Vortrag merkwürdig an den Tonfall des Gaudeamus erinnert, ja mit ganz unbedeutender Veränderung des Wortlauts geradezu nach dessen noch heute lebensfrischer Weise gesungen werden kann. Man mache selbst den Versuch.

Zauberspruch:

Eiris sazun idisi,
Sazun hera duoder;
Suma haptband heptidun,
Suma heri lezidun
Jo, insprinc haptbandun!

Burschenlied:

Gaudeamus igitur,
Juvēnes dum sumus!
Hora heu devolvitur,
Quidquid dat, dissolvitur,
Velut vento fumus.

Eurer Jugend, Freunde, freut
Euch, bevor sie schwinde!
Was die flücht'ge Stunde beut,
Ach, wie schnell wird das zerstreut,
Wie der Rauch im Winde.

In dieser nach den ältesten Lesarten festgestellten Fassung ist sogar neben dem Endreim auch der Stabreim enthalten. Das noch immer vielgesungene und stets wirkungsvolle Lied ist aber, wie sich in einwandfreier Weise dartun läßt, im 13. Jahrhundert unter den Hörern der Pariser Hochschule aus der Umdichtung und Verschmelzung zweier

lateinischer Bußgesänge über „die Verachtung der Welt“ und „die Kürze des Lebens“ entstanden. Die Weise dagegen kann nur von den fränkischen Eroberern mitgebracht sein. Auch auf dem Gebiet der Tonkunst und Dichtung verrät demnach das deutsche Volk von altersher eine hervorragende, eigenartige Begabung, hat es mindestens ebensoviel gegeben wie empfangen.

9. Götterglaube.

Wo sich jetzt, wie unsre Weisen sagen,
 Seelenlos ein Feuerball nur dreht,
 Lenkte damals seinen gold'nen Wagen
 Helios in stiller Majestät.
 Diese Höhen füllten Dreaden,
 Eine Dryas lebt' in jenem Baum,
 Aus den Urnen lieblicher Najaden
 Sprang der Ströme Silberschaum.

So klagt der Dichter über die „entgötterte Natur“, nennt aber dabei nur „die Götter Griechenlands“. Daß auch nach dem Glauben unserer Vorfahren der Sonnengott mit seinen schnellen Rossen über das eiserne Himmelsgewölbe fuhr, daß Germaniens Berge, Wälder und Gewässer von hilfreichen Zwergen und Wichten, von holden Elfen und Nixen belebt waren, davon sagt er nichts, davon haben wohl die wenigsten seiner Zeitgenossen etwas gewußt. Wer im griechischen Olymp nicht zu Hause ist, gilt für ungebildet, über den nordischen Götterhimmel aber herrschen meist noch recht unklare, nebelhafte Vorstellungen. Wenn darum hier der Versuch gemacht werden soll, auch diese Seite des germanischen Altertums zu beleuchten, so ist vorauszuschicken, daß wir leider über diese Dinge nur mangelhaft unterrichtet sind, da die älteren Quellen, wie Cäsar und Tacitus, nur dürftigen Aufschluß geben, die reichlicher fließenden dagegen, wie die Edda und andere nordische Sagen, einer verhältnismäßig späten Zeit angehören und darum die Spuren einer unablässig daran fortspinnenden Dichtung zeigen, wie auch die Einflüsse des sich ausbreitenden Christentums verraten. Trotzdem bekunden übereinstimmende Namen, wie Wodan und Odin, Ziu und Tyr, Balder und Valbur, Frija und Frigg, Hella und Hel, Wittilagart und Midgard, Muspilli und Muspell, einen uralten

Zusammenhang und gemeinsamen Ursprung. Es ist deshalb bei einiger Vorsicht gestattet, die altdeutsche Göttersage aus der ordisch:n zu ergänzen.

Als die einzelnen indogermanischen oder arischen Völker auf der Suche nach neuen Wohngebieten sich mehr und mehr auszubreiten begannen, nahmen sie nebst der Sprache auch die angestammten Götter mit auf die Wanderschaft. Dadurch erklärt sich manches, was Olymp und Walhall gemeinsam haben, so die Zwölfzahl der Hauptgöttheiten, der Gleichklang mehrerer Namen, Zeus und Jiu, Ares und Er, Apollo und Phol u. a. Im Anfang, glaubten die Alten, war das Urnichts, der „gährende Abgrund“ (ginunga gap) nach der „Weisheit der Wala“, mit dem Chaos der Hellenen vergleichbar, dem vielleicht auch das Wort (griech. chaein, altnord. gapa, ahd. chaphen, offen sein) sprachlich nahe steht. Die Beschreibung im Wessobrunner Gebet,

daß Erde nicht war noch Überhimmel,

nicht Baum noch Berg . . .

daß die Sonne nicht schien

und der Mond nicht leuchtete,

noch auch der Meersee . . .

stimmt fast wörtlich mit der Edda überein:

da waren weder Sand noch See

noch kalte Wogen,

Erde gab's nicht noch Überhimmel,

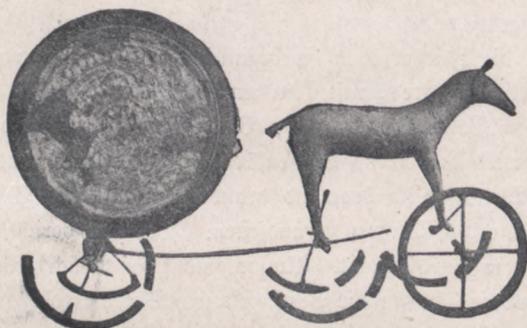
nur gährende Klust,

und nirgends ein Gräslein.

Besonders bemerkenswert sind die Ausdrücke *ufhimil* und *upphiminn*, die nicht von einander entlehnt sein können, sondern auf uralte Zeiten und ein gemeinsames Vorbild hinweisen, aus dem am südlichen wie am nördlichen Ende der germanischen Welt der überlieferte Wortlaut entstanden ist. Dieses auch an anderen Stellen nachzuweisende Verhältnis ist mit ein Beweis für das hohe Alter der in der Edda zum Ausdruck gebrachten Anschauungen.

Von der Erschaffung der Welt, von der Entstehung der Götter und Menschen gibt diese Gedichtsammlung eine ausführliche, offenbar aber durch spätere Umgestaltungen und Zutaten veränderte Schilderung, die nicht ganz mit der Angabe von Tacitus übereinstimmt, daß die Germanen den „erdentsprossenen“ Gott Tuisto und dessen Sohn Mannus (d. h. den ersten Menschen, dem wieder drei Söhne zuge-

(schrieben wurden) als Ahnherren und Gründer des Stammes gefeiert hätten; doch sind ja derartige Abweichungen bei dem Alter der Sage begreiflich. Nach der nordischen, neueren Fassung sind nördlich und südlich des ungeheuren Abgrunds zwei Reiche entstanden, ein Reich der Kälte, Nibelheim, und eines der Hitze, Muspelheim genannt. Herüberfliegende Funken befruchteten das Eis und erzeugten dadurch das größte aller Wesen, einen Riesen namens Ymir oder „Brauser“. Aus der Verbindung seiner Gliedmaßen unter einander entstanden die Frostriesen (Hrimthursen), und aus dem Schweiß unter dem linken Arm erwachsen Mann und Weib. Das tauende Eis brachte die Kuh Audhumla, wohl Sinnbild des befruchtenden Wassers und „Reichtum des Dunkels“, audhr und huma, bedeutend, hervor, aus deren



Sonnenwagen von Trundholm
im Kopenhagener Museum (Nach Rosfina).
1:8.

Guter vier Ströme rannen und mit deren Milch sich Ymir ernährte. Als sie die salzigen Eisblöcke beleckte, kam zuerst Haar, dann ein menschliches Haupt und endlich ein ganzer Mann zum Vorschein, schön, groß und stark, Buri mit Namen, dessen Sohn Bör mit Bestla, einer Riesentochter, die älteste Götterdreiheit, Wodan, Wili und We, erzeugte. Diese töteten Ymir und schufen aus seinen Teilen im Abgrund die Welt, aus den Knochen die Berge, aus den Zähnen die Felsen, aus dem Gehirn die Wolken, aus dem Schädel den Himmel, aus dem Blute das Meer, das in endlosem Wogenschwall (griech. okeanos, verwandt mit ahd. wac, Wasser) die kreisrunde Erdscheibe, den Mittelgarten (ahd. mittilagart, altnord. midgardr), umflutet. Herumfliegende Funken aus Muspelheim wurden zu anfangs noch frei sich bewegenden Gestirnen, bis Sonne und Mond (sol und mani), die

Kinder Mundilfari, nach meiner Deutung des „Weltfahrers“, von den Göttern an den Himmel gesetzt wurden, um den Gang der Sterne zu lenken und den Tag von der Nacht zu scheiden. Der Sonnenwagen wurde von zwei Hengsten „Frühwäch“ und „Altschnell“ (arvagr und alsvidr), gezogen. Am Strande des Meeres fanden die Götter zwei Bäume, die sie belebten und beseelten, so daß daraus das erste Menschenpaar Askr und Embla (Eiche und Ulme?) entstand. Über der Erde, am Himmelsgewölbe, erhob sich Asgard, die Burg der Götter, die mit Mittelgard, der Wohnung der Menschen, durch den Regenbogen als Brücke verbunden war. — Auf eine weitere Ausmalung des großartigen, von schöpferischer, manchmal etwas ungezügelter Einbildungskraft zeugenden Bildes muß hier verzichtet werden, und nur die Darstellung des Weltendes soll der eigentlichen Götterlehre vorangehen.

Wenn die Zeit erfüllet ist, beginnt die Welt alt zu werden, die Sterne verlieren ihre Kraft, ein ewiger Winter bricht herein und alle sittlichen Bande lockern sich; Brüder bekämpfen und töten sich, die Treue wird gebrochen, Waffenlärm, Mord, Raub und Krieg erfüllen die Welt. Wild brausend branden des Meeres Wogen empor, und die Erde erbebt in ihren Grundfesten. Das Weltgericht, die Götterdämmerung (ragnarök) naht. Umsonst stößt der Brückenwächter Heimdall warnend ins Horn; die Berge stürzen, Stürme toben, die Wälder brennen, der Himmel zerbricht. Auch diese Schilderung erinnert sehr an die Worte des altschwäbischen Gedichtes vom Weltende (ahd. muspilli, altsäch. mudspelli, altnord. muspell, von mund, mit lat. mundus gleichbedeutend, und altsäch. spildjan, altnord. spilla, vernichten, also „Weltvernichter“):

So entbrennen die Berge, kein Baum steht mehr
 einzig auf Erden, alle Wasser vertrocknen,
 die Moore verschwinden, in Gluten schwält der Himmel,
 der Mond fällt herunter und Mittelgard brennt.

In glänzender Rüstung, den Goldhelm auf dem Haupte und den mächtigen Speer schwingend, reitet Wodan an der Spitze der Götter und der Helden aus Walhall (Einherier, treffliche Krieger) den Söhnen des Feuers und den Ungeheuern der Tiefe entgegen. In dem nun entbrennenden Kampfe unterliegen die Götter und finden zum Teil ihren Tod. Thor erlegt zwar die Mittgardschlange (Werkörperung des den Erdkreis umschlingenden Meeres), fällt aber gleich

darauf, von ihrem ausgespöenen Gift getroffen, tot zu Boden, während Wodan von dem Fenriswolf (wohl von fen, got. fani, Sumpf, abzuleiten) verschlungen wird, den wieder das Racheschwert Widars ins Herz trifft. Die Erde versinkt, der Himmel geht in Flammen auf. Diesen Vorstellungen von dem grauenvollen Untergange der alten entspringt aber die Hoffnung auf das Werden einer neuen Welt. Aus dem Wüste taucht die verjüngte Erde auf und bekleidet sich wieder mit Gras und Blumen, mit Bäumen und Getreide unter einer neuen, schöneren Sonne. Die übrig gebliebenen oder wieder erwachten Götter versammeln sich auf dem Idaselde, besprechen die Vergangenheit und beraten, auf Wodans wiedergefundene Runen sich stützend, die Zukunft. Auch ein Menschenpaar, Lif und Lifthrasir (Leben und Lebensmut) genannt und an Deukalion und Phrrha der griechischen Sage erinnernd, hat sich, vom Morgentau genährt, gerettet und erzeugt nach dem hoffnungsfreudigen Glauben der Väter ein neues Geschlecht, das einem goldenen Zeitalter entgegen geht.

Unter den Göttern (gotisch gods, gut, und guth, gud, Gott, scheint eines Stammes), die in zwei Geschlechter, Asen und Wanen (den griechischen Giganten vergleichbar), zerfielen, war nach Tacitus wie nach der Edda der älteste und oberste Wodan, nord. Odin, lat. Mercurius, dessen Namen man mit dem indischen Vata, dem „Wehenden“, in Verbindung gebracht hat und wohl auch als „fahrend“ (angels. vadan, altnord. vada, ahd. watan) deuten darf. Es ist aber leicht möglich, daß er als Himmelsgott ursprünglich eins war mit dem Göttervater Zeus oder Jupiter (Dispater) und auch Tius geheißen hat, eine Bezeichnung, die dann auf den Kriegsgott im engeren Sinne übergegangen ist. Wodan, der Allvater und Allwaller (nord. alfadri, allvaldr, got. allvaldands), war nicht nur ein Gott des Krieges und Sieges, sondern auch aller friedlichen Künste, der Weisheit und Dichtung, Erfinder der Runen und Zauberkräfte, und als solcher dem römischen Merkur gleichgesetzt. Er wurde als hochgewachsener, älterer Mann dargestellt, mit ernstem Antlitz, wallendem Bart und nur einem Auge, dem Sinnbild der Sonne. Beim Wandern trug er einen breitkrepigen Hut, im Kampfe einen goldenen Helm, einen blauen Mantel und den nie fehlenden Speer Gungnir oder „Schwanker“. Auf seinen Schultern saßen zwei Raben, Hugin und Munin, „Gedanke“ und „Erinnerung“; zu seinen Füßen lagen zwei Wölfe, Geri und Freki, der „Gierige“ und der „Recke“; sein weißes, achtfüßiges Roß hieß im Nordischen

Sleipnir, der „Gleitende“. Wodans erste Gemahlin war die Erdgöttin Nertha (got. airtha, alth. erda; Nerthus der Tacitus-Ausgaben beruht auf einem Schreibfehler), nordisch Jörd (auch Hlodyn, die „Herrliche“, in römischen Inschriften Hludana, ein neuer Beweis für das Alter des germanischen Götterglaubens), die Tochter der Nacht und Mutter Thonars oder Thors, des ältesten und stärksten seiner Söhne. Ihr folgte Fria, die „Golde, Schöne“, nord. Frigg, die Göttin der Fruchtbarkeit und Beschützerin der Ehe, die Mutter des Sonnengottes Valder, nach der der 6. Wochentag benannt ist. Des höchsten Gottes Sitz war Walhall (nord. valhöll), die „Schlachtenhalle“ oder der „Brunksaal“, wo er mit den gefallenen, gen Himmel gefahrenen Helden schmaust und zecht. Das Volksheligtum der Semnonen, späteren Allemen, in „einem durch der Väter Satzung und der Vorzeit Schauer geheiligten Haine“ war ohne Zweifel dem Wodan geweiht, denn die lateinischen Worte regnator omnium sind nichts anderes als eine Übersetzung von alwaldand; ein anderer Teil des schwäbischen Stammes verehrte dagegen die Erdmutter, deren feierlicher Umzug im Frühling auf einem Schiffswagen (carrus navalis) von Tacitus ausführlich beschrieben wird und dem Carneval den Namen gegeben hat.

Unter den übrigen Asen (das etruskische aisoī, aesar zeigt einen merkwürdigen Anklang) nimmt der mächtige Donnergott Thonar oder Thor die erste Stellung ein; sein nordischer Name gilt als Verkürzung des ersten, doch könnte er auch, wie das weibliche Thora zeigt, besonderen Stammes und mit dem keltischen Taranus verwandt sein. Als Erreger der manchmal verderblichen, meist aber segensbringenden Gewitter ist er ein Wohltäter der Menschen und Förderer der Fruchtbarkeit. Mit blitzenden Augen und flatterndem rotem Bart fährt er auf seinem von zwei Böcken gezogenen Wagen im Sturmwind einher und schleudert den stets in seine Hand zurückkehrenden Hammer Miölnir, den „Malmer“. Als Befruchter der Fluren war Thonar, der im sächsischen Absagungsgelübde sogar vor Wodan steht und dessen Wochentag vielfach als Feiertag betrachtet wurde, zum Teil heute noch wird, besonders von den Bauern, als Herr des Feuers von den Schmieden verehrt. Es galt für freundlich und gutmütig, wenn auch ungestüm und jähzornig; sein Hammer, wie Wodans Wild als Schutzverleihender und glückbringender Anhänger getragen, diente zum Weihen verschiedener Dinge und wurde später, wozu schon seine Gestalt einlud, durch das Kreuz ersetzt. Unter den Tieren war ihm der brandrote Fuchs, unter

den Bäumen der Früchte wegen die Eberesche heilig. Sein Wohnsitz war Thrudheim oder Thrudwang (etwa „Starkenburg“), seine Gemahlin die Erdgöttin Eif mit dem goldenen Haar (Sinnbild des Ahrenfeldes), die ihm zwei Söhne, Modi und Magni („Mutig“ und „Mächtig“) schenkte.

Wie der Gleichklang des Namens in den verwandten Sprachen (Dyaus, Zeus, Jupiter) zeigt, war Tius (ahd. Ziu, nord. Tyr) als Herr des Himmels und Vater der Götter und Menschen ursprünglich die oberste und mächtigste Gottheit, trat aber später in den germanischen Anschauungen hinter Wodan zurück, als dessen Sohn er galt und den er besonders in der Eigenschaft als Kriegsgott ersetzte. Daß ein so kriegerisches Volk wie unsere Ahnen diesen besonders hoch hielt und durch Opfer wie durch Anrufung ehrte, versteht sich von selbst. Der dritte Tag der Woche ist nach ihm benannt, und in der waltenden Götterdreieit nahm er gewöhnlich die dritte Stelle ein. Der Dienstag (Tivesdag, Tivensdag) hieß bei den Alemannen Ziesstag (heute noch mundartlich Zistig), bei den Baiern auch Ertag, weil diese wie die Sachsen den alten Namen Er, Ear (griech. Ares) bewahrt hatten. Der von Tacitus erwähnte „erdentsprossene Gott“ Tuisko (aus Tivisco) war offenbar ein Sohn Tius' und der fruchtbaren Muttererde und wurde durch Mannus zum Stammvater des Menschengeschlechts. Ob unter dem Sagnot des Taufgelübdes Ziu oder Fro zu verstehen ist, bleibt unentschieden, da letzterer im Norden, vor allem in dem alten Volksheiligtum zu Upsala, mit Wodan und Thonar die Dreieit bildete. Sein Name (ahd. fro, frao, davon „Frondienst“ und „Fronleibnam“, angels. frea, got. frauja, nord. Freyr) bedeutet „Herr“. Er war ein gütiger, segenspendender Gott, von dem man Fruchtbarkeit und Frieden erhoffte und ersuchte. Wie das der Erdmutter wurde auch sein Bild im Frühling durch die Lande gefahren, und ebenso war auch ihm der Eber (nord. Gullinbusti, der „Goldborstige“, als Wahrzeichen der Fruchtbarkeit des Viehs und Feldes) heilig, auf dem reitend man ihn sich dachte und den man (als sonargöltr, „Sühnebeer“) besonders zur Zeit der Sonnenwende, beim Julfest zu seinen Ehren schlachtete und verzehrte. Die schöne Gerda, auch nichts anderes als eine Verkörperung der fruchtbaren Erde, wurde von seinem Diener Skirnis, dem „Leuchten- den“, d. h. dem Sonnenstrahl, in ihrem von Flammen umgebenen Dornenag, der „Waberlohe“, aufgesucht und gewonnen; in der Brun-

hildensage wie im Märchen vom Dornröschen haben sich diese Vorstellungen erhalten. Fro's Schwester, Frouwa (die „Herrin“, „Frau“, nord. Freya, nicht mit Frigg zu verwechseln), wurde als Göttin der Liebe und Schönheit, als Besitzerin des Anmut verleihenden Halsgeschmeides Brisिंगamen verehrt und gefeiert. Von ihren zahlreichen Beinamen sei nur erwähnt: Mardöll, die „Meerentsprossene“, weil an die schaumgeborene Aphrodite erinnernd, und Wanadis, die „Strahlende Göttin“, auch sprachlich mit der lateinischen Venus verwandt. In diesem Namen drückt sich auch ihre Abstammung von dem Göttergeschlecht der Wanen aus (der „Glänzenden“, altfähs. wanom), die, aus dem befruchtenden Wasser hervorgegangen, zuerst mit den Asen gekämpft, dann sich verbunden hatten. Beider Geschwister Vater war Njörd, dessen Name in südgermanischer Gestalt nicht überliefert und vielleicht mit dem keltischen north, Kraft, verwandt ist; (nach Sueton war Nero ein sabinisches Wort mit der Bedeutung „tapfer, tüchtig“, altind. nar, Mann) beim Friedensschlusse der Göttergeschlechter war Njörd als Geißel zu den Asen übergegangen, verleugnete aber seinen Ursprung als Schutzherr der Seefahrt und Fischerei nicht. Reich und wohlthätig, hatte er zahlreiche Hallen und Heiligtümer, darunter seinen Wohnsitz Noatun, „Schiffstadt“.

Unter den anderen Gottheiten ragen hervor der strahlend schöne Licht- und Sonnengott Balder (angels. baldor, bald, Fürst, kühn, bael Feuer) oder Phol (verwandt mit ahd. valo, lat. pallidus?), dessen Gleichnamigkeit mit dem griechischen Apollon (wie melken, amelgein) für die Einheitlichkeit des indogermanischen Götterglaubens spricht, der Dichtergott Bragi (altnord. bragr, Dichtung), auch ein Sohn Wodans, wie der Brückenwächter Heimdall, wörtlich der „Erde-entsprossene“ heimr und dallr), mit seinem Roß „Goldmähne“ (gullintopp) und dem laut „gellenden“ Horn (giallarhorn) und der starke, unverwundliche Waldgott Widar (altnord. vidar, Wald, Baum); nicht zu vergessen Loki (wohl besser von logi, Flamme, als von luka, schließen, abzuleiten), der Urquell alles Bösen, von außen schön und verführerisch, im Innern aber voll Lug und Trug. Von Göttinnen sei noch genannt die jungfräuliche, den Ackerbau beschützende Gefion, die „Glänzende“ (mit angels. geofon, Meer, eines Stammes), die holde, von Blütenduft umwehte Nanna, des Sonnengottes Gattin, die in ewiger Jugend blühende Idun, Bragis Genossin, und endlich die

bleiche Höl, die Göttin des Todes und der Unterwelt, deren Name in unserer „Hölle“ fortlebt.

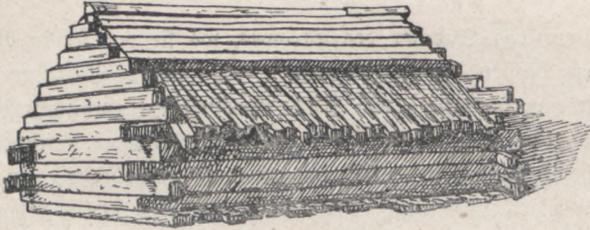
Eine Mittelstellung zwischen Göttern und Menschen nahmen die Halbgötter ein (semidei bei Jordan, oder mit gotischer Bezeichnung Anfen, die „Holden“, verwandt mit ansteigs, gnädig, nicht mit den nordischen Anfen), zu denen der siegreiche Frühlingsgott, der nach Tacitus im Schlachtgesang gepriesene „erste aller tapferen Männer“, gehörte, ebenso das von den Lugiern verehrte Brüderpaar der Anfen, der germanischen Dioskuren oder Zeusföhne. Weibliche Wesen dieser Art waren die drei den griechischen Moiren, römischen Parzen entsprechenden Schwestern oder Nornen (gleichbedeutend mit griechisch Atropos, unabwendlich, von angels. altnord. varnian, varna, wehren, mit dem verneinenden ne), die am Schicksalsbrunnen unter der Weltesche wohnten und die Lose der Welt und der Menschen bestimmten; ihre nordischen Einzelnamen Urd, Verdandi und Skuld beziehen sich auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Dichterisch wundervolle Gestalten sind die Walküren oder Schlachtjungfrauen (Valkyrjar, Valmeyar oder Valgerdur von val, Schlachtfeld und einem mit griech. kore, Mädchen, verwandten Wort, nicht von got. kiusan, wählen), die in glänzender Rüstung, mit wehendem Goldhaar auf ihren Windesrossen über die Walstatt ritten, die gefallenen Helden aufnahmen und zu Wodans Hochsitz nach Walhall trugen, wo sie ihnen beim festlichen Mahle den Melbecher reichten. Der germanische Götterhimmel, von dem in diesem engen Rahmen nur ein unzulängliches Bild entworfen werden konnte, ist reich an großen und schönen Gestalten, die in jeder Hinsicht den Vergleich mit den Olympiern aushalten und dem dichtenen wie bildenden Künstler eine Fülle herrlichen Stoffes bieten.

Wenn auch in späterer Zeit prachtwoll ausgestattete, mit Standbildern geschmückte Gotteshäuser bei verschiedenen germanischen Völkern beschrieben werden und auch Tacitus schon einen „Tempel“ der Göttin Tamsana (unerklärter, vielleicht aus Canthana, von der Wurzel cand, leuchtend, entstellter, der Bedeutung wie Endung nach mit Gludana übereinstimmender Name), im Sammesheiligtum der Marsen erwähnt, so entsprach es doch ursprünglich nicht den Anschauungen unserer Vorfahren, „die Götter in vier Wände einzuschließen oder in Menschengestalt darzustellen“; im geheimnisvollen Dunkel des Waldes ahnten sie die Gegenwart und „die Hoheit der Himmlischen“ und nahen ihr in gläubiger Verehrung.

Nicht in kalten Marmorsteinen,
 Nicht in Tempeln, dumpf und tot,
 In den frischen Eichenhainen
 Lebte und rauschte der deutsche Gott.

10. Befehung.

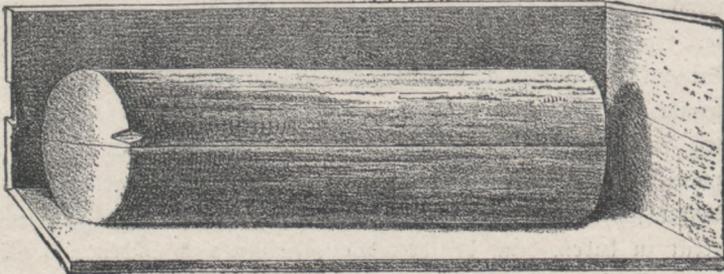
Hinsichtlich der Gründe für den raschen und vollständigen Sieg des Christentums über den alten, von den Dichtern verherrlichten und mit den Anschauungen wie dem Empfinden der Völker aufs engste verwachsenen Götterglauben sind die Ansichten geteilt. Während die einen den inneren Gehalt, die Ahnung einer einzigen, allmächtigen Gottheit und eine hochstehende, geläuterte Sittenlehre, als ausschlaggebend betrachten, suchen andere die wirksamen Ursachen mehr in den Fortschritten wissenschaftlicher Erkenntnis, die so kindliche Vorstellungen wie die Vergötterung der einzelnen Naturkräfte überwunden hatte, oder in der Heilsbotschaft von der Gleichheit aller Menschen, die den rechtlosen Sklaven die langersehnte Freiheit verhieß. In Wahrheit haben wohl alle diese Umstände und vielleicht noch andere zusammengewirkt. Tatsächlich hatte die anfangs mit Geringschätzung behandelte und von einem Manne wie Tacitus als „verdammenswerter Aberglaube“ bezeichnete Lehre vom Gekreuzigten trotz aller Unterdrückung und Verfolgung eine so große Zahl von Anhängern gewonnen, daß die römischen Machthaber, in erster Reihe Konstantin der Große, sich mit ihr abzufinden, ja sie als einigendes Band für die verschiedenartigen, ihrer Herrschaft unterworfenen Völker zu gebrauchen suchten. So wurde das Christentum „Staatsreligion“ und Jupiters Adler durch das Kreuz verdrängt, durch das Zeichen, unter welchem fortan die kaiserlichen Heere siegen sollten. Einzelne Germanen mögen schon früher im römischen Kriegsdienst Christen geworden sein, größere Mengen traten aber erst über, nachdem sie als „Verbündete“ innerhalb der Reichsgrenzen Aufnahme gefunden hatten. Den Anfang machten die Goten an der unteren Donau, doch keineswegs einmütig und gleichmäßig. Athanarich, durch seine männlichen Nachkommen Ahnherr des westgotischen, durch weibliche des burgundischen Königsgeschlechts, warf sich zum Verteidiger der angestammten Götter auf und vertrieb die dem Christentum zuneigenden Volksteile unter Fri-



Hölzerne Grabkammer.



Ganggrab,
"Denghoog" auf Sylt
a) Grundriß b) Durchschnitt.



Baumsarg.

thagern auf das Südufer des Stromes, wo sie von Kaiser Valens im römischen Möfien angesiedelt wurden. Da dieser Fürst dem 325 auf der Kirchenversammlung von Nicäa verworfenen arianischen Bekenntnis treu geblieben war, erklärt sich auch dessen Annahme durch die Goten, doch scheint außerdem diese reinere und vergeistigte, eine spätere „Reformation“ überflüssig machende Gestalt des neuen Glaubens der germanischen Sinnesart mehr entsprochen zu haben. Der spanische Bischof Isidor, sonst ein Lobredner der Goten, sagt darüber: „Valens, der von der Wahrheit katholischer Lehre abgewichen und der Verkehrtheit arionischer Kezerei ergeben war, sandte kezerische Geistliche, durch deren Überredungskunst er die Goten für seine verurtheilte Irrlehre gewann. So impfte er diesem erlauchten Volke das verderbliche Gift ein, so bekam es den gleichen Glauben, den es begierig aufnahm und lange behielt . . . Endlich, — nach einer langen Reihe von Königen, nach 213 Jahren — dachten sie an ihre Seelenheil, sagten sich von dem eingewurzelten Irrglauben los und gelangten durch Christi Gnade zu dem alleinseligmachenden katholischen Glauben.“ In ihrem ersten Bischof Ulfila, den man nicht unpassend mit Moses und Luther verglichen hat, erstand den Goten ein geistlicher Führer und ein Lehrmeister von hervorragender Bedeutung. Um seinen Volksgenossen die Grundlagen der christlichen Lehre zugänglich zu machen, übertrug er die Heilige Schrift ins Gotische und schuf damit ein Sprachdenkmal von unvergleichlicher Art und unvergänglichem Wert, das sich leider nur in einzelnen Bruchstücken erhalten und darum den reichen Wortschatz der gotischen Sprache nur zum Teil überliefert hat. Zur Niederschrift seiner Übersetzung bediente er sich selbsterfundener, meist den gleichzeitigen griechischen, aber auch einigen lateinischen, ja sogar den heimischen Runen nachgebildeter Buchstaben. Durch ein merkwürdiges Schicksal ist eine Prachthandschrift der gotischen Bibeltheile, das älteste germanische Buch, der sogenannte Codex argenteus, weil in Silber gebunden und mit Silberlöfung auf purpurfarbenes Pergament gemalt, in die Stammeheimat des Volkes zurückgeführt, jetzt das meistbewunderte Stück unter den Bücherschätzen der Hohen Schule zu Upsala. Auch auf die Ostgoten und die kleineren gotischen, sowie einige benachbarte schwäbische Völker scheint sich der Einfluß dieses Mannes und seines Werkes erstreckt zu haben, denn bei ihren Wanderungen nach Süden und Westen waren sie schon Christen und zwar durchweg Arianer; nur die Bur-

gunden haben offenbar erst in ihren neuen Wohnsitzen auf dem linken Rheinufer den christlichen Glauben angenommen, zum Theil in Gestalt des katholischen Bekenntnisses, was bei der Nachbarschaft der gallischen Bischofsstädte nichts Auffallendes hat. Die römische Kirche mit ihrem immer mächtiger werdenden Oberhaupt, dem Bischof der ersten Stadt des Reiches, späteren Papst oder „Statthalter Christi auf Erden“ erkannte die freie Richtung des Arius und seiner Anhänger nicht an, sondern verfolgte diese „Ketzeri“ fast eben so eifrig und leidenschaftlich wie das Heidentum. Was sittliche Anschauungen und eine dementsprechende Lebensführung anbelangt, standen jedoch die germanischen Arianer meist hoch über den in Außerlichkeiten und einem fast heidnischen Bilder- und Heiligendienst befangenen Einwohnern des ehemaligen Römerreichs. Einsichtige Geistliche gestehen dies auch unumwunden zu und halten ihren rechtgläubigen Landsleuten die germanischen Eroberer als Muster und Sittenspiegel vor Augen. So schreibt Salvianus, der katholische Bischof von Marseille (450 n. Chr.) „was aber die Befehrung der Goten und der Wandalen anlangt, gibt es etwas, worin wir uns ihnen voran oder auch nur gleichstellen könnten? Um zuerst von der Liebe und Barmherzigkeit zu reden, die nach der Lehre unseres Herrn die erste Tugend ist und die er nicht nur in allen heiligen Schriften, sondern auch mit diesen seinen eigenen Worten preist: daran wird man erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr euch unter einander liebet, so tun dies fast alle zu einem Stamm und Reich gehörenden Barbaren, die Römer aber verfolgen sich gegenseitig. Denn wer beneidet nicht seinen Mitbürger; wer läßt den Nachbarn volle Gerechtigkeit widerfahren? . . . Nicht so die Goten, nicht so die Wandalen, zwar von schlechten Lehrern irrefeleitet, in dieser Hinsicht (der Sittenstrenge) aber besser als die Unsrigen. Wenn ich auch bei Einigen anzustoßen fürchte, so ist doch die Wahrheit höher zu schätzen, und darum sage und wiederhole ich: nicht so die Goten, nicht so die Wandalen, die in ihrer Bedrängnis Hilfe von Gott erstehen, das Glück aber als Geschenk von ihm annehmen . . . Wenn jemand bei den Goten oder Wandalen ein ausschweifendes Leben führt, so ist es ein Römer. Soviel gilt bei jenen die Sittenreinheit und strenge Auffassung, daß sie nicht nur selbst keusch sind, sondern auch — ich sage etwas Neues, Unglaubliches, Unerhörtes — die Römer dazu gemacht haben . . . Schämt euch, ihr römischen Völker, schämt euch eures Lebenswandels, denn bei euch sind allein die Städte

von Lastern frei, wo die Barbaren herrschen . . . nur unsere Laster haben uns besiegt“.

Der geschichtlichen Wahrheit die Ehre gebend, müssen wir freilich zugestehen, daß auch die Germanen nicht immer der Versuchung widerstanden sind. Nach hundertjähriger Herrschaft über eines der üppigsten Länder, wo sie zuerst den Sündenpfehl ausgelegt, die Dirnen vertrieben und die verrufenen Häuser geschlossen hatten, erlagen auch die Wandalen der Verweichlichung. Im Besitz märchenhafter Reichtümer wohnten sie in prächtigen Landhäusern und zauberhaften Gärten, trugen seidene Gewänder und kostbaren Goldschmuck, übten das edle Weidwerk und allerlei Reiterkünste, ergötzen sich mit Sang und Saitenspiel und gaben sich unbedenklich den Freuden des Bechers und der Minne hin. Dabei war aber ihre ganze Lebenshaltung doch eine vornehme und ritterliche geblieben; ihre Üppigkeit haben sie schwer genug mit dem Untergang ihres Volkstums gebüßt und in den letzten Kämpfen wenigstens die Waffenehre gerettet.

Über den inneren Wert der christlichen Bekenntnisse soll hier nicht gestritten werden. Jedenfalls gilt auch für sie das Wort des Stifters: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“, und das Urteil des Geschichtschreibers über unsere Vorfahren: „mehr vermögen bei ihnen gute Sitten als anderswo gute Gesetze“. Auf dem Boden einer germanischen Weltanschauung stehend, müssen wir den Untergang der arianischen Kirche ebenso beklagen wie den frühen Zusammenbruch der auf den Trümmern der Römerherrschaft errichteten germanischen Reiche. Nachdem zu Anfang des sechsten Jahrhunderts das Reich der Wandalen in Afrika und bald darauf auch das der Ostgoten in Italien gefallen war, hielt sich das arianische Bekenntnis noch eine Zeit lang bei den Westgoten und Langobarden. Bei den Burgunden war der schwache, kirchlich gesinnte König Sigismund, der Sohn des weisen Gundobad und Schwiegersohn des großen Theoderich, schon vor seiner Thronbesteigung, im Jahre 516, zum katholischen Glauben übergetreten, dessen Sieg durch die bald darauf erfolgte Unterwerfung seines Volkes durch die Franken vollendet wurde. Bei den Westgoten in Spanien kam nach dem tapferen Leovigild, der noch die Katholiken verfolgt hatte und sogar seinen aufrührerischen Sohn Hermenegild hinrichten ließ, weil dieser vom arianischen Bekenntnis abgefallen war, im Jahre 586 dessen zweiter Sohn Rekared zur Herrschaft, „ein frommer Mann“, wie Isidor sagt, „und seinem Vater völlig unähnlich. Denn

dieser war ganz ungläubig und ein großer Kriegsmann, jener treu im Glauben und ein Mann des Friedens. Dieser hatte mit der Kraft des Schwertes seine Herrschaft erweitert, jener erhöhte sein Volk durch das Siegeszeichen des Glaubens. Gleich nach seiner Thronbesteigung trat er zum katholischen Bekenntnis über und veranlaßte das gesamte Gotenvolk, die Seuche der Irrlehren abzuschütteln und zum rechten Glauben zurückzukehren . . . Er war sanft und milde, von außerordentlicher Herzensgüte. Dieser Gesinnung entsprach die Freundlichkeit, die in seinen Mienen zu lesen war, sodaß er selbst seine Gegner unwiderstehlich anzog und an sich fesselte“. Noch vor ihrer Einverleibung ins Gotenreich durch Leovigild waren auch die spanischen Schwaben unter ihrem 573 gestorbenen König Theodemir in den Schoß der katholischen Kirche zurückgekehrt. Nach der Handschrift von Gotha sind die Langobarden schon um die Mitte des 5. Jahrhunderts, als sie noch im Rugiland am Nordufer der Donau wohnten, Christen geworden, und zwar unter einem König Pero, den nur diese Quelle nennt und der nach meiner Vermutung eins ist mit dem Albhari der Heldensage, dem Vater des kühnen Walthar und Urgroßvater Ludwigs, dessen Sohn Albwin sein Volk nach Italien geführt hat. Trotz den Bemühungen eifriger Katholikinnen auf dem Thron, wie der Chlodswinde, Enkelin Chrothildens und Gemahlin Albwigs, und Theodelinde, aus bairisch-fränkischem Geschlecht und Gattin der Könige Authari und Agilulf, blieben die Langobarden Jahrhunderte lang Arianer und Gegner der päpstlichen Vorherrschaft. Der frommen, unter die Heiligen aufgenommenen Theodelinde Sohn Adelwald war zwar katholisch, wurde aber bald von dem eifrigen Arianer Haritwald seiner Würde beraubt. Unter der Vormundschaft seiner Mutter waren, wie Paul Warnefrids Sohn berichtet, „die Kirchen wieder hergestellt und viele reiche Schenkungen an heilige Stätten gemacht worden“. Einige derselben haben sich im Domschatz von Monza erhalten, so ein kleines Kunstwerk in Gold, eine Henne mit sieben Küchlein als Sinnbild der Landesmutter darstellend. Die Kunstgelehrten bezweifeln zwar, „daß Langobardenhände dieses köstliche Werk gefertigt“ haben könnten, besonders weil es nicht „stilisiert“ sei, doch ist es durchaus nicht unmöglich, daß ein germanischer Goldschmied den sinnigen Gedanken der Königin mit solchem Geschick ausgeführt hat. Schon zur Zeit von Rothari, dem zweiten Gemahl von Theodelindens Tochter Gundiberga, gab es in allen

langobardischen Städten neben dem arianischen auch einen katholischen Bischof, ging, wie in genannter Urkunde zu lesen, „in der Finsternis das Licht auf“. Mit seinem Nachfolger Haribert, dem Sohn Gundwalds, eines Bruders von Theodelinde, beginnt dann die nur auf kurze Zeit durch den pfaffenfeindlichen Empörer Atagis unterbrochene Reihe der katholischen Könige, und unter Liutbrand, dem fünftletzten, war das katholische Bekenntnis im Langobardenreich zur unbestrittenen Herrschaft gelangt und der römische Papst als „Oberhaupt aller Kirchen und Geistlichen der Welt“ anerkannt. Dabei gab es aber immer noch vereinzelt Heiden oder doch Anhänger heidnischen Aberglaubens, gegen die sich der König mit seinem Erlaß vom Jahre 724 wendet: „Wer an einem Baume, den die Bauern einen heiligen nennen oder an Quellen betet, wer sonstigen Götzendienst treibt oder Beschwörungen vornimmt, soll die Hälfte seines Bergeldes als Strafe entrichten“.

Wie die Franken durch ihre Eroberungen den Grund zum Deutschen Reich gelegt haben, so war auch ihr Verhalten zum Christentum von nachhaltigem Einfluß, von weltgeschichtlicher Bedeutung. Ob König Chlodwig bei seiner Bekehrung den katholischen Glauben seiner frommen Gemahlin Chrothilde zu Liebe oder aus kluger Berechnung gewählt, ist fraglich und auch schließlich gleichgiltig, die Hauptsache ist, daß er diesen folgenschweren Schritt getan, die siegbringenden Götter seines Volkes verlassen und den stolzen Nacken vor dem ihn tausenden und salbenden Bischof Remigius von Reims gebeugt hat, um von nun an „zu verehren, was er verfolgt, zu verfolgen, was er verehrt hatte“. Wie wir durch den Geschichtschreiber Gregor von Tours erfahren, hatte auch an seinem Hofe „des Arius Lehre schon Eingang gefunden und in seiner eigenen Schwester Lantchilde eine Bekennerin gewonnen.“ Darin trat nun ein vollständiger Umschwung ein, und durch die Siege des Königs über Burgunden und Westgoten entschied sich der Wettstreit der beiden Bekenntnisse nicht nur in Gallien, sondern in der ganzen christlichen Welt endgiltig zu Gunsten des katholischen. „Euer Glaube ist unser Sieg“, schrieb ihm frohlockend einer der bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit; „mögt ihr nun auch den ferne wohnenden Stämmen, die noch in Ungewißheit verharren und darum von den Keimen der Irrlehre nicht angesteckt sind, aus dem reichen Schatz eures Herzens den Samen des Glaubens reichen“. Trefflich verstand es der schlaue Frankenkönig, den mächtigen

Kirchenfürsten in Rom sich zum Freunde zu machen und seiner Kriegslust ein gottgefälliges Mäntelchen umzuhängen. „Es bekümmert mich sehr“, sprach er vor dem Feldzug gegen Marich, den König der Westgoten, zu seinem Heere, „daß diese Arianer immer noch einen Teil von Gallien besitzen. Brechen wir unter Gottes Beistand auf, um sie zu besiegen und ihr Land in unsere Gewalt zu bringen“. Seine Berechnung hat nicht getrogen, denn 300 Jahre später setzte der „Statthalter Christi“ dem Frankenkönig Karl die römische Kaiserkrone aufs Haupt und bestätigte damit, gewissermaßen durch göttliche Weihe, den Übergang der Weltherrschaft an die germanischen Völker. Freilich glaubte der Papst, noch über dem König zu stehen; der Streit dieser beiden Mächte, der „zwei Schwerter“, wie es der Sachsenpiegel ausdrückt, zieht sich durch die ganze deutsche Geschichte und hat vielfach die Widerstandskraft nach außen gelähmt. Auch im neuen Deutschen Reich, dessen Oberhaupt aus den seit vier Jahrhunderten von der römischen Vormundschaft befreiten Volksteilen hervorgegangen ist, hatte dieser Umstand in der ersten Zeit seines Bestehens allerlei innere Streitigkeiten zur Folge. Von einem Ring übermächtiger Feinde angegriffen und in seinem Bestande bedroht, sollte das deutsche Volk lernen, das Einigende über das Trennende zu stellen. Auf zahllosen Schlachtfeldern haben sich die Anhänger des einen Bekenntnisses als eben so gute Deutsche und todesmutige Krieger bewährt wie die des andern.

Die angeführte Mahnung haben die fränkischen Herrscher beherzigt und die christliche Lehre nicht nur durch ihr siegreiches Schwert, sondern auch durch geistliche, von ihnen beschützte Sendboten, wie die Irländer Columban und Gallus, vor allem aber den Angelsachsen Winfrid oder Bonifatius, den „Apostel der Deutschen“, unter den unterworfenen Völkerschaften zu verbreiten gesucht. So sind nach einander Alemannen, Baiern, Hessen, Thüringer und Frisen, zuletzt auch nicht ohne Blut und Gewalt die halsstarrigen Sachsen zur Annahme des Christentums, insonderheit des katholischen Bekenntnisses, gebracht worden. Für den neuen Glauben haben die Franken würdige ja, wie noch heute an den „romanischen“ Kirchen der Rheinlande zu sehen, künstlerisch hervorragende Gotteshäuser geschaffen. In den zahlreich entstehenden Klöstern pflegten die Mönche außer der christlichen Lehre auch Kunst und Wissenschaft, nicht zuletzt die heimische Sprache und Dichtung. Als Beispiel sei Otfrid von Weissenburg angeführt,

der ein gereimtes, „mit Gottes Hilfe deutsch (theodisce, diese Bezeichnung war damals aufgekomen) geschriebenes Evangelienbuch“ verfaßt und dem König Ludwig dem Deutschen gewidmet hatte. Den Gebrauch der von manchen Gelehrten verachteten Muttersprache entschuldigt er mit den Worten:

Warum denn sollen Franken nicht fassen den Gedanken,
In ihrer Sprache Weisen das Lob des Herrn zu preisen?
Ist sie auch nicht besungen, in Regeln eingezwungen,
In ihrer schlichten Schöne trifft sie die rechten Töne.

Ein Gegenstück dazu bildet der „Heliand (Heliand)“, den im selben Jahrhundert ein ungenannter sächsischer Geistlicher nach Art eines Heldenliedes und mit Beibehaltung des alten Stabreims gedichtet hat. Seine Schilderung des jüngsten Tages erinnert an den Weltuntergang im Muspilli und in der Edda:

Sagen will ich euch, sprach er, daß die Zeit soll kommen,
Da kein Stein auf dem andern wird bleiben,
Sondern zu Boden fallen, vom Feuer erfaßt und gefräßiger Lohe . . .
Sichtbar wird's werden an Sonne und Mond,
Die beide erblaffen, vom Dunkel bedeckt.
Es stürzen die Sterne, des Himmels helle Lichter,
Die Erde erzittert, die breite Welt bebet.
Zeichen geschehen, und zürnend erhebt sich
Grimmig der große Strom des Meeres
Und wirket Schrecken mit wallenden Wogen.

Als Gregor, der spätere große Kirchenfürst, eines Tages in Rom über den Markt ging, bemerkte er unter anderen zum Verkauf gestellten Sklaven auch einige Knaben von auffallender Schönheit. Nachdem er auf seine Fragen erfahren hatte, daß sie dem Volk der Angeln angehörten und noch Heiden seien, rief er aus: „Fürwahr, Engeln gleichen sie, und als Engel sollen sie Miterben des Himmelreichs werden!“ Sogleich hat er den damaligen Papst Pelagius, Glaubensboten nach England zu senden, und als er bald darauf selbst den heiligen Stuhl bestiegen hatte, führte er den Plan aus und schickte den Bischof Augustin mit einem Gefolge von Geistlichen aus, um die heidnischen Angeln und Sachsen zu bekehren und das Land, das schon vor der germanischen Eroberung christlich gewesen war, der Kirche wieder zu gewinnen. In seiner „Kirchengeschichte des Angelnvolkes“ hat uns Beda (Kurzname von Beadofrid oder

ähnlich, der Verehrungswürdige — Venerabilis — zubenannt) die Christwerdung seines Volkes eingehend und anschaulich geschildert. Der erste christliche König war Nedilbrecht im Anfang des siebenten Jahrhunderts, dessen Gemahlin Berhta, eine fränkische Königstochter, schon vorher Christin gewesen war und als Glaubensbeistand einen Geistlichen namens Liuthard aus Frankreich mitgebracht hatte. In der Folge haben die Angelsachsen zu den eifrigsten Söhnen der römischen Kirche gehört und sich in hervorragender Weise — es sei nur an Winfrid erinnert — an der Ausbreitung des Christenglaubens beteiligt. Über die Art und Weise, wie die Befeherung bei den Angeln, und zweifellos auch in anderen Ländern, vor sich ging, ist sehr lehrreich ein Brief Gregors an den Abt Mellitus: „Wenn der allmächtige Gott“, lesen wir darin, „Euch zu dem ehrwürdigen Bischof Augustin, unserem Bruder, geleitet haben wird, so meldet ihm, was ich nach langem Nachdenken über die Angelegenheit der Angeln beschlossen habe. Man soll die heidnischen Tempel dieses Volkes nicht zerstören, sondern nur die Götzenbilder darin; dann soll man die Hallen mit Weihwasser besprengen, Altäre errichten und in denselben Reliquien niederlegen, denn wenn die Tempel gut gebaut sind, können sie sehr wohl aus Stätten der Anholden in Behausungen des wahren Gottes umgewandelt werden, so daß das Volk, wenn es seine Heiligtümer nicht zerstört sieht, im Herzen seinen Irrglauben ablegt, den wahren Gott erkennt und verbreitet und sich an den gewohnten Orten nach alter Sitte einfindet. Weil sie zu Ehren der Götter viele Ochsen zu schlachten pflegen, soll auch dies in ein Fest verwandelt werden. Am Tage der Weihe oder an den Geburtstagen der heiligen Märtyrer, deren Gebeine dort ruhen, sollen sie um die Kirchen her, die aus den Heidentempeln entstanden sind, Hütten aus Zweigen bauen und ein kirchliches Fest begehen. . . . Wenn man ihnen äußerlich einiges Vergnügen zugesteht, werden sie sich an die innerlichen Freuden um so leichter gewöhnen. Man darf nämlich harten Gemütern nicht alles auf einmal abschneiden, weil auch, wer zum höchsten Gipfel aufsteigen will, nur stufenweise oder Schritt für Schritt, nicht in Sprüngen sich emporarbeitet“. Noch heute ist die Kirchweihe oder Kirmeß ein beliebtes Volksfest, und es herrscht an den kirchlichen Wallfahrtsorten manchmal ein recht weltliches Treiben.

Nach wohlüberlegtem Plane kamen die Glaubensboten unseren

Vorfahren bei der Bekehrung in jeder Weise entgegen, um den Übertritt zu erleichtern, um den Widerstand der Heidenschaft zu entkräften und die alten Volksbräuche nach Möglichkeit zu schonen. Die ersten christlichen Kirchen, die ihren deutschen Namen nicht von dem griechischen *kyriake* = Haus des Herrn, sondern von einem gemeinarischen, „Kreis“ bedeutenden Wort *kirk* haben, wurden mit Vorliebe innerhalb der heiligen Steinringe anstelle heidnischer Opferstätten und Gotteshäuser errichtet und sind oft sogar nur durch Umweihung von solchen entstanden. Nur die Namen der Schutzheiligen änderten sich. Die altgermanische Götterdreieit mußte der christlichen Dreieinigkeit weichen; für Wodan trat meist der Erzengel Michael ein, noch heute Schutzheiliger und Sinnbild der Deutschen, für Thonar der S. Petrus, für Ziu Martinus, für Fro Leonhard, für den winterbesiegenden Halbgott Sigfrid mit einfacher Übersetzung der S. Viktor oder auch der Drachentöter Georg. Die Rolle des Sonnengottes Balder übernahm Christus, die „wahre, unbefiegte Sonne“, selbst oder sein Vorläufer Johannes, die der segenspendenden, fruchtbringenden Erdgöttin selbstverständlich die Gottesmutter Maria. Noch heute bilden die diesen Heiligen geweihten und nach ihnen benannten Kirchen oder Wallfahrtsorte weitaus die Mehrzahl. Auch die Hauptfeste, von denen manche noch heute ihre heidnische Bezeichnung bewahrt haben, wie Jul, Weihnachten, Fasnacht, Ostern, Sommertag, blieben dieselben, ebenso die mit ihnen verbundenen Wallfahrten, Gastmähler, Volksversammlungen und Gerichtstage. Die schutzverleihenden Anhänger erhielten statt der Bilder und Zeichen Wodans und Frias die des S. Michael und der S. Jungfrau, während Thonars Hammer ohne viele Umstände sich in das christliche Kreuz verwandeln ließ.

Den Germanen war es aber durchaus Ernst mit der Bekehrung; sie nahmen den neuen Glauben nicht bloß in seinen Äußerlichkeiten, sondern — das darf man wohl sagen — mit dem Herzen auf und suchten ihre Lebensanschauungen und Sitten mit seinen Lehren in Einklang zu bringen. Selbst das ihrem kriegerischen Geist widerstrebende Gebot „Liebet eure Feinde“ begegnete bei ihnen der verwandten Empfindung, daß ein tapferer Mann auch im ehrlichen Gegner den Helden achten und ihm gleiche Kampfbedingungen gewähren, den Verwundeten und Wehrlosen aber Hilfe leisten müsse. In jedem Falle hat jedoch das Christentum der kriegerischen Tüchtigkeit der,

Deutschen keinen Abbruch getan. Was der schon früher erwähnte Ermold von seinem Volksstamm rühmt, gilt für alle:

Keinem doch weicht der Franken Geschlecht an krieg'rischer Tugend,
Siegend durch Liebe zu Gott wie durch des Glaubens Gewalt,
Freut sich des Friedens und greift nur widerwillig zum Schwerte,
Doch ist dies einmal gezückt, weh dem, der wider es sicht!

Neben der Mehrung des Reiches hielten Karl der Große und seine Nachfolger auf dem Kaiserthron auch die Ausbreitung des rechten Glaubens für ihre von Gott übernommene Pflicht. So sagt derselbe Dichter mit besonderem Hinweis auf die nordische Herkunft der Franken von Ludwig dem Frommen:

Voll von der Liebe zum Herrn, sich erinnernd der alten Verwandtschaft,
Suchet der Kaiser auch sie Gott zu gewinnen mit Fleiß.

Längst schon schmerzt es ihn tief, daß ohne Belehrung so manches
Schaf aus der Herde des Herrn, Volf seines Stammes noch sei.

Den durch seinen Abgesandten Ebo für das Christentum gewonnenen Dänenkönig Harald hob er im Sommer 826 in seiner Pfalz zu Ingelheim am Rhein selbst aus der Taufe, nahm ihn als Lehensträger in sein Reich auf und entließ ihn reich beschenkt, auch mit Büchern, Geräten und Geistlicher für den christlichen Gottesdienst ausgestattet.

Ludwig, dem Herren zur Ehre, hebt Harald selbst aus den Wellen,
Hüllt ihn mit eigener Hand drauf in ein weißes Gewand.

Dessen Gemahlin jedoch hebt Judith, die Fürstin voll Anmut,
Dann aus der heiligen Flut, schmückt sie mit festlichem Kleid.

Zimmer neue Glaubensboten, Protgar, Willehad, Rimbert, allen voran aber Ansgar, der „Apostel des Nordens“, zogen aus Deutschland werbend und lehrend in die nordischen Reiche, doch dauerte es noch mehrere Jahrhunderte, bis sich auch die skandinavischen Germanen, hauptsächlich durch das Beispiel der Könige Harald und Knut in Dänemark, Olaf und Erich in Schweden, Olaf in Norwegen, bewogen, dem Christenglauben ergeben hatten.

Das Christentum hat die Sitten der Germanen gemildert, gewiß, aber keineswegs ihre Verweichlichung und Erschlaffung zur Folge gehabt. Aus der Mischung altgermanischer Heldenhaftigkeit und Seelengröße mit den christlichen Tugenden ist jene Ritterlichkeit und Zucht des Mittelalters hervorgegangen, die nach den schönen Worten

Walthers von der Vogelweide im Herzen unseres Weltteils, in den Landen zwischen Elbe und Rhein ihren Hauptsitz hatte und jedem, der sich rühmt, ein Deutscher zu sein, heute und allezeit als Vorbild dienen kann:

Liusche man sint wol gezogen,
 rehte als engel sint diu wip getan;
 swer sie schiltet, der 'st betrogen,
 ich enkan sin anders niht verstan.



Drachensbild von einer isländischen Kirchentür.

.....
Blattweiser.

- Ala** 38.
Abaris (Skythe) 166, 170.
Aberglaube 195, 199.
Abfallhausen 38, 117.
Abstammung 202.
Ackerbau 12, 106 uff., 204.
Adel 202 uff.
Adler 36.
Aertha (Erdmutter) 60, 89, 222.
Agathias 148.
Agilolfinger 90.
Alanen (Volk) 72, 88, 96.
Alarich (König) 88, 89, 96.
Alhari (König) 212, 231.
Albion 27.
Albwin (König) 91, 208, 212.
Alenannen (Semnonen) 60 uff., 83 uff., 89, 119, 120, 222.
Alenannenschädel 196.
Alexander d. Große 72.
Aliso (Eisen) 79.
Alken 225.
„Allmende“ 110.
Allob 203.
Almanach 177.
Alphabete (füdl.) 183, 187.
Altertümer 7.
Altertumskunde (deutsche) VI.
Altlitauische Sprache 68.
Amalafwintha 91.
Amaler 91, 95.
Ambronnen 5, 58.
Amerika, „Winland“ 161.
Am m i a n u s 39, 147.
Amfivarier 58.
Angeln 85 uff., 103, 234.
Angelsachsen 175, 189, 206, 235.
„Ango“, Wurfspeer 148.
Angrivarier 81.
Anfer 157, 160.
Anfen (Halbgötter) 225.
Ansgar (Sendbote) 237.
Anfiedlung (germ.) 83, 128.
Apfelbaum 17.
Apollo 166.
Araber 178, 180.
„Arabische Ziffern“ 178.
„Arbeitsweise“ 130 uff.
„Argere Hand“ 204.
„Arianer“ 228 uff., 231 uff.
„Arier“ 7, 48, 61, 73, 176.
„Ariovist“ 55, 62, 75, 93 uff., 203.
Aristoteles 27, 29, 33, 46, 188.
Arkynischer Wald 11, 29.
Arminius 78, 81, 95, 202, 208 uff.
Ärztliche Behandlung 194 uff.
Ärztchulen 200.
Äfen 221, 222, 224.
Äfen („Menschheitswiege“) VI, 41, 49, 116.
Äfiatische Lehre 49.
Äftinge 88.
Äthanarich (König) 226.
Äthaulf (König) 89.
Ättila 89, 96, 212, 213.
Ättilas Königsburg 123 ff.
Äuerhahn 37.
Äuerochse 31, 119, 120.
Äugustus (Kaiser) 174.
Äurelian (Kaiser) 85.
Äufonius, röm. Dichter 28, 38, 39, 133.
Äufter 38.
Ääder 199.
Äatern (Batovaren) 60, 85, 90.
Äalder (Ähol) 224, 236.
Äalka (Ächtsfak) 200.
Äär 34 uff.
Äardengau 77, 91.
„Äärenhäuter“ 110, 130, 156.
Äafina (Äönigin) 101.
Äafterner 55.
Äataver 6, 75, 81, 119, 159, 163.
Äauausdrücke 127 uff.
Äaufstile 126, 136 uff.
Äauweise (germ.) 123.
Äaumarten 15 uff.
Ääume (heilige) 232.
Ääyrenth (Ääerriute) 90.
Ääda (Äeiftlicher) 175, 234.
Ääefehung (Ähriftl.) 226 uff.
Ääelgen 74, 163.
Ääelifar (Äeldherr) 98.
„Ääewulf“ (Äied) 125, 140, 145, 148, 208.
Ääerig (Äönig) 84.
Ääernelin 181.
Ääernstein 3, 4, 28, 164.
Ääefchwörung 195, 232.
Ääefißverhältniffe 110.
Ääefprechen 195 uff.
Ääeftattung 161.
Ääeftzeug 155.
Ääewaffung 139, 148 uff.
Ääewäfferung 11.
Ääibelüberfetzung 97, 228.
Ääiber 36.
Ääienenzucht 39.
Ääier 18, 111.
Ääilberschrift 182 uff.
Ääirnbaum 17.
Ääifino (Äönig) 101.
Äälei (Äot) 27.
Äälochkäufer 128.
Äälum en b a c h 43.
Äälumenzucht 132.
Äälutrache 204.
Äälutverwandtfchaft 51.
Ääobenbedauung 12.
Ääodenfeuchtigfeit 11, 12.
Ääodenftändigfeit 46.
Ääodenverbefserung 112.
Ääo ä t h i u s 179, 180.
Ääogen u. Ääeifel 148.
Ääohlenbauten 128.
Ääöhmen 77.
Ääohnen 115.
Ääohneninfel (Ääabaria) 115.
Ääoier 77.
Ääonifatius (Ääinfrid) 233.
Ääoote (v. Ääydam) 157, 159.
Ääorfum (Ääurchana) 115.
Ääornholm 81, 87.
Ääriefchreiben 193.
Ääritannien 27, 92, 103.
Ääronze 27.
Ääronzezeit VII, 22, 27.
Äärufterer 75, 81.
Äärunhildenfage 224.
„Äärünne“ (Ääanzer) 142.
Ääuchftaben (germ.) 184.
Ääühnenrachten 149.
Ääufwifa (Äächrift) 67.

Burgunder 81, 86 uff.,
89, 102, 186, 229 uff.
Bußgeld 204.

Cäsar, Julius 23, 28,
29, 31, 33, 62, 64, 75,
77, 93 uff., 106, 107,
118, 134, 139, 159,
174, 199, 200, 204, 217.

Caracalla (Kaiser) 83,
84.

Cartris 58.

Cassiodor 97.

Catualda 81.

Cerialis (Feldherr) 159.

Chaos (griech.) 218.

Chariomer (König) 95.

Charnay (Spange) 186.

Chatten (Hessen) 12, 59,
81, 86.

Chauken (Hugen) 11, 14,
86, 159.

Cherusker 78, 81.

Chilberich (König) 99.

Chlodnig (König) 89, 99,
232

Chriemhild 213, 214.

Christentum 89, 217,

226 uff., 233 uff., 237.

Chrodulf (Radulf) 102.

Cicero 163.

Codex argenteus 228.

Columella 133.

Corbulo (Feldherr) 159.

Cronium mare 4, 58.

Cuvier 43.

Dachbau 126, 137.

Dänen 6.

Degen (Waffe) 145.

Delos, Delier 166 uff.

Delphi (Tempel) 74.

Denkmäler (runische) 186.

Desiderius (König) 99.

„Deutsch“ (Name) 58.

Dichtkunst 215.

Dienstag 223.

„Dietrich von Bern“ 91.

Diodor 23, 73, 74,
165.

Donaugrenze 83.

Dorf 130, 164.

Dornröschen-Märchen
224.

„Dreifelderwirtschaft“
110.

Druiden 176.

Drusus 77, 94.

Dung, Mist 112.

Eber 223.

Edda 165, 193, 217, 218.

Egbert v. Wesser 103.

Eginhard 155.

Eggernsteine 59, 78, 79.

Ehringsdorf (Kiefer) 41.

Eichel, Eichelbrot 18.

Eichen 11.

Einbaum 156, 157.

Einherier 220.

Einlegearbeiten 23.

Ein (Göttin) 198.

Eisen 28.

Eisenalter VII, 22.

Eismeer (nördliches) 4.

Eiszeit 42.

Ekkehard (Mönch) 210.

Elbe 6.

Eich 29 uff.

Enten 135.

Entwicklungsgang VII.

Entwicklungsstufen 41,
51.

Er, Ear 223.

Erbsen 115.

Erdmutter s. Nertha.

Erfinder der Schrift 184.

Ermo Id 36, 237.

Erzalter (skandinav.) 45.

Erze 22, 25.

Essig 18.

Estruzer 69.

Eturich (König) 205.

„Evangelienbuch“ Dt=
frieds 234.

„Ex oriente lux“ VI.

Fachwerkbauten 128.

Falke, Falkenjagd 36.

Federvieh 133 uff.

Federmild 36.

Feldzeichen (germ.) 138.

Feldzeichnungen

(schwed.) 159.

Feod 293.

Feste, bewegliche 176.

Feuerstein 19.

Fischart, Johs. 147.

Fische (Fluß u. See:) 38.

Flotten (germ.) 161, 165.

Flüsse 11, 22.

„Frame“ (Waffe) 147.

„Francisca“, Frankentag

148.

Franken 59, 75, 85, 86,

89, 92, 99, 233 uff.

Fränkisches Haus 125.

Frauen (Heilkundige)
198.

Freia 202, 203.

Freigelassene 204.

Fria, Frigg 222, 236.

Frisen 14, 58, 81, 92, 110.

Fro (Gott) 223.

Frouma, Freya 224.

Fruchtbarkeit 15 uff.

Fuchs 35.

Fürsten 202 uff.

Fürstliche Tracht 156.

„Futhart“ 186 uff.

Gaiferich (König) 203.

Galenus 46.

Gallien, Gallier 9, 28,

63, 64, 74, 75, 118,
119.

Gans 37, 134.

Gartenbau 115, 132.

Gartenfrüchte 113.

„Gaudeamus“ (Lied) 216.

Geberich (König) 88, 95.

Gebirge (deutsche) 12.

Gebräuche geheime 199.

Gehöft 130.

Gefolgsleute 110, 130,
139, 204.

Geld 162.

Gelenkverletzungen 194.

Gelimer (König) 208.

Gemüse 106.

„Geometrie“ (Boëthius)
180.

Geräte, landw. 111, 116.

Gerätschaften 15.

Gerbert (Sylvester II)
181.

Gerda (Göttin) 223.

Gerichtsstätte 59.

„Germanen“ (Name)

54 uff.

Germanicus (Drusus)

12, 79, 139.

Germanenheimat 3 uff.

Gerste 111.

Geschlechtsälteste 204.

Gesetzbücher 205.

Gesittung (germ.) 190,
206.

Gesteine 19.

Getränk 18.

Getreidearten 111.

- Gewandung, Tracht 138 uff.
 Wohnheitsrecht 205
 Gigantenjäten 174.
 Glaubensboten 233, 235, 237.
 Gletscher 11.
 Gnitahede 210.
 Godanus sinns 77.
 Gofstad (Schiff) 160.
 Gold 22.
 Goldhorn v. Gallehus 184.
 Goldschmiede 132, 155.
 „Goldftröm“ 8.
 Goten 4, 66 uff., 77, 81, 83 uff., 87, 91, 96 uff., 176, 184, 226, 229.
 Gotifche Sprache 53.
 „Gotifcher Stil“ 137.
 Götter (Umdeutung) 236.
 Götterglaube 208, 217 uff., 225.
 Götterdämmerung 220.
 Göttersage 218.
 Gottefhäuser 225.
 Gottesurteil (Ordal) 205.
 Gottheiten 221 uff.
 Götinnen 224.
 „Gögendienst“ 232.
 Gräber (germ.) 47.
 Gräberfunde 140.
 „Gräto-Italer“ 64, 73.
 Gregor (Bifchof) 234, 235.
 Gregor v. Tours 232.
 Grenzwall 81, 83.
 Griechen 23, 68, 73.
 Griechifches Alphabet 183.
 Grumpan (Ziermünze) 186.
 Gruthunge 87.
 Gundestrup (Opferkessel) 23, 138 uff.
 Gutshöfe 130.
 „Gadfilber“ 23.
 Hadrian (Kaifer) 81.
 Hafer 112.
 Hagen (Held) 212 uff.
 Hahn 134.
 Hafenpflug 111
 „Halbgermanen“ 75.
 Halbgötter 225.
 Hallen (fürftl.) 125.
 „Halligen“ 14.
 Halmfrüchte 106, 113.
 Handel 156 uff.
 Handelsstraßen 165.
 Handmühlen 111.
 Halsberge 142.
 Harfe 207.
 Harnifch 142.
 Haruden 29.
 Hausbau 15, 123 uff.
 Haushuhn 37.
 Haustiere 116 uff., 133.
 Hausvater (Rechte) 204.
 Hautfarbe (helle) 45.
 Hebel (Dichter) 60.
 Heerhörner (Luren) 138, 207.
 Heiligenverehrung 236.
 „Heiliger Frühling“ 113.
 Heiligtümer (germ.) 59, 235.
 Heilkunft 193 uff.
 Heilkräuter 198 uff.
 Heilränke 198.
 Heilungen 197.
 Heim 130.
 Hekataüs 165.
 „Helden“-Keltten 63.
 Heldenlieder 161.
 Heldensage 208.
 Heldentum 130, 237.
 „Heland“ 125, 234.
 Heller (Münze) 163.
 Hellfarbigkeit 46, 101.
 Helm 140.
 HelmoId 68.
 Helveter 62, 69, 75.
 Herzöge 99.
 Herkules 208.
 Herkunft der Germanen VI.
 Hermanarich (König) 95, 209.
 Hermanfrid (König) 102.
 Hermionen, Germanen 55.
 Hermunduren 77, 81, 83, 85, 101.
 Herodot 3, 24, 27, 34, 36, 46, 73, 162, 175.
 Hethiter 72.
 Heu (Dhmd, Grummet) 19.
 Hieroglyphen 182.
 Hildegunde 213, 214.
 Himilfo 3.
 Himmel und Boden 7 uff.
 Himmelskunde 176.
 Hirsch 34.
 Hirse 111.
 Hochtiere (Primates) 41.
 Höfe (Bauten) 125.
 Holentaufen 81.
 Holzarten (deutfche) 15, 18.
 Holzbauten 136 uff.
 Holzfirchen 126.
 Holzfohle 16.
 Homer (Odyssee) 4, 27.
 Homo (Mensch) 42.
 Homo europaeus 7.
 Honig 18, 39.
 Hörige 202, 203.
 Hügen (Chauken) 86.
 Hühnerzucht 133.
 Hülsenfrüchte 106, 115.
 Hummer 38.
 Hund 35, 117.
 Hunnen 88 uff., 96, 212.
 Hyperboreer 165 uff.
 Ibdistavifus (Schlacht) 12, 139.
 Inder 73, 180.
 „Indogermanen“ 7, 23, 24, 48, 50, 167.
 Indogerm Ursprache 202.
 „Indokelten“ 48.
 Ingvänonen 55.
 Irland 3.
 Ifidor (Bifchof) 228, 230.
 „Ifothermen“ 8.
 Italicus (Fürft) 95.
 Italien 9.
 Itävonen 55.
 Jagd 136.
 Jahrftab (Zahlftock) 170 uff., 177.
 Jordan 72, 84, 90, 125, 176, 202, 212, 214.
 Iosephus 173.
 Julian (Kaifer) 86.
 Jupiterjäten 174.
 Jüten 103.
 Juthunge („Lentienfer“) 85.
 Jütland (Geataland, Jötaland) 77.
 Kadmos 184.
 „Kaiferking“ (Münze) 163.
 Kalender 160, 171, 175.
 Kalkftien 19.

- Karl der Große 99, 155, 174, 237.
 Kaffiteriden (Zinniseln) 27.
 Katalanische Felder (Schlacht) 89.
 Katholischer Glaube 228 uff.
 Kattogat 77.
 Katzen 35.
 Kaufmann (röm.) 163.
 „Kaukasische Rasse“ 43.
 Keilschrift, assyr. 182.
 Kelten 6, 22, 28, 51, 52, 62 uff., 74, 92, 134, 165, 190.
 Keltisch-germ. Wörter 63.
 Keltische Götter 64.
 Keltisch-Lateinisch 64.
 Kentum- u. Satem-Sprachen 53.
 Kettenhemd 140.
 Kezerei (arian.) 228 uff.
 Kimbern VII, 3 uff., 54, 58, 73 uff., 85, 106, 110, 117, 118, 138.
 Kimbrische Halbinsel 6.
 „Kimmerier“ 5, 73.
 Kimmerischer Bosporus 73.
 Kirchen 236.
 Kirche 17.
 Kjöfkenmöddinger 117.
 Kleidung, männl. 149 uff., weibl. 150 uff.
 Klöster 233.
 Knechte 203.
 Kneipwirt (röm.) 163.
 Knochenbrüche 194.
 Knochenfunde 47.
 Kohlarten 113.
 Kählerei 16.
 König 94, 99, 101, 194, 202.
 Konstantin d. Gr. 226.
 Kornstein (Granit) 19.
 Kreter 182.
 Kreuzzüge 103.
 Kriegertracht 149 uff.
 Krin (Halbinsel) 73.
 „Kuhlen“ (Mergeln) 112.
 „Kulturströme“ VII.
 Kunst (germ.) 125.
 Kunstfertigkeit 45.
 Kunstgeschmack 155.
 Kupfer 24 uff.
 Kysiverstein 186.
 Langobarden 6, 77, 91, 92, 98 uff., 149, 206, 231.
 Landrechte 206.
 Landteilung 107.
 Landwechsel 204.
 Landwirtschaft 106 uff.
 Lauben-Bau 126.
 Lech (Sprachgrenze) 90.
 Leibeigene 110.
 Leonardo (v. Pisa) 181.
 Leovigild (König) 230, 231.
 Letten 68.
 „Licht aus dem Osten“ 49.
 lingua todesca 101.
 Linné 42.
 Linsen 115.
 Litauer (Aster) 67, 190.
 Luitbrand (König) 232.
 Livius 74, 110.
 Lockvögel 136.
 Loffi 224.
 Lollius 77.
 Lot (Blei) 27.
 Löwen 34.
 Luchs 35.
 Ludwig d. Fromme 237.
 Ludwigslied 208.
 Lugier 90.
 „Luren“ (Heerhörner) 207.
 „lux in tenebris cim-meriis“ VI.
 „Mango“ (Händler) 163 uff.
 Marbod 79, 81, 84, 94 uff., 163, 202 uff.
 Marc Aurel, Kaiser 83.
 Mären 215.
 Marius (röm. Feldherr) 74, 138.
 Markomannen 6, 62, 77, 83, 91, 94.
 Markt, Ortschaft 164.
 Marmor 19.
 Marsen 225.
 Marjisch-istävonischer Stamm 59, 86.
 Mattiaker 23.
 Mauer (Kiefer) 41.
 Mauren 96.
 „Medicinzahlen“ 178.
 Meereserzeugnisse 14.
 Mensch (a. Wesen) 40.
 Menschenrechte (vorzeitl.) 43.
 Menschwerdung 219.
 Merowinger 99.
 Merseburger Sprüche 195, 216.
 Messing 27.
 Met 18, 39.
 Metalle 22, 24.
 Metallgeld 162.
 Meton („meton. Zyklus“) 170.
 Mexikanische Bilderschrift 182.
 Milchtiere 120.
 Mohammed ben Musa 180.
 Mönche 233.
 Mondzeit (Monat) 167, 170, 174 uff.
 „Mondweise“ (Wahr-sager) 175.
 Monza, Domschatz 231.
 Moore 12.
 Moorfunde 149.
 Morimarus 4.
 Moriner (Volk) 134.
 Mundarten 54 uff.
 Münzen 162.
 Muratori 96.
 Muspilli 220, 234.
 „Mutterchoß der Geschlechter“ 113.
 Nächte (Zeitmaß) 174.
 Nahrungsmittel 17.
 Namen der Jahreszeiten u. Feste 177.
 Naturwissenschaft 5, 141.
 Neandertal (Gerippe) 41.
 Nemetes 75.
 Neufölln (Reitergrab) 118.
 Nibelungenlied 33, 34, 214.
 Nichtarische Völker 49.
 Niederdeutsch 54, 59, 61.
 Niederrhein 59, 86.
 Nikolaus (Abt) 210.
 Njörd (Gott) 224.
 Nordendorfer Spange 90.
 Nordleute (Nordalbin-gier) 92.
 Nordmeer 41.
 Nordsee (German. Meer) 12.
 Normannen 161, 165.

- „Normanischer Bau-
 stil“ 138.
 Nornen 225.
 „Northuringia“ 102.
 „Ruzkräuter“ 106, 132.
 Nydam (Schiff) 157.
 Obst 17, 132 uff.
 Odoaker 90 uff.
 Odyssee 4 uff.
 Öffentliche Meinung 204.
 Öl, Ölfrüchte 18.
 Olymp (u. Walkhall) 218.
 Opferkessel v. Gunder-
 trup 23.
 Orbal 205.
 Ortsnamen 40, 63, 85uff.
 Ortschaften 130.
 Oseberg (Schiff) 160.
 Osterlinge (Pfund Ster-
 ling) 23.
 Öfen, „Urheimat“ 93,
 167.
 Ostfranken 59.
 Ostgoten 228, 230.
 Ostmark, (Österreich) 60,
 90.
 Ostsee, Schwäb. Meer
 14, 84.
 Ostfrid v. Weiszenburg
 233.
 Panzer 142.
 Papst, röm. Bischof 229,
 232.
 „Paradies, VI.
 Paul (Wernesrieds
 Sohn) 29, 97, 135, 231.
 Pech 16.
 Perlen 39, 63.
 Perjer 72 uff.
 Pfahlbauten 18, 111, 123.
 Pennig 163.
 Pferd 33 uff., 118 uff.
 Pflaume (Zwetsche) 17.
 Pflug 111.
 P h i l o n (Schriftsteller)
 173.
 Phöniker 183.
 „Phönitische“ Schrift
 183, 188 uff.
 Pilze (Schwämme) 19.
 Pippin d. J. 99, 102.
 Plinius 9, 11, 14,
 16 uff., 22 uff., 29, 31,
 33 uff., 39, 46, 54, 55,
 72, 111, 112, 115, 117,
 120 uff., 133 uff., 157,
 164, 183, 188.
 Plutarch 5, 62, 73,
 74, 106, 138, 175.
 Posidonius 73.
 Preußen 68, 103.
 Priester (germ.) 176, 203.
 Priscus 123, 208.
 Prokop 22, 66, 97, 197.
 Prospero. Aquitanien
 92.
 Ptolemäus 92.
 Pytheas 3 uff., 111, 128.
 „Pythagorische Tafel“
 179.
 Quaden 81, 83.
 Quellen (geweihte) 232.
 Radagais 88.
 Räderpflug 111.
 Ratsmänner 205.
 Raffengliederung 43.
 Ravenna 90.
 Rechenmeister 181.
 Rechtskunde 193 uff.
 Rechtspflege 200 uff.
 Reibsteine 111.
 Reinlichkeit 199.
 Reiterei 139.
 Refared (König) 96, 230.
 Rentier 29, 45.
 Reuter (Fris) 61.
 Rhäter 68.
 Rhein 22, 81.
 Rheingrenze 81.
 Ribovaren („Ripuarier“)
 59, 86.
 Richer 181.
 Richter 205.
 Rind 119 uff.
 Ritterstand 204.
 Roggen (=brot) 112.
 Rom 74.
 „Romanischer Stil“ 126,
 137.
 Römer 24, 27, 83, 98,
 159, 173 uff.
 Römische Kirche 229.
 Römisches Recht 206.
 Rüben 113, 115.
 Rubbed VI.
 Rügen 81, 90.
 Rugier 81, 90.
 Rugiland 90, 91.
 Runen 171, 184 uff., 188,
 195.
 Runenbriefe 192.
 Runendenkmäler 189.
 Runeninschriften 53, 89,
 172, 184, 186, 192.
 Runenreihe, altgerm.
 186 uff.
 Runstab 172, 175.
 Rüstung 149.
 Rußland 88, 103.
 Sachs (Kurzschwert) 147.
 Sachsen 6, 55, 61, 84 uff.,
 92, 99, 103, 234.
 Sachsenpiegel 206.
 Salben 198.
 Salier 86.
 Salvianus (Bischof)
 229.
 Salz 19.
 Sandstein 19.
 Sang 206 uff.
 Sänger (germ.) 207.
 Sagnet 223.
 S a r o (Geschichtschrei-
 ber) 193, 212.
 Scalfiger 170.
 Schädelheilung 194,
 196 uff.
 Schaf 121.
 Schäferhund 121.
 Schalen (goldene) 22.
 Schaltjahr, =monat, 175.
 Schalttag 175, 176.
 Schatz (der Könige) 22.
 Schermesser 159.
 Schiffbau 14 uff., 156.
 Schifffahrt 156 uff.
 Schiffsdarstellung 159.
 Schild 142 uff.
 Schildgefang 208.
 Schilling (Münze) 23.
 Schlachtgefang 207.
 Schlehe 17.
 Schlesien 87, 88.
 Schmelzereien 45.
 „Schöffe“ 200.
 Schmiedekunst 149.
 Schmuckfachen (goldene)
 22, 23, 155.
 Schreibkunst 182, 193.
 Schrift 181 uff.
 Schwaben 29, 60, 62, 75,
 81, 83, 85, 88, 89, 107.
 Schwabenspiegel 206.
 Schwan 37.
 Schweden 27.
 Schwedische Steingeit 49.
 Schwein (Sau, Eber) 34,
 122.
 Schwert 143 uff.

- Seen 12.
 Seefahrer 161.
 Seevogel 37.
 Seewesen 159.
 Seife 122.
 Segest, Fürst 78.
 Semiten 24, 28.
 Semnonen 6, 77, 84, 91, 222.
 Sendboten (Christl.) 233.
 Serer 73.
 Servius 37.
 Sidorius 155.
 „Siebenherrschaft“ 103.
 Sif (Göttin) 223.
 Sigambren 75, 77, 116.
 Sigfrid 208, 209, 215.
 Sigismund, König 230.
 Sigimer 202.
 Silbergruben 23.
 Silinge 88.
 Sippe 204.
 Stager Rat 77.
 Skandinavien (Scania, Schonen) 6, 92, 189.
 Skiren 74.
 Sklavenen 66.
 Sklavenhandel 164.
 Skrama, Skramafay 147.
 Skythen 6, 24, 28, 29, 49, 66, 69 uff., 118.
 Skythischer Djean 69.
 Slaven 66 uff., 190.
 Soissons (Schlacht) 89.
 Solinus 39, 46.
 Sonnenjahr 173.
 Spanien 96.
 Spargel 115.
 Speer 147.
 Spieß 147.
 Sprachdenkmäler (altfränk.) 80.
 Sprache (Rechts-) 201.
 Sprachforschung (vergl.) VI, 49.
 „Sprachgesetze“ 53.
 Sprachgrenze 92.
 Sprachverwandtschaft 49 uff.
 „Sprachformen“ 183.
 Staatengründung (germ.) 93.
 Stadtkirche (norm.) 126.
 Stabreim 215, 216.
 „Stabzahlen“ 177, 179.
 Städte 81, 130, 136, 163.
 Stallfütterung 112.
 Stämme (deutsche) 54 uff.
- Stammbaum (german.) 61.
 Stammbaum (indo-germ.) 51 uff.
 Stammbaum (Menschen-) 41, 42.
 Stammbaum (Völker-) 50.
 Stammeskönige 45.
 Stammesjagen 6.
 Stammvolk 51.
 Stände, Gliederung 202.
 Steinbauweise 126, 136.
 Steinsalz 19.
 Steinsejungen, Schiffe 161.
 Steinzeit VII, 45, 106, 181.
 Stephan von Byzanz 74.
 Sternkunde 176.
 „Stiege“ 178.
 „Stilicho, (Feldherr) 88, 89, 116.
 Stjarnhelm (Gelehrter) 170.
 Stonehenge 167.
 Stoßwaffen 147 uff.
 Strabo 23, 46, 62, 73, 74, 107, 111, 159.
 Strafen 205.
 Streittag 148.
 Ströme (deutsche) 12.
 Sturmhaube 140.
 Südschweden (Germanenheimat) VI, 106.
 Sueben (Schwaben) 107.
 Sumerier 176.
 Syagrius (röm. Statthalter) 89.
 Szent Miklos (Goldfund) 72.
- Tacitus 5, 8, 12, 17, 18, 22, 23, 28, 46, 54, 55, 59, 66, 67, 106, 107, 110, 112, 113, 119, 120, 123, 130, 133, 139, 143, 147, 150, 157, 159, 162, 163, 184, 188, 194, 199, 200, 201, 202, 205, 206, 208, 217, 218, 221 uff., 225 uff.
 Tager (Namen) 173.
 Tamsana 59, 225.
 Tarandus (Rentier) 29 uff.
 Tauben 135.
- Tauschhandel 161.
 Tauscherungen 23.
 Teja (König) 91, 97 uff.
 Tempel (heidn.) 223, 235.
 Tenkerer 75, 77, 107, 110, 119.
 Teutoburger Wald 210.
 Teutonen 4 uff., 74.
 Themsemesser 186.
 Theodorich (König) 91, 96 uff., 101 uff., 120.
 Theodectes 46.
 Theotmalli 78.
 Thonar, Thor 222.
 Thrafer 68.
 „Thrilidi“ 175.
 „Thule“ (Island) 4.
 Thumelitus 210.
 Thüringer 60, 85, 101.
 Thusnelda 210.
 Tiberius 77, 94, 157.
 Tierbilder 45.
 Tierverbreitung 41.
 Tierwelt (deutsche) 29 uff.
 Tius, Ziu 223.
 Tonkunst 217.
 Töpferkunst 132.
 Torsberg (Ortband) 186.
 Totenbestattung 161.
 Totila (König) 97.
 Tracht (germ.-gall.) 64, 66, 149 uff.
 Trajan (Kaiser) 81.
 Triboler 75.
 Tulinge 75.
 Tuisto 223.
 Lungrer 6, 75.
 Türken 73.
- Übervölkerung 93, 113.
 Ueber 75, 112.
 Ulfila (Bischof) 53, 58, 162, 177, 184, 228.
 Umdeutung (kirchl.) 236.
 Unstrut (Schlacht) 102.
 Urheimat (german.) 6, 7, 40, 50, 184.
 Urheimat (kirchl.) 41.
 Urmenisch (Homo primigenius) 42.
 Urrunen 187 uff.
 „Ursprache“ 51, 53.
 „Ursprungsgebiet d. Runen 188.
 Urwald 9, 12.
 Uspeter 77, 107.

- Badstena** (Ziermünze) 18.
Valens (Kaiser) 228.
Barro 19, 22, 112.
Barus (Feldherr) 77 uff., 95.
Barusschlacht 78.
Bectis (Wight) 4.
Bellejus 157, 202.
Benantius 15, 33, 112, 125, 134, 193, 208.
Verbrechen (Sühne) 205.
Berelius 193.
Vererbung 46.
Vergleichende Schriftforschung 183.
Versteinerung 41.
Verus (Kaiser) 83.
Vesuv (Schlacht) 97.
Vidolf (Heilfürster) 198.
Vieh 116 uff., 120, 162.
Viehzucht 106 uff.
Völkernamen 149.
Völkerwanderung VIuff., 48, 92, 113.
Volksuntersuchungen 6.
Volkschrift (nordische) 184.
Volkstracht 156, 157.
Volkssammlungen 204.
Vopiscus 122.
Vorburgen (röm.) 163.
Vorderasiatische Völker 49.
Vormensch (Proanthropus) 42.
Wachs 39.
Waffen 45, 64, 138 uff.
Waffenschmiede 132.
Wälder 11, 15.
Walhall 218, 222.
Walfüren 225.
Wallfahrtsorte 59.
Walther (Held) 209, 212 uff.
Waltherlied 210.
Wandalen 6, 67, 77, 88, 92, 98, 186, 203, 229 uff.
Wanderungen (german.) 5, 74, 77, 83, 88, 93, 103, 106 uff., 184.
Wanderwege 6.
Wanen 221, 224.
Warnen 86, 102.
Wassergeflügel 36.
Wattenmeer 14.
Wechsel 18.
Weiler 130.
Wein 18, 132 uff.
Weizen 112.
„Wellentheorie“ 51.
Weltende 220 uff.
Weltesche („Dggdrasil“) 174.
Weltfäulen 174.
Welterschöpfung 218.
Wenden 66 uff., 99.
Werste 14.
Wergeld 204.
Wermolf 35.
Wertmaß 162.
„Wertstatt der Völker“ 50, 93, 113.
Wessobrunner Gebet 218.
Westeuropa 41.
Westgoten 88, 96, 230.
Wetter 12.
Wildhengst 33.
Wildtaze 35.
Wildobst 18.
Wildschweine 34.
„Winland“ (Amerika)
Wisent (Bison) 33.
Wisumar (König) 88.
Witterungsverhältnisse 7.
Witwenverbrennung (slav.) 67.
Wochenrechnung 173.
Wochentage (Namen) 173.
Wodan, **Odin** 167, 173, 174, 193, 221, 236.
Wolf 35, 117.
Wolfsanger bei Rassel 92.
Worms (Gelehrter) 172.
Wundwasser 199.
Wurst 122.
Würzwein 18.
„Dggdrasil“ (Weltesche) 174.
Zahlstoß (Zahrstab) 170 uff.
Zahlzeichen (Ziffern) 165 uff., 178 uff.
Zehntland 75.
Zeitausdrücke 176 uff.
Zeitrechnung 165 uff., 176 uff.
Zeitweiser 171, 177.
Ziege 121 uff.
Zierkunst 126.
Zinn 3, 25.
Zinninseln (Kassiteriden) 27.
Zülpich (Schlacht) 89.
Zweitsche (Zwetsche) 17.
Zwölfszahl (d. - Götter) 218.



Bilder-Verzeichnis.

- Titelblatt: Botan, nach Gf. von Rosen.
 Seite III: Aufgedeckter Hohlweg in einem westpreußischen Moor.
 " IV: Junger Germane im Fausmantel mit Waffen und Feld-
 zeichen (Vatikanisches Museum, Rom).
 " V: Goldener Armring, nach Montelius: Kulturgeschichte
 Schwedens (E. A. Seemann in Leipzig).
 " 1: Nordische Germanen in ihrer nach bronzezeitlichen Fund-
 stücken wiederhergestellten Tracht (Museum Kopenhagen).
 " 2: Zwei Ansichten aus der Lüneburger Heide (Naturschutz-
 gebiet).
 " 3: Zierleiste mit langobardischem Muster.
 " 10: Im Watt bei Sylt versunkener (vorzeitiger) Wald.
 " 13: Infolge Deichdurchbruchs überschwemmte Nordsee-
 marsch (Handzeichnung).
 " 20/21: Goldgefäße des nordischen Erzalters (Fund von Ebers-
 walde 1913, Maßstab 1 : 5). — Goldene Armspangen,
 Nach Kossinna: Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend
 nationale Wissenschaft. 2. Auflage. Verlag von Curt Abitzsch.
 Würzburg 1914. — Goldener Halsring.
 " 23: Silberner Opferkessel von Gundestrup, aus dem 2.
 Jahrhundert vor Chr. Geb. (Kopenhagen).
 " 26: Beikflingen, Speerspitzen, Nordische Schwertgriffe
 mit Knauflättern (aus dem Erzalter, nach Kossinna). Bron-
 zene Pferdezaumketten.
 " 30: Elche. Aus Meerwarth u. Soffel: Lebensbilder aus der
 Tierwelt (H. Voigtländers Verlag in Leipzig).
 " 32: Wisentherde, ebendaher.
 " 40: Menschen-Stammbaum (aufgestellt vom Verfasser).
 " 44: Germanischer Krieger (Kopfbild, Brüssel). — Ger-
 manin (Brit. Museum, London).
 " 47: Edle Germanin (sogenannte "Thusnelba", Florenz).
 " 52: Stammbaum der indogermanischen Völker (aufgestellt vom
 Verfasser).
 " 56/57: Karte von Germanien zur Zeit des Tacitus (um 100
 nach Chr. Geb.) entworfen vom Verfasser.
 " 61: Stammes-Gliederung der Germanen (vom Verfasser).
 " 65: Waffen, germanische und gallische; Trinkhörner (13 Ab-
 bildungen).
 " 70: Goldener Kamm aus einem skythischen Königsgrabe (2 Abb.).
 Skythisches Wandbild.
 " 71: Skythischer silberner Köcherbeslag. Skythischer
 Silberbecher. Mit Kampfbildern (Funde von Nikolajew).
 " 76: Edler Germane, sogenannter Arminius (Brustbild aus dem
 Vatikan. Museum in Rom). Julius Cäsar, Kopf des
 Standbildes im Konservatorenpalast. P. Quintilius Varus
 (Münze in Berlin).
 " 80: Die Egsternsteine, einstiges Volksheiligtum der Cherusker.
 " 82: Ostseelandschaft (Schlucht bei Dirshheim, Samland).
 " 87: Feldherr Stilicho (Wandale) und seine Gattin. (Reliefbildnis
 von ihrem Brunnsarg in Mailand).

- Seite 100: Karl der Große. Kleines ehernes Standbild (früher im Domschatz zu Metz, jetzt in Paris).
- „ 103: Namenszug Theoderichs d. Gr. (an der sog. Herkules-Basilika zu Ravenna).
- „ 104: Pfahlbauten, nach aufgedeckten Resten wiederhergestellt von Ferd. Keller, Zürich.
- „ 105: Tracht und Bewaffnung kimbriischer Krieger. Einzelheit vom Silberkessel von Gundestrup (2. Jahrh. vor Chr. Geb.).
- „ 108: Bronzene Rinder mit silbernen Hörnern (Fund aus der Prov. Sachsen). Germanisches Vieh, von Römern erbeutet (rechts: gefangene Germaninnen), von der Marcussäule in Rom.
- „ 109: Schwedische Felszeichnungen mit Schiffen und Pflügen. Altnordischer Holzpflug. Erzene Sichel mit kunstvollem Holzgriff.
- „ 114: Blashorn mit Griff (Schweden). Vierrädriger Stuhlswagen mit reicher Verzierung (dänischer Fund). Bronzewagen (von Burg Spreewald). Kleiner, tönerner Schmelzofen (aus Billendorf, Mark).
- „ 124: Bronzezeitliche Häuserreihe und Einzelhaus, ausgegraben bei Buch (Brandenburg), wiederhergestellt von Dr. Albert Kieffebusch (Märk. Museum, Berlin). Hausurnen (aus Popp: Germanenkunst).
- „ 127: Fränkische Hofanlage (aus Nebensburg: Das deutsche Dorf, Verlag von R. Piper & Co., München).
- „ 129: Tongefäß mit Tiergestalten, norddeutsche Tongefäße aus der Steinzeit. Tönerner Gußformen für Bronzegeräte (Beilkingen, Sichel). Binsengeflecht (Fundstück).
- „ 131: Hand- und Hausgerät verschiedener Art (nach Kossinna, 13 Abbildungen).
- „ 141: Helme aus dem 2. bis 5. Jahrhundert (6 Abb.).
- „ 144: Germanenfürst mit eigentümlicher Haar- und Kleidertracht. (Trajanssäule, Rom). Halsring. Germanischer Krieger mit Larvenhelm und Kettenhemd (nach Funden gezeichnet).
- „ 146: Germane mit eigentümlicher Haar- und Kleidertracht. Krieger mit Eberhelmen (Alte Erzplatte von Deland)
- „ 151: Germanischer Reiter mit Hosen und Schild (London). Germane mit Rock und Hosen, sowie sorgfältigem Haar- und Bartschnitt (Fürstl. Sammlung in Kroschen). Strumpfhose einer Moorleiche (Museum in Kiel).
- „ 152: Frauenschmuck aus alemannischen Gräbern (Karlsruhe). Schneckenspanne (Fund von Stappenbeck, Prov. Sachsen).
- „ 153: Frauenschmuck und Gerät. Germanischer Frauenschuh.
- „ 154: Altnordisches Frauengewand, Frauenschmuck und Gerät. Faltstuhl.
- „ 157: Schiff von Nydam, 2. Jahrh. nach Chr. Geb. (Museum zu Kiel). Schermesser mit Schiffsdarstellung (nach Kossinna).
- „ 168: Stonehenge bei Salisbury (England) Sonnenheiligtum, nahezu 4000 Jahre alt. I: Nördliche und südliche Ansicht vom Jahre 1720.
- „ 169: Stonehenge II: wiederhergestellte Ansicht, Grundriß.
- „ 172: Runen-Jahrstab.
- „ 180: Zahlzeichen.
- „ 185: Goldenes Horn, gefunden 1734 bei Gallehus (Schleswig), mit Einzelheiten.

- Seite 191: Runen-Denk male: Ziermünze von Vadstena (Schweden); Spange von Charnay (Burgund); „Themsemesser“; Lanze von Kovel (Polhynien; die 18 Urrunen.
 „ 196: Schwer verletzter, trefflich verheilter Sch ä d e l (Mannheim).
 „ 207: Lurenbläser, a) von einer Felszeichnung, b) wiederhergestellte Ansicht (nach Kossinna).
 „ 211: Fränkischer Krieger in der Bewaffnung des 5.—6. Jahrhunderts. Wiederhergestelltes Vorbild im Röm.-Germanischen Zentralmuseum (Mainz).
 „ 219: Sonnenwagen von Trundholm (Museum zu Kopenhagen, nach Kossinna).
 „ 227: Hölzerne Grabkammer; Ganggrab („Denghoog“ auf Sylt; Baumjarg.
 „ 238: Drachenbild, Mittelstück von einer isländischen Kirchentür

Allen Besitzern dieses Buches sei angelegentlich empfohlen

Dr. Ludwig Wilfers

neue deutsche Ausgabe von **Cornelius Tacitus'**

„Germanien.“

Herkunft, Heimat, Verwandtschaft und Sitten
seiner Völker,

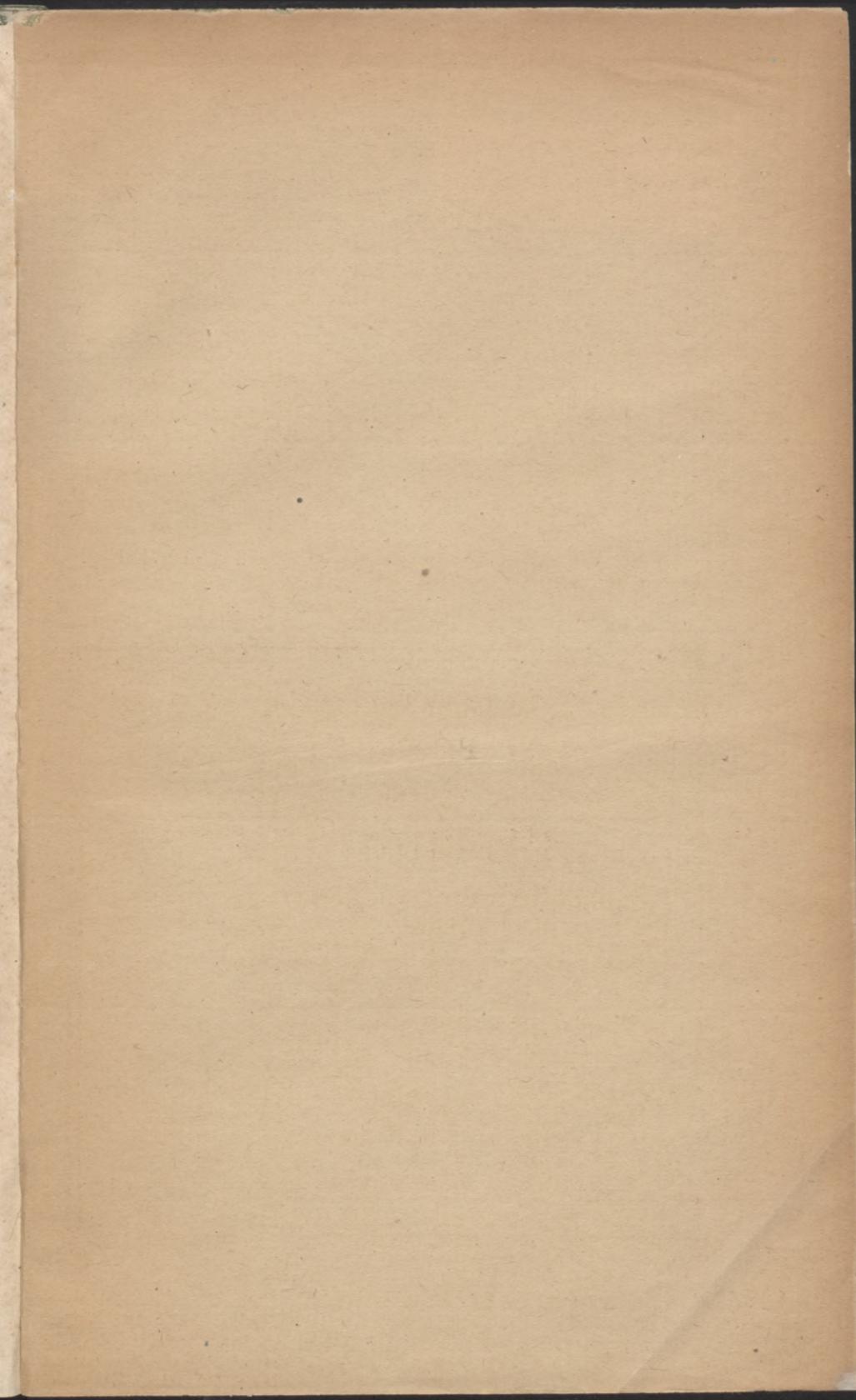
erläutert und mit vielen zeitlichen Abbildungen,
Karte, Stammbaum usw. ausgestattet.

Seit 1915: Erste bis vierte Auflage (1. bis 14. Tausend).

Leicht gebunden 2,— Mk., feiner gebunden 2,50 Mk.²

„Es ist ein hohes Verdienst des allbekannten Forschers, daß er dieses unvergleichliche Kleinod unseres geschichtlichen Schrifttums durch eine inhaltlich und äußerlich würdige deutsche Ausgabe der ganzen gebildeten Allgemeinheit zugänglich gemacht hat.“





Biblioteka Główna UMK



300022027246

27. 8. 29. 2000

Q. 100

